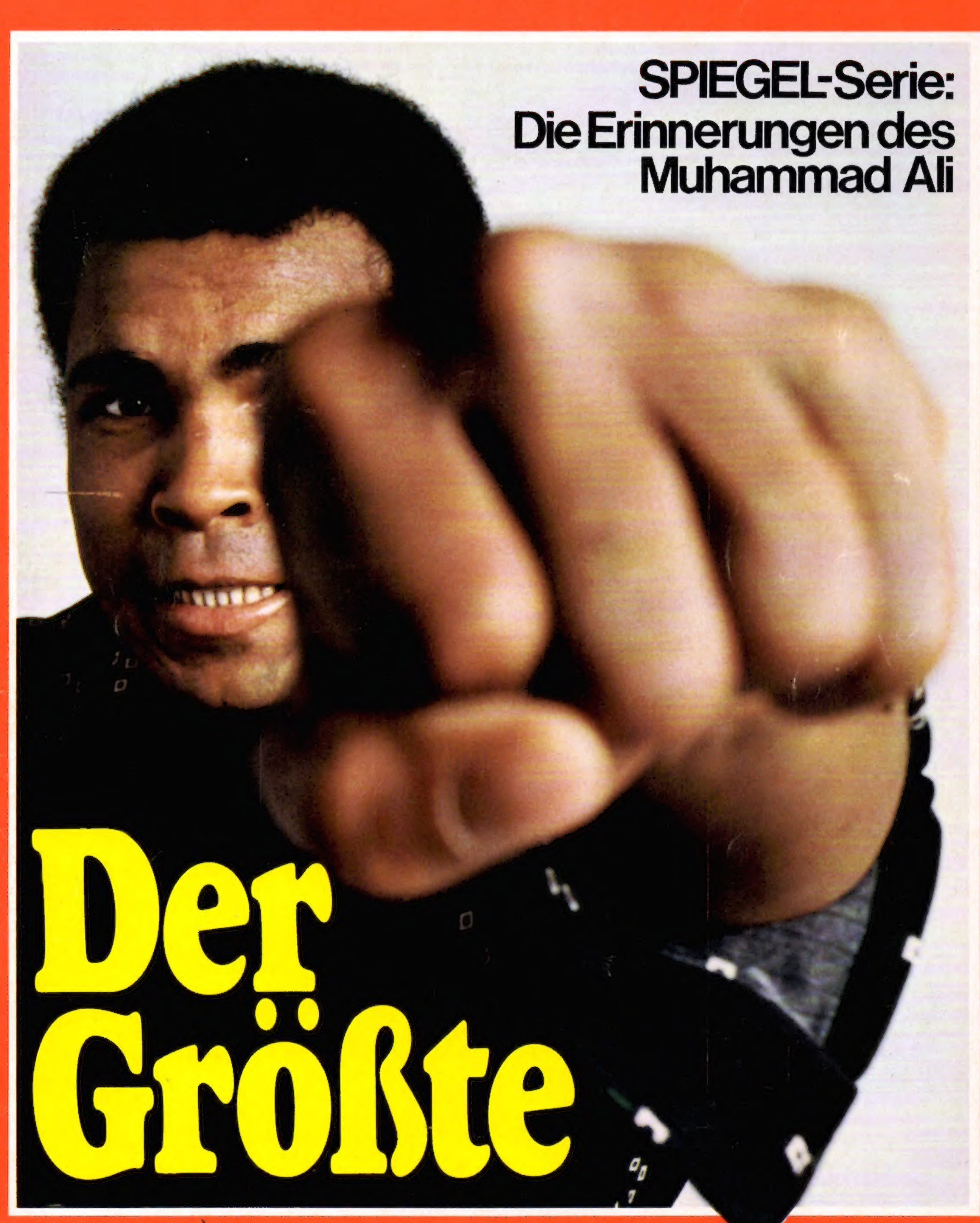
DER SPIEGEL

C 7007 CX
Nr. 43
29. Jahrgang · DM 2,50
20. Oktober 1975



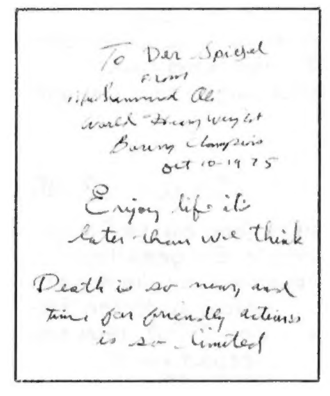


Weinbrand
Mariacron.
Der Geschmack,
der einen Genießer
lächeln läßt.
1894
Mariacron

HAUSMITTEILUNG

Datum: 20. Oktober 1975 Betr.: Ali, Ami

Der Brief an den lieben SPIEGEL-Leser, hier abgebildet, stammt nicht, wie sonst von Zeit zu Zeit, vom Herausgeber, sondern von einem alten und neuen Weltmeister und enthält ein paar Wünsche, die sich sehr frei etwa so übersetzen liessen: „Freut euch des Lebens." Wörtlich schreibt der Boxweltmeister im Schwergewicht: „Enjoy life it's later than we think" und „Death is so near, and time for friendly activities is so limited" – Geniesst euer Leben, es ist


To Der Spiegel
From
Muhammad Ali
world heavyweight
Boxing champion
oct 10-1975

Enjoy life its
later than we think

Death is so near, and
time for friendly actions
is so limited



Ali-Brief, Autor und SPIEGEL-Photographin Monika Zucht

später als wir denken, und, der Tod ist so nah und die Zeit für gute Taten so kurz.

Unser Mann nennt sich Muhammad Ali, und niemand in seiner Nähe, der seine Sinne beisammen hat, wird sich Alis Gebot widersetzen, ihn beileibe nicht Cassius Clay zu nennen.

Zu seiner von allen Konkurrenten schmerzlich erfahrenen Schlagfertigkeit im Ring kommt eine mindest so reaktionsschnelle Schlagfertigkeit im Showbusiness. Drückt ihm eine Besucherin kräftig die Hand – etwa die SPIEGEL-Photographin Monika Zucht –, ruft er au, als hätte sie ihm die Knöchel zerquetscht. Beim Photographieren für dieses Heft, das die Veröffentlichung seiner Memoiren im deutschen Sprachraum einleitet, zog er sich einen Boxhandschuh über die Rechte und klemmte den Füllfederhalter, mit dem er seine Empfehlungen an die SPIEGEL-Leser niederschrieb, in die Handschuhfaust („An meiner Linken kommt keiner vorbei. Die Erinnerungen des Boxweltmeisters Muhammad Ali", Seite 86).

+

Sicherlich nicht der einzige Freund Europas, aber beim SPIEGEL bisher der einzige mit einer Medaille für Europa-Freundschaft ist Verlagsleiter Alfred E. Wissmann. Für Verdienste, die er sich bei Überlegungen um europäische Einheit in einschlägigen Gremien des Verbandes Deutscher Zeitschriftenverleger (VDZ) erworben hat, wurde ihm vom Generalsekretär des Europarats, Georg Kahn-Ackermann, in Strassburg die Medaille „Ami de l'Europe 1975" überreicht.



Europa-Medaille für Wissmann

IN DIESEM HEFT

DEUTSCHLAND

Deutsche Atomgeschäfte mit Südafrika — Seite 25

Die Annahme, Bonn verhelfe Südafrika zur „Atombombe", so beteuerte die Bundesregierung, sei „absurd". Südafrika versucht unterdessen, mit deutscher Hilfe eine Uran-Anreicherungsanlage zu entwickeln, aus deren Produkten sich freilich auch Sprengmaterial herstellen ließe.

Panne bei der Richter-Wahl — Seite 30

Justizpolitischer Eklat in Bonn: Die Wahl des Sozialdemokraten Wolfgang Zeidler zum Vizepräsidenten des Bundesverfassungsgerichts ist offenkundig ungültig. Die Wahlmänner des Bundestages haben übersehen, daß Zeidler früher schon einmal Verfassungsrichter war und deshalb nicht erneut gewählt werden durfte.

Das System wird unsozial — Seiten 32, 36

„Das paßt uns gar nicht", meinte ein SPD-Sozialpolitiker, als die Barmer Ersatzkasse kräftige Beitragserhöhungen ankündigte. Ein gewaltiger Kostenschub, den der Gesetzgeber, die Ärzte, Patienten und die Kassen selbst auslösten, fordert Tribut. Jetzt soll gespart werden (Seite 32). Zu Reformwillen bekannte sich Gesundheitsministerin Katharina Focke in einem SPIEGEL-Gespräch: Gesundheitspolitik, die es auf eine Verweigerung der Ärzte anlegt, sei „ohne Augenmaß" (S. 36).



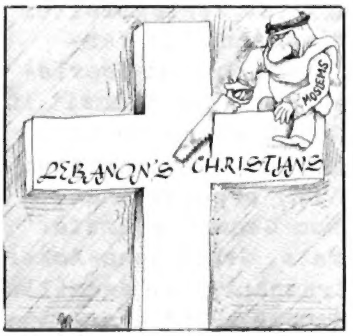
Katharina Focke beim SPIEGEL-Gespräch mit Rolf Müller (l.) und Jürgen Petermann (r.)

AUSLAND

Giscard in Moskau: Streit — Seite 109

Frankreichs Handel mit der Sowjet-Union erreicht nur ein Drittel des bundesdeutschen, Frankreichs Innenminister hat Dauerstreit mit der KP, und nun verlangt Staatschef Giscard d'Estaing im Kreml auch noch ideologische Koexistenz. Das war Breschnew zuviel.

Die kämpferischen Christen im Libanon — Seite 130



Los Angeles Times

In sechs Monaten starben im libanesischen Bürgerkrieg 6000 Menschen — umgerechnet auf die Drei-Millionen-Bevölkerung des Landes siebenmal soviel, wie Amerika insgesamt in Vietnam verlor. Die Sachschäden erreichten sechs Millionen Mark. Das orientalische Modell für friedliche Koexistenz der Religionen und Volksgruppen zerbrach in Blut und Feuer. Die libanesischen Christen verteidigen ihre Vorherrschaft gegen eine sich emanzipierende Moslem-Mehrheit. Ihr Credo: „Wir lassen uns nicht ins Meer treiben."

KULTUR

Theater – Streit um Brecht Seite 178


Heyme

In Köln wird immer noch erbittert darüber gestritten, ob Brechts Erben mit Recht die Absetzung der Heyme-Inszenierung der „Dreigroschenoper“ erzwungen haben. Grund der Querelen: Kölns Schauspieldirektor hatte das Personal des Bürger- und Gangster-Spektakels neu gedeutet und dabei aus dem Bettler-König Peachum nach Ansicht von Kritikern und beleidigten Theaterbesuchern eine antisemitische „Stürmer-Karikatur“ (Heyme: „So haben die Nazis die Juden gesehen“) gemacht.

Tourismus: Abenteuer Wildnis Seite 188

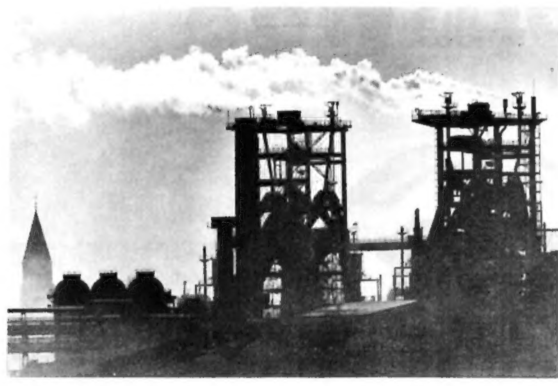
Wohin reisen die Deutschen, wenn Sonne, Sand und Sex sie langweilen? Sie fahren ins organisierte Wagnis, etwa mit dem Floß durch den Grand Canyon, zum Trekking nach Nepal – oder in den wilden Norden Kanadas: Dort trieb jetzt zwei Wochen lang eine Urlauber-Crew in Kanus den Yukon hinab.

Vergewaltigung, Waffe der Männer? Seite 200

Elf Frauen, alle Opfer von Vergewaltigungen, berichteten erstmals vor der Fernsehkamera über das Erlittene. Fast zur gleichen Zeit erscheint in den USA ein feministisches Grundsatzwerk zum selben Thema. Hauptthese: Vergewaltigung sei „ein politischer Akt“ – eine Waffe im jahrhundertealten Unterdrückungskampf der Männer gegen die Frauen.

WIRTSCHAFT

Mit Stahl kein Geschäft zu machen Seite 28


Stahlhütte

Rund hundert Mark setzen die deutschen Hüttenwerke pro Tonne Stahl zu. Ein wilder Preis- und Konditionen-Kampf hat die Rentabilität der Branche verdorben, mangelnde Nachfrage die Halden erhöht. Stahlunternehmer Willy Korf schließt seinen Hamburger Betrieb für sechs Wochen.

1975: Rekordjahr der Pleiten Seite 57

Noch nie seit Kriegsende hatten Konkursrichter in Deutschland so viel zu tun wie 1975. Doch der Pleitenrekord gibt die wirtschaftliche Lage nur unvollkommen wieder. Die meisten Firmenzusammenbrüche werden nicht von Markt- und Konjunkturbewegungen verschuldet, sondern vom Management. Sind die Firmen pleite, gehen die kleinen Gläubiger meist leer aus, weil die Großen sich vorweg bedienen.



raucht, der weiß was schmeckt!

Echter Halfzware Tabak direkt aus Holland.
Kräftig, aber nicht schwer.

BISON
HALFZWARE SHAG
Made in Holland
Export Quality

DM 2.25

75/010

BRIEFE

Allahs Gnade ist überall!

(Nr. 41/1975, SPIEGEL-Gespräch mit Dschihan el-Sadat, Frau des ägyptischen Präsidenten, über die Emanzipation der arabischen Frau)

Frau el-Sadat hat mit ihrem Charme und durch ihre Aussage der westlichen — ach so „sittlichen — Zivilisation" einen wohlverdienten Hieb gegeben. Denn gar allzu viele Westliche (vor allem aber die Links-Intellektuellen) maßen sich an, ihr System und ihre Ansichten seien die Alleinglücklichmachenden, die sie, unabhängig von Land, Sitten, Religion und Tradition, anderen Völkern oktroyieren wollen. Frau el-Sadat hat meine Sympathie und Verehrung.

Rio de Janeiro — Frau OKKY S. OFFERHAUS



Dschihan el-Sadat (r.)*

Wir wünschen Frau Sadat viel Erfolg in ihrem Kampf gegen die Frauen-Unterdrückung. Allerdings stellen wir fest, daß viele Vorwürfe dem Islam ungerechterweise zugeschoben werden. Nirgendwo im Koran ist es vorgeschrieben, daß die Klitoris der Frau entfernt werden soll. Der Islam gibt auch keinem Ehemann das Recht, seine Frau zu verstoßen, wie und wann er will. In Sura Al-Baqarah Vers 227—233 ist die Scheidung nicht nur dem Mann erlaubt, sondern auch der Frau. „Und wenn sie sich zur Ehescheidung entschließen, dann ist Allah allhörend, allwissend." Für Allah sind alle Geschlechter gleich, „und begehrt nicht das, womit Allah die einen von euch vor den anderen ausgezeichnet hat. Die Männer sollen ihren Anteil erhalten nach ihrem Verdienst, und die Frauen sollen ihren Anteil erhalten nach ihrem Verdienst. Wahrlich, Allah hat vollkommene Kenntnis von allen Dingen". (Sura [4], Al-Nisa Vers 33.)

z. Z. Hamburg — HAIDER ALI ZAFAR, Imam der Fazle-Omar-Moschee

Jugendsünde im Kloster

(Nr. 40/1975, SPIEGEL-Gespräch mit CDU-Generalsekretär Biedenkopf)

Im Gegensatz zu dem „privilegierten" Leber ist Biedenkopf noch menschenfreundlich. Als Manövergast machte er sich Gedanken darüber, was mit der Zivilbevölkerung passiert, wenn das Ganze unter Kriegsbedingungen stattfindet. Biedenkopf hat recht. Es ist falsch, sich furchtsam zu ducken, aber ebenso falsch, hektisch aufzurüsten oder mit dem Säbel zu rasseln wie einst Kaiser Wilhelm und jetzt unser „Kaiser" Georg.

Dortmund — MARGRET SCHRAMM

Biedenkopf in allen Ehren. Ich hoffe, daß er noch mehr frischen Wind in die CDU bringt. Nur eins nehme ich ihm nicht ab: daß das Ahlener Programm für die CDU Bedeutung habe. Denn das Ahlener Programm ist der CDU inhaltlich kaum bekannt. Ich versuchte das Programm su erhalten. Aber weder der CDU-Landesverband noch die Landesregierung (CDU) konnte es mir geben



Merker Biedenkopf (l.), Ahlener Täter**

* Mit SPIEGEL-Redakteurin Mareike Spiess-Hohnholz.

** 1975 im Kloster St. Michael bei Ahlen, in dem die CDU das umstrittene Programm annahm. Neben Biedenkopf CDU-Funktionäre, die 1947 für das Programm stimmten: Bernhard Borries (IG Metall), Bernhard Scheffer (Geschäftsführer eines Unternehmens), Wilhelm Buschoff (ehemaliger Bürgermeister).

oder gar photokopieren — absolute Fehlanzeige. Allerdings wurde es mir auf meine Nachfrage vom Landesverband der SPD (!) zugesandt.

Kiel MATTHIAS V. KETELHODT

Als ich vor einer Reihe von Jahren, noch als aktiver FDP-Politiker, Herrn von Hassel in einer Versammlung das Ahlener Programm der CDU mit seinem Linksdrall vorhielt, erklärte er wörtlich: Das Ahlener Programm ist eine Jugendsünde. Wenn das Ahlener Programm bei der CDU-Erklärung von Mannheim eine entscheidende Rolle gespielt hat, wenn Herr Strauß es demgegenüber jetzt als „Irrtum" bezeichnet und wenn schließlich der Generalsekretär der CDU es als „wesentliche Grundlage der CDU-Politik" bezeichnet, dann scheint der Linksdrall in der CDU (Barzel, Katzer, Blüm, Junge Union, Sozialausschüsse und nun auch Biedenkopf) interessant zu werden!



Schifferer

Charlottenhof (Schlesw.-Holst.) DR. JUR. ANTON SCHIFFERER

Verbundenheit beweisen

(Nr. 41/1975, SPIEGEL-Titel „Diktator Franco — Bürgerkrieg in Spanien"; Nr. 42/1975, Briefe: „Non pasarán!")

Sie wagen es, den spanischen Staatschef als „lebenden Leichnam" und als „Schrumpfkopf" zu bezeichnen. Man sollte Ihnen kräftig auf Ihr Lästermaul schlagen.

Hitdorf (Nrdrh.-Westf.) R. BERGLER

Ihr Kopf sieht mit 83 Jahren auch nicht anders aus.

Kamen (Nrdrh.-Westf.) URSULA BROCHTRUP

Die „Opfer" Spaniens haben gewollt gekillt. Demokraten wurden darüber wild. Wenn für Polizistenmord, der Wunsch nach Freiheit ist das neue Wort, dann gebt sie doch denen von Stuttgart-Stammheim. Jene zahlen Schlappheit mit Maschinenpistolen heim.

Berlin HORST GESSEL
„Ein Bulle"

Wie hierzulande versucht wird, unter preußisch korrekter Absingung der Gebote angeblicher Rechtsstaatlichkeit, die Baader-Meinhof-Terroristen ihrer Delikte zu überführen, ist allenfalls dazu geeignet, die Bevölkerung zu verunsichern und den deutschen Staat und seine Rechtspraxis im Ausland lächerlich zu machen.

Düsseldorf D. G. ESCH

Ihr „Porno-Europäer", die Ihr Euch unter Spaniens Sonne bräunt, Ihr Europäer, die Ihr alle „Schwule, Hurensöh-

ne oder Gehörnte" seid, Ihr, denen „die Schwänze fehlen", Ihr Europäer, auf deren Länder gepinkelt wird, vereinigt Euch und trefft Spanien dort, wo es am empfindlichsten ist: Laßt den Faschismus am Hungertuch nagen, unterstützt vielmehr den demokratischen und freiheitlichen Aufbau in Portugal und Griechenland mit Eurem Urlaubsgeld. Die Sonne und das Meer werden's Euch lohnen.

Plochingen (Bad.-Württ.) JÜRGEN KEPS

Was Sie über „Guernica" schreiben, ist eine längst geplatzte Lüge! Die deutschen Legionäre waren freiwillige und ehrenhafte Soldaten — die Gegenseite „Rote Horden". Polizistenmördern und Bankräubern — egal welchen Couleurs und aus welchen Motiven — gehört kurzer Prozeß gemacht und das Genick gebrochen. Franco hat trotz Gejohle der sozialistischen und kommunistischen Internationale den Mut dazu gehabt. „Arriba España!"

Casablanca HERBERT BELLSCHAN-MILDENBURG

Sie schreiben, daß während des spanischen Bürgerkriegs Hitlers „Legion Condor" das erste Terrorbombardement der Kriegsgeschichte begangen habe. Das ist nicht ganz richtig: Deutsche Kampfflugzeuge haben schon im März 1937, vor der Zerstörung Guernicas, den unverteidigten kleinen Ort Durango mit Bomben belegt und die fliehenden Menschen mit Maschinengewehrgarben niedergemacht. Damals starben 127 wehrlose Männer, Frauen und Kinder, darunter 14 Nonnen und ein Priester, der gerade Gottesdienst hielt. Den ehemaligen Mitgliedern der Legion Condor ist ihre Pensionsberechtigung nie bestritten worden, während man sie jenen, die auf seiten der Republikaner kämpften, erst über 20 Jahre später zubilligte.


Hansen

Bonn KARL-HEINZ HANSEN MdB/SPD

Franco hat 1942/43 Tausenden von Juden aus aller Herren Ländern, denen die Flucht über die Pyrenäen gelungen war, das Leben dadurch gerettet, daß er sie über Durchgangslager oder über Portugal nach Nord- und Südamerika schleuste.

Hürth (Nrdrh.-Westf.) DR. HERBERT KUTSCHERA

Da läßt der SPIEGEL den Todesengel seit Jahrhunderten über der iberischen Halbinsel flattern. Sie liebten eben den Tod, scheint es dem SPIEGEL. Und was liebten die anderen Kolonialmächte, wie Frankreich in Algerien und Vietnam, die USA ebendort und in Lateinamerika, oder die Deutschen in Weltkrieg I und II und den Konzentrationslagern, beispielsweise? Doch das ist etwas anderes, wie Spanien halt anders ist. Und nächstes Jahr, während eine spanische Gastarbeiterin unsere Katze versorgt, fahren wir alle wieder hin, wegen der Sonne, weil's billig ist und um die Todesengel zu bestaunen. Wenn der Franco dann eventuell immer noch da oder Schlimmeres passiert ist, wundern wir uns auch nicht mehr. Aus dem SPIEGEL wissen wir ja: daran ist der spanische Nationalcharakter schuld, wir jedenfalls nicht.

Bonn DR. HORST ROGMANN Dozent an der Universität

Wir müssen dem spanischen Volk unsere Verbundenheit beweisen. Eine Isolation von Europa würde nur für die Faschisten Wasser auf ihre auslaufenden Mühlen bedeuten und vielleicht einen zweiten Bürgerkrieg begünstigen. Abajo la dictadura!

München KLAUS DOSSOW

Den Liberalen, die bereits in der Naziherrschaft auf Hitlers Ende warteten und dann feststellen mußten, daß Millionen Tote der Preis ihres Wartens war, muß man nun die Frage stellen, ob sie 30 Jahre danach ebenfalls warten wollen, bis der Mörder Franco eines natürlichen Todes stirbt. Wie singt Wolf Biermann so treffend: „Warte nicht auf bessere Zeiten, warte nicht mit deinem Mut . . ."

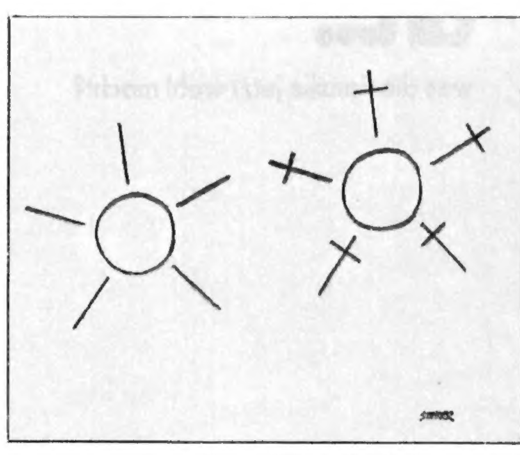
Lübeck KARL-HEINZ STROHKORB Arbeiter

Wie schon der bisherige Verlauf des Baader-Meinhof-Prozesses in Stammheim beweist, wird der Widerstand einer peripheren Gruppe gegen den etablierten Terror wieder einmal zum Anlaß genommen, um Millionen „Deutscher Michels" die Garrotte schmackhaft zu machen.

Frankfurt OTTO HÖNNINGER

Haben wir denn nicht seit langer Zeit einen sogenannten Kopf-ab-Jäger und neuerdings einen (Straf-)Richter Auwärter in unseren ach so erlauchten christlichen Reihen, deren Theorie doch wohl nur durch eine Hinrichtungspraxis verifiziert werden kann.

Taufkirchen (Bayern) ERWIN P. KOCH



Dagens Nyheter, Stockholm

Die spanische Sonne

Aus nüchterner Technik machen wir High-Fidelity.

Wega hifi 3130 wurde 1974 vom Design-Center Stuttgart für gute Form ausgezeichnet. Seine Technik sollten Sie auch kennenlernen.

Stereofilter: verbessert den Empfang schwacher Stereosender durch Unterdrücken des Rauschens.

Monitor-Kippschalter: ohne Unterbrechung des Aufnahmevorganges wird das vom Tonband aufgezeichnete Signal wiedergegeben.

Berührungselektronik für Tonband, Plattenspieler, MW und UKW.

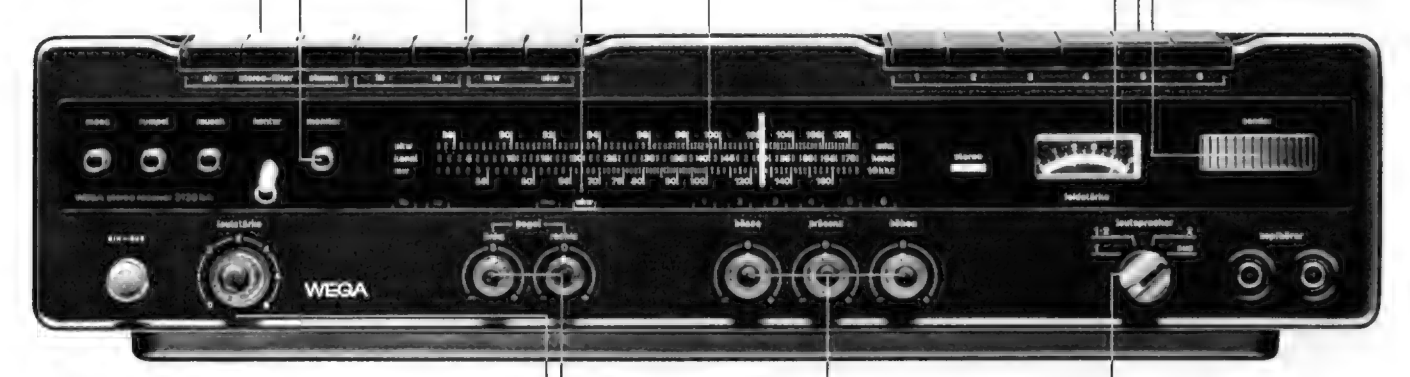
Optische Anzeige für Bereichs- und Betriebsartwahl, Stereoempfang sowie 6 UKW-Vorwähl-Stationen. Komfort bis ins Detail!

Beleuchtete, gut ablesbare Frontskala für AM und FM.

Feldstärkeinstrument, das nur bei starken Sendern voll ausschlägt.

Berührungselektronik für 6 UKW-Vorwähl-Stationen: leichtgängig, schnell und sicher.

Manuelle, aber exakte Sendereinstellung für AM und FM durch Schwungradantrieb. FM-Empfindlichkeit: ≤1,5 µV.



Die Maße: Breite 48, Höhe 12, Tiefe 32 cm. Das Gehäuse: in Metallic, Weiß oder Anthrazit.

Lautstärkeregler: bei Vollaussteuerung 2×25/40 Watt Ausgangsleistung, Klirrfaktor unter 0,25% bei 1000 Hz.

Pegelregler: zur optimalen Anpassung an den Wohnraum und zur Beeinflussung der physiologischen Lautstärke.

Die Dreiergruppe zur Klangregelung: Präsenzregler für den Bereich von 1000 bis 5000 Hz. Links und rechts davon: Baß- und Höhenregler.

Lautsprechergruppenschalter: 2 Lautsprecherpaare können damit einzeln oder gemeinsam betrieben werden. Ein Maximum an Hörerlebnis!

Wega hifi 3130 hat darüber hinaus eine interessante Rückseite mit Reglern zum Einstellen der Ansprechschwelle für Stummabstimmung und, und, und ...

Wega-Geräte gibt es nur beim guten Fachhändler, der Ihnen gern weitere Auskünfte geben wird. Oder schreiben Sie uns, wenn Sie mehr über Wega hifi 3130 wissen wollen.

Wega-Radio GmbH
7012 Fellbach



„Des Volkes Gedanken . . .“

(Nr. 39, 41/1975, Briefe zur Forderung des Heilbronner Strafrichters Auwärter, nicht nur Mörder sollten am Galgen „die Todesnot erleiden“)

Herr Professor von Bormann (Briefe 41/1975) verfällt in eine gefährliche Verkehrung der Begriffe, wenn er die Verteidiger eines menschenwürdigen Strafvollzugs als zur „humanen Dekadenz“ gehörig diskreditiert, selbst aber die Empfehlung gibt, „bei verstockten Delinquenten eine leichte Folter“ anzuwenden. Dekadenz in des Wortes ursprünglicher Bedeutung liegt nicht in der Ablehnung der Todesstrafe; vielmehr ist sie das Symptom der hochmütigen Ignoranz, der Verleugnung eines Wissens, das vor mehr als 200 Jahren europäische Aufklärer von Thomasius bis Beccaria ihren Zeitgenossen zu vermitteln suchten, daß nämlich die peinliche Befragung ein sinnloses Unterfangen ist, daß sie nicht der Wahrheitsfindung dient, sondern dem Vor-Urteil Recht gibt.

München — CHRISTA KAULFERSCH, stud. phil.

Wie konnten Sie nur — einen deutschen Professor ans Messer liefern!? Weshalb durch simplen Abdruck eines Leserbriefes den Verfassungsschutz, der mit abtrünnigen Volksschullehrern und anderen Subordinierten doch wirklich voll ausgelastet ist, auch noch auf solch gelahrtes Haupt, einen „Professor Dr. von“, hetzen?

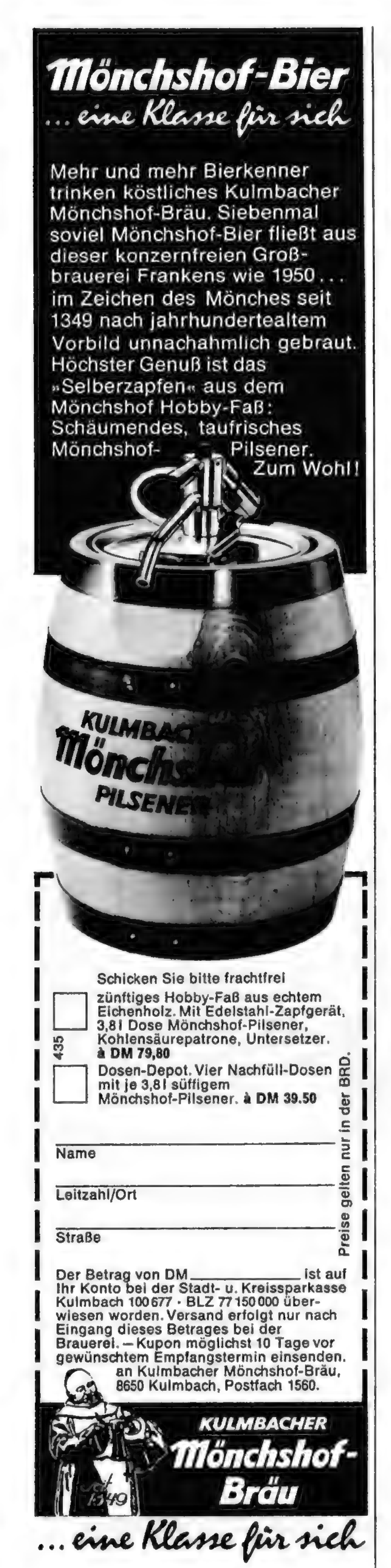
Berlin — MATTHIAS WÖPKING

Auf eigenen Wunsch hin bin ich zum 1. Oktober 1975 in diejenige Zivilkammer zurückgekehrt, in der ich bis 15. Oktober 1974 sowieso war. Ich bin die infernalische Hetze linker Pressemacher nämlich satt und weiß, daß in den nächsten Jahren der Wahnsinnsweg des Strafrechts noch weiter gehen wird und daß — in Parallele zur Entwicklung in den USA — in zehn Jahren etwa die große Wende im Strafrecht, aus der Not des Volkes heraus, da sein wird. Es ist also nicht effektiv, Jagdobjekt Linker zu sein. Hier mein *„Grablied auf das freie Wort (Art. 5 GG)“:*

Du schweigende Mehrheit, wie bist Du so still –
Die Minderheit schlägt Dich voll Haß.
Des Volkes Gedanken, sie gelten nicht viel,
und wer seine Meinung frei äußern noch will,
den kostet gar's Leben der Spaß.
Das Volk wird fremd im eig'nen Land
Volksfremde drücken's an die Wand.
Und das in Freiheits Namen . . .
Du armes Deutschland! – Amen.

Bad Wimpfen (Bad.-Württ.) — HJ AUWÄRTER, Richter

Ich unterstelle hier, daß ein drucktechnischer Fehler von seiten der Redaktion vorlag. Neu ausgegrabene Dokumente



aus dem Mittelalter gehören meines Erachtens nicht in den Briefteil, sondern in die Sparte „Kultur“.

Bottrop (Nrdrh.-Westf.) WERNER PILARCZYK

Run auf Ruinen

(Nr. 38/1975, Burgen: Deutschlands Adel will teuren und unrentablen Besitz loswerden)

Aus dem Textzusammenhang könnte gefolgert werden, auch Schloß Ziegenberg sei eine Ruine, sie stehe zum Verkauf, es werde ein Kaufpreis von 3,25 Millionen Mark gefordert, und der Käufer werde sich erheblich finanzielle Dauerverpflichtungen einhandeln. Dem ist aber nicht so. Zwar haben die Amerikaner das Schloß, weil es Führerhauptquartier gewesen ist, zu sprengen versucht — jedoch unzulänglich. Der jetzige Eigentümer — weder blaublütig noch vom Geldadel, sondern der Medienzunft zugehörig — hat das Anwesen vom Land Hessen erworben



Schloß Ziegenberg

und unter Aufwendung erheblicher Mittel solide wieder hergestellt und ausgebaut. Wegen der landesgeschichtlichen Bedeutung steht das Schloß unter Denkmalschutz. Das Anwesen genießt daher auch steuerliche Vorteile. Im übrigen zeigt Ihr Bild nicht Schloß Ziegenberg, sondern eine andere Burg.

Frankfurt a. M. ERICH WESTER
Rechtsanwalt und Notar

Einzigartige Gelegenheit

(Nr. 41/1975, Fernsehen: Werner Schneyder über „Treffpunkt Herz“)

Der Satz „Krebs als Vorwand für krankhafte Wucherung“ am Schluß des SPIEGEL-Artikels zu „Treffpunkt Herz“ darf nicht unwidersprochen bleiben. Aus folgendem Grund: Durch diese Veranstaltung bot sich der „Deutschen Krebshilfe“ die einzigartige Gelegenheit, 20 Millionen Menschen auf die Krebsvorsorge aufmerksam zu machen — von den Spendeneinnahmen einmal ganz abgesehen. Krebs war also



Mildred Scheel startet Krebshilfe*

nicht Vorwand sondern Motiv. Ich kann für die Krebsbekämpfung in unserem Lande nur wünschen, daß dieses Motiv eifrige Nach-Benutzer finden möge.

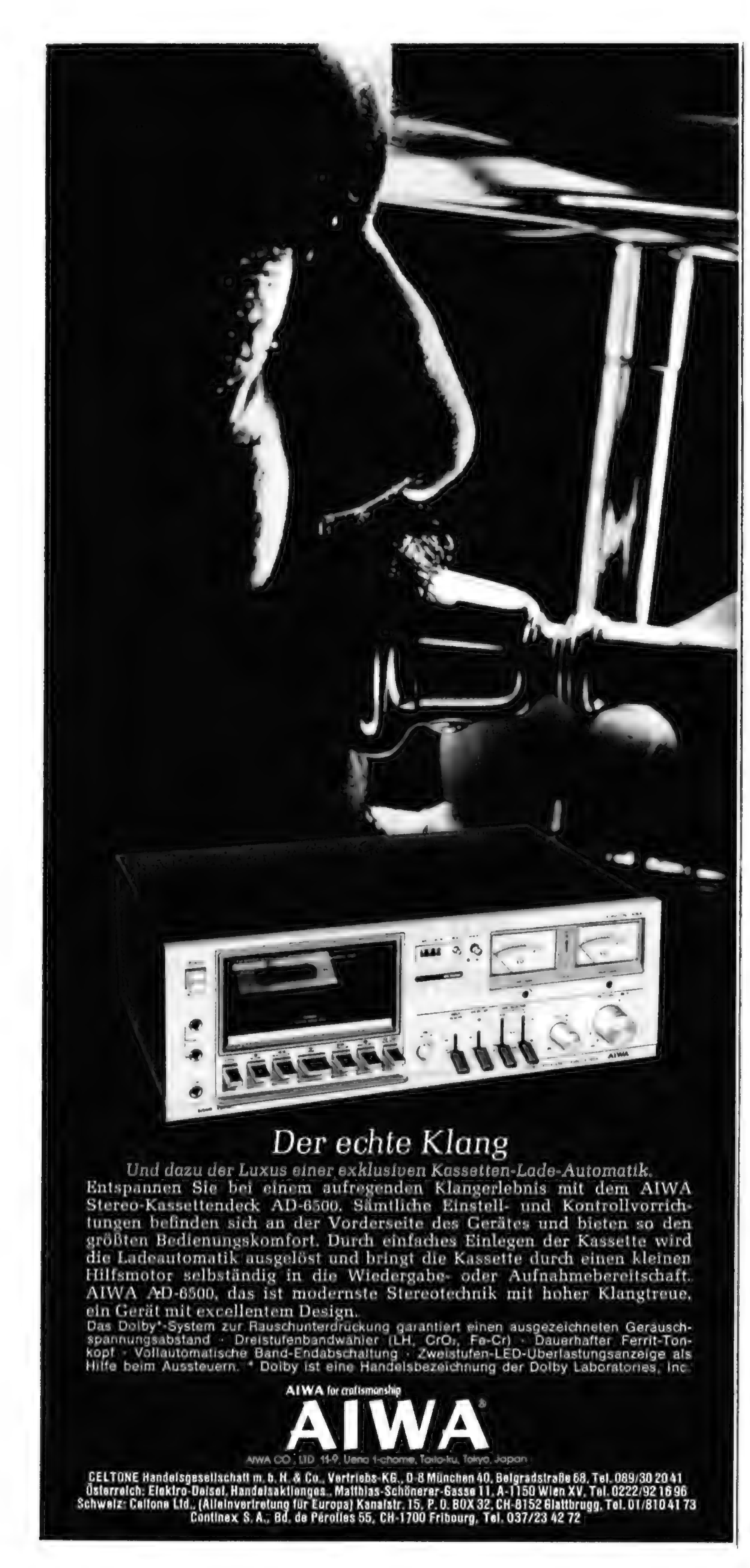
Bonn DR. MILDRED SCHEEL

Kritik am Planungschef

(Nr. 40/1975, Rundfunk: Deutsche Welle)

Wolfgang Schollwer, Freidemokrat und stellvertretender Planungschef im Auswärtigen Amt, wirft mir laut SPIEGEL vor, daß die Deutsche Welle 1973 einen Bericht über einen vermeintlich bevorstehenden Angriff der Sowjets auf China ungeprüft aus sowjetischen Emigrantenkreisen übernommen und ausgestrahlt habe. Quelle des Berichts war aber das Londoner Büro der amerikanischen Nachrichtenagentur Associated Press, die sich ihrerseits auf einen Artikel im Londoner „Daily Telegraph“ bezog. Den korrekten Sachverhalt habe ich bereits in einem Leserbrief, abgedruckt am 4. 10. 1973 im „Vorwärts“, klargestellt; dieser, nicht Schollwer, hatte die jetzt von ihm vorgetragene (falsche) Version von 1973 beklagt. Schollwers Behauptung, bei Durchsicht einer Programmwoche habe sich ergeben, daß sich von 41 Beiträgen im Kirsch-Repertoire sieben mit angeblichen Kriegsvorbereitungen des Kremls, acht mit Moskauer Außenpolitik, 17 mit der Dissidentenbewegung und nur ein einziger mit dem politischen Leben in der Bundesrepublik — der Steiner-Affäre — befaßten, trifft ebenfalls nicht zu. Denn nur die Hälfte des in dieser Woche gesendeten Materials wurde damals durchgesehen, nicht ein Beitrag befaßte sich mit den apostrophierten Kriegsvorbereitungen. Zu den Dissidenten-Beiträgen rechneten die Prüfer zwei (vom WDR übernommene) Interviews mit Heinrich Böll und Günter Graß zur Ausladung durch Bonns Moskau-Botschafter Sahm mit

* Mit einem Schuß auf die TV-Torwand am 29. September 1975 in Bonn. Rechts die Schauspielerinnen Herta Staal und Karin Dor.



Rücksicht auf den damals stattfindenden Prozeß gegen Jakir und Krasin. Und Inland-Themen der Woche waren: die Streiklage an Rhein und Ruhr, Brandts Prag-Reise, Streit ums Berlinabkommen, das Gastspiel des Permer Balletts in Bregenz, die Funkausstellung, das Projekt einer Magnetkissenbahn, die Automobilproduktion, Hilfe für Behinderte und das Fußballländerspiel Deutschlad — UdSSR. Schließlich ist auch die von Schollwer genannte Höhe des Arbeitslosengeldes — im ausgestrahlten Beitrag über ein arbeitsloses Kölner Ehepaar — nicht zutreffend. Der gemeinsame Höchstsatz betrug 2400, nicht 3000 Mark.

Köln — BOTHO KIRSCH
Leiter der Osteuropa-Redaktion der Deutschen Welle

Ossi bombte Tudič

(Nr. 33/1975, Verbrechen: Der Prozeß gegen den römischen Ganoven Paolo Lippera gibt Einblick in die Arbeit eines Verbrechersyndikats in Frankfurt)

In diesem Bericht wird unter anderem angegeben, ich sei mit Anklagen wegen Zuhälterei belegt worden. Hierdurch entsteht der Eindruck, als ob ich mich jemals als Zuhälter betätigt hätte. Richtig ist, daß ich vor etwa zehn Jahren in Hamburg wegen Zuhälterei angeklagt, vom Gericht aber rechtskräftig freigesprochen wurde. Weiterhin wird behauptet, daß der ermordete Tudić mich mehrfach verprügelt habe. Richtig ist, daß **ich** in einer Sportschule mit ihm *geboxt* und *er* den Kampf aufgab, weil er *mir* unterlegen war. Die in dem Artikel erwähnte „Amorbande" ist mir völlig unbekannt, so daß ich auch nicht Mitglied einer derartigen Organisation sein kann.

Frankfurt — OSSI BÜTTNER

Who's who?

(Nr. 41/1975, TV-Dokumentation über die Entführung einer Lufthansa-Maschine durch Araber)

Ich sehe zu meinem Erstaunen das Bild von Herrn Walter Laqueur und nicht von dem deutschen Generalkonsul Kurt Laqueur. Beide Herren sind mit mir verwandt und daher eine Verwechslung unmöglich.

z. Z. Würzburg — MRS. ELLI SILTEN
geborene Laqueur

Ihr Bild und Unterschrift hat mich außerordentlich überrascht, da ich — obwohl Kurt Laqueur, Generalkonsul der Bundesrepublik Deutschland in Zagreb von 1968 bis 1972, mein Vater ist — den abgebildeten Herrn nicht kenne. Wen haben Sie auf diesem Photo abgebildet?

München — HANS-PETER LAQUEUR

Nachdem Bildredakteure bundesdeutscher Illustrierten und eines Nachrichtenmagazins mich bereits mit Walter Flex und Yul Brynner verwechselt haben, kam es nicht als sonderliche Überraschung, mein Bild im SPIEGEL als Zagreber Konsul Laqueur zu finden.



Mit KLM in die Karibik: Zu den Niederländischen Antillen, nach San Andres, nach Grenada und zum Golfen nach Tobago.

Fliegen Sie mit KLM in die Karibik. In bequemen Linienjets. KLM's TOURS-Experten bieten Ihnen in Zusammenarbeit mit renommierten Veranstaltern mehrere reizvolle IT-Reisen, die das halten, was Sie von der Empfehlung einer großen, zuverlässigen Fluggesellschaft erwarten können.





__Zielgebiet Niederländische Antillen__

Aruba, Bonaire, Curacao, die sogenannten ABC-Inseln, vor der Küste Venezuelas, bilden zusammen mit den nördlichen Leeward-Inseln St. Maarten, Saba und St. Eustatius die Niederländischen Antillen. Auf allen Inseln gibt es schöne Strände. Das kristallklare Wasser bietet ideale Voraussetzungen für den Schwimm- und Tauchsport – Segeln und Wasserskilaufen sind überall möglich.

Preisbeispiel: 2wöchige IT-Reise nach Aruba ab DM 2.544,– in der Zeit vom 4. 12. 75 bis 6. 5. 76. Im Reisepreis sind Linienflug, Hotel und amerikanisches Frühstück enthalten.

Preisbeispiel: 16tägige IT-Reise nach Curacao ab DM 2.267,–. Im Reisepreis sind Linienflug, Hotel und Halbpension enthalten.

Preisbeispiel: 17tägige IT-Reise nach Bonaire ab DM 2.239,– in der Hochsaison. Im Reisepreis sind Linienflug, Bungalow-Hotel und amerikanisches Frühstück enthalten.

Preisbeispiel: 2wöchige IT-Reise nach St. Maarten ab DM 3.244,– in der Hochsaison. Im Reisepreis sind Linienflug, First-Class-Hotel und amerikanisches Frühstück enthalten.

__Zielgebiet San Andres__

San Andres liegt 380 Meilen nördlich der karibischen Küste Kolumbiens und ist etwa 13 km lang und 4 km breit. Kolumbien hat die Insel zum zollfreien Gebiet erklärt – und da die Insel vom preissteigernden amerikanischen Tourismus bisher verschont geblieben ist, sind Hotelunterkünfte und Mahlzeiten immer noch recht preisgünstig. San Andres ist von einem Korallenring umgeben – außerhalb dieses Ringes fällt das Riff langsam tiefer ab. Ideale Voraussetzungen für Taucher und Unterwasserfilmer.

Preisbeispiel: 17tägige IT-Reise ab DM 2.200,–. Im Reisepreis sind Linienflug, Unterkunft und Halbpension enthalten.

__Zielgebiet Grenada__

Grenada (300 qkm) liegt auf dem 12. Breitengrad Nord zwischen Trinidad und Barbados. Das Innere der Insel vereinigt üppige tropische Vegetation, die teilweise noch urwaldähnlich ist, mit ausgedehnten Plantagen, auf denen Gewürze, Bananen, Mango-Früchte, Papayas, Kakao und Zitrus-Früchte angebaut werden. Das Klima Grenadas beträgt das ganze Jahr über 27° C im Durchschnitt; auch an heißen Sommertagen wird die Temperatur wegen der Windeinwirkung niemals unangenehm.

Preisbeispiel: 16tägige IT-Reise ab DM 1.960,–. Im Reisepreis sind Linienflug und Appartement-Unterkunft enthalten.

__Zielgebiet Tobago__

Die Insel Tobago bildet zusammen mit der größeren Schwesterinsel Trinidad einen unabhängigen 2-Insel-Staat im Britischen Commonwealth. Tobago besitzt prachtvolle Badestrände und einen der schönsten Golfplätze der Welt, dessen 18-Löcher-Course auch Golfer mit niedrigem Handicap immer wieder vor reizvolle Aufgaben stellt.

Preisbeispiel: 16tägige IT-Reise ab DM 2.276,–. Im Reisepreis sind Linienflug, Hotel und Halbpension enthalten.

Buchen Sie in Ihrem IATA-Flugreisebüro!

Fliegen Sie mit der holländischen KLM in die Karibik – denn ein Teil davon ist auch heute noch Holland!

Bitte senden Sie mir ausführliches Informationsmaterial über Tours in die Karibik.

Name ____________________

Anschrift ____________________

Beruf ____________________

Coupon bitte einsenden an:
KLM Königlich-Niederländische Luftverkehrsgesellschaft
Abt. FRA/MC
6 Frankfurt/M.,
Corneliusstr. 9

SP 3

IT-24.75






Diplomat Kurt Laqueur, Yul Brynner, Walter Laqueur*, Langemarck-Barde Flex

Meine eigene Rolle in dieser Affäre beschränkte sich auf einen Artikel in der „Washington Post“ ein paar Tage nach dem Massaker in München, in dem ich schrieb, daß kein Zweifel daran bestehe, daß die Täter sich wohl bald wieder auf freiem Fuß befinden würden. Um das vorherzusehen, bedurfte es freilich keines genialischen Scharfsinnes. Welche westeuropäische Regierung will sich Repressalien aussetzen wegen irgendwelchen abstrakten Prinzipien?

Washington PROF. WALTER LAQUEUR
Georgetown University

* Walter Laqueur: Director, Wiener Library and Institute of Contemporary History London; Chairman, Research Council, Center for Strategic Studies, Washington D. C.

Familien-Zusammenführung

(Nr. 20/1975, Briefe)

Der SPIEGEL hat gelegentlich Leserbriefe von mir veröffentlicht (47/1974; 20/1975). Neben Reaktionen zur Sache so ziemlich aus aller Welt hatten sie unter anderem zur Folge:

- Den Brief eines Namensvetters, der sich bei Entdeckung seines beziehungsweise meines Namens im SPIEGEL vorkam „wie der erste homo sapiens, der zum ersten Mal einen Artgenossen trifft“. Der gemeinsame Stammbaum ist inzwischen zumindest in Sicht gekommen.
- Die Aufforderung einer Dame aus dem US-Mittelwesten, ihr bei der Befreiung von Rudolf Heß beizustehen. Da konnte ich nichts tun.
- Den Hilferuf eines bundesdeutschen Bankräubers, der nun auf einer einsamen Insel im Ausland einsitzt. Dem Manne wird geholfen.

Dies dem SPIEGEL zur Information und potentiellen SPIEGEL-Leserbrief-Verfassern zur Ermunterung mitgeteilt.

Ottobrunn (Bayern) DR. KNUT WALF
Universitäts-Dozent

Einer Teilauflage dieser SPIEGEL-Ausgabe ist eine Postkarte der manager magazin Verlagsgesellschaft mbH beigeklebt

Die Redaktion des SPIEGEL behält sich vor, Leserbriefe gekürzt zu veröffentlichen

DER SPIEGEL

DAS DEUTSCHE NACHRICHTEN-MAGAZIN

2000 Hamburg 11
Postfach 110 420
Brandstwiete 19 / Ost-West-Straße
Telephon 3 00 71, Telex 2 162 477
Telegramm Spiegelverlag

HERAUSGEBER

Rudolf Augstein

CHEFREDAKTION

Johannes K. Engel, Erich Böhme

REDAKTION

Ariane Barth, Rolf Becker, Peter M. Bode, Peter Bölke, Jochen Bölsche, Stephan Burgdorff, Werner Dähnhardt, Werner Detsch, Rolf Diekhof, Horst-Dieter Ebert, Jutta Fischbeck, Klaus Franke, Dr. Werner Funk, Börries Gallasch, Rudolf Glismann, Walter Gloede, Dr. Helmut Gumnior, Christian Habbe, Werner Harenberg, Manfred W. Hentschel, Ernst Hess, Hans Hielscher, Heinz Höhne, Joachim Hoelzgen, Dr. Jürgen Hohmeyer, Dr. Hellmuth Karasek, Dr. Walter Knips, Siegfried Kogelfranz, Ingrid Kolb, Joachim Korthals, Klaus Kröger, Karl-Heinz Krüger, Albrecht Kunkel, Dr. Wolfgang Malanowski, Hans Hermann Mans, Johannes Matthiesen, Gerhard Mauz, Dr. Renate Merklein, Fritjof Meyer, Dr. Werner Meyer-Larsen, Manfred Müller, Rolf S. Müller, Hans-Georg Nachtweh, Hans-Joachim Nesslinger, Gunar Ortlepp, Jürgen Petermann, Olaf Petersen, Dr. Karl Poerschke, Jörgen Pötschke, Günter Rau, Klaus Reinhardt, Dr. Rudolf Ringguth, Dr. Gerd Rockel, Dr. Fritz Rumler, Marie-Luise Scherer, Siegfried Schmidt-Joos, Hans Schnocks, Siegfried Schober, Hans Joachim Schops, Hermann Schreiber, Walther von Schultzendorff, Ulrich Schwarz, Mareike Spiess-Hohnholz, Wolf Dieter Steinbauer, Hans-Wolfgang Sternsdorff, Susanne Stör, Peter Stolle, Dieter G. Uentzelmann, Klaus Umbach, Karlheinz Vater, Monica Vogelgsang, Hartmut Volz, Eberhard Wachsmuth, Dr. Dieter Wild, Georg Wolff, Dr. Uwe Zimmer

ILLUSTRATION

Hans Peter Baumann, Martina Blume, Frank Böhm, Thomas Bonnie, Regine Braun, Volker Fensky, Günther Gatermann, Christiane Gehner, Manfred Igogeit, Digne Meller-Marcowicz, Jan Menssing, Ingeborg Molle, Gisela Pernau, Walter Pomikalko, Chris Riewerts, Manfred Schniedenharn, Gesa Thielmann, Heidrun Wandschneider, Gisela Winter-Bodenbender, Helmut Wolff, Jürgen Wulf, Monika Zucht

SCHLUSSREDAKTION

Rudolf Austenfeld, Werner Borsbach, Jens Eggers, Horst Engel, Bernd Heyen, Rolf Jochum, Herbert Kanthack, Josef Klessinger, Heinz Kohl, Inga Lembcke, Dr. Heinz Pohle, Wolfgang Polzin, Dieter Schaake, Wilhelm Schöttker, Claus Schüler, Wolfgang Söltner

REDAKTIONSVERTRETUNGEN DEUTSCHLAND

Berlin (West): Wolfgang Bayer, Axel Jeschke, 1 Berlin 30, Kurfürstenstraße 72/74, Tel. 261 13 33, Telex 01 84 704 • Berlin (DDR): Jorg R. Mettke, 1055 Berlin, Storkower Straße 165, Tel. 53 55 97, Telex 11-30 75 • Bonn: Wolfram Bickerich, Alfred Freudenhammer, Dr. Wolfgang Kaden, Dirk Koch, Jurgen Leinemann, Dr. Paul Lersch, Heiko Martens, Marion Schreiber, Diethelm Schröder, Hans-Gerhard Stephani, Klaus Wirtgen, 53 Bonn, Dahlmannstr. 20, Tel. 22 40 31, 22 39 81, Telex 08 86 630 • Düsseldorf: Heide Dörrhöfer, Hans Otto Eglau, Stefan Klein, Gert Savelsberg, Peter Stähle, Rudolf Wallraf, 4 Düsseldorf 1, Immermannstr. 15, Tel. 35 33 21, Telex 08 58 27 37 • Frankfurt a. M.: Hans Werner Kilz, Dr. Gisela Oehlert, Christian Richter, Jürgen Scherzer, Horst Stübling, 6 Frankfurt a. M., Oberlindau 80, Telephon 71 71 81, Telex 04 13 009 • Hannover: Wolfgang Becker; Gerd Kröncke, 3 Hannover, Kurt-Schumacher-Straße 26–28, Telephon 32 69 39, Telex 09 22 320 • Karlsruhe: Rolf Lamprecht, 75 Karlsruhe 1, Amalienstraße 25, Telephon 2 25 14/15, Telex 07 825 471 • Kiel: Dietrich Lachmund, 23 Kiel, Niemannsweg 18, Telephon 5 12 66/67, Telex 02 99 859 • Mainz: Peter Adam, Hans Dieter Degler, 65 Mainz, Rheinstraße 101, Tel. 2 61 61, Telex 04 187 507 • München: Heinz Höfl, Dr. Joachim Reimann, 8 München 80, Stuntzstraße 16, Telephon 47 40 38, Telex 05 22 501 • Stuttgart: Eberhard Hungerbühler, Norbert F. Potzl, 7 Stuttgart, Kriegsbergstraße 11, Telephon 22 15 31/32, Telex 07 22 673

AUSLAND

Athen: Kostas Tsatsaronis, Valaoritou 12, Athen T. T. 134, Telephon 636-577, Telex 215 418 • Beirut: Volkhard Windfuhr, P. O. Box 7793, Beirut, Telephon 32 37 91 • Brüssel: Harald Hotze, 134 Avenue de Cortenberg, 1040 Brüssel, Tel. 7 36 24 49, Telex 25 294 • Hongkong: Dr. Tiziano Terzani, 2 Kennedy Terrace, Hongkong, Tel. 23 20 41 • London: Helmut Sorge, 6 Museum House, Museum Street, London W.C. 1, Tel. 580-5759/5750, Telex 25 278 • Moskau: Norbert Kuchinke, Moskau, Leninskij Prospekt 83, Korp. 5, Kw. 565, Tel. 133 96 61 • Nairobi: Erich Wiedemann, P. O. Box 49 337, Nairobi, Telephon 58 23 80 • Neu-Delhi: Sri Prakash Sinha, 35 B Nizzamuddin East, Neu-Delhi, Telephon 619733 • New York: Valeska von Roques, 1501 Broadway, Room 301 A, New York, N. Y. 100 36, Tel. 221-7583/84, Telex 237 723 • Paris: Wolfgang Gust, 17 Avenue Matignon, Paris 8e, Tel. 256-12-11, Telex 650 086 • Pretoria: Paul M. Schumacher, P. O. Box 26027 Arcadia, Pretoria, Tel. 64 25 52, Telex 3-0119 • Rom: Dr. Bernhard Müller-Hulsebusch, Largo Chigi 9, 00187 Rom, Telephon 68 90 54, Telex 68 255 • Tel Aviv: Henri Zoller, Spinozastraße 6, Tel Aviv, Tel. 249717, P. O. Box 11288 • Tokio: Wulf Küster, 12-2, 5-chome, Kamiuma, Setagaya-Ku, Tokio 154, Tel. 411-3679, Telex 23 363 • Washington: Heinz Lohfeldt, Cindy Becker, 1019 National Press Building 14th and F Street, N. W. Washington, D. C. 20 045, Tel. 347-5161 und 347-5222, Telex 64 300 • Wien: Dr. Inge Cyrus, Telekygasse 13, 1190 Wien, Telephon 36 15 92, Telex 75 888

VERANTWORTLICHER REDAKTEUR

dieser Ausgabe für Leber, Atomgeschäft, Affären, Krankenkassen, Umweltschutz: Karlheinz Vater; für Verfassungsrichter, Pfarrer, Kriminalität, Verbrechen (S. 76), Bundeswehr, NS-Verbrechen: Dr. Wolfgang Malanowski; für Industrie, Konkurse, Automobile, Luftfahrt, Trends, Saudi-Arabien, Italien: Dr. Werner Meyer-Larsen; für Titelgeschichte, Serie: Heinz Hohne; für Sowjet-Union, Island, Portugal, Verbrechen (S. 118), Spanien, Kambodscha, China, Frankreich, Indien, Australien: Dr. Dieter Wild; für Libanon, Gemayel-Interview: Hans Hielscher; für Sport: Hans-Joachim Nesslinger; für SPIEGEL-Gesprach, Industrie-Denkmäler, Medizin, Frauen, Spectrum: Jürgen Petermann; für Bücher (S. 166, 185): Rolf Becker; für Szene, Fernsehen, Fernseh-Vorausschau: Dr. Hellmuth Karasek; für Kunstmarkt: Dr. Jürgen Hohmeyer; für Tourismus: Gunar Ortlepp; für namentlich gezeichnete Beitrage: die Verfasser; für Briefe: Werner Detsch; für Personalien, Register, Hohlspiegel, Rückspiegel: Hartmut Volz; für SPIEGEL-Verlag/Hausmitteilung: Walter Busse (sämtlich 2 Hamburg 11, Brandstwiete 19/Ost-West-Straße)

DOKUMENTATION

Sigrid Behrend, Jürgen Bergeder, Burghard von Bulow, Dagmar Christiansen, Armin Dirks, Dr. Herbert Enger, Wolfgang Fischer, Marianne Friedrichs, Ille von Gerstenbergk-Helldorf, German Hausknecht, Hartmut Heidler, Hans-Joachim Heinze, Wolfgang Henkel, Jürgen Holm, Christa von Holtzapfel, Günter Johannes, Ilse Lange-Henckel, Leonore Lohse, Elke Martin, Roderich Maurer, Günther von Maydell, Rainer Mehl, Ulrich Meier, Michael Morozow, Anneliese Neumann, Claus Nodop, Paul Ostrop, Nora Peters, Ulrich Rambow, Anke Rashatasuvan, Karl-Otto du Roveray, Hedwig Sander, Karl-Heinz Schaper, Hans Schiller, Carl-Heinz Schlüter, Ekkehard Schmidt, Marianne Schüssler, Werner Siegert, Robert Spiering, Monika Tänzer, Dr. Iris Timpke-Hamel, Ursula Vollmann, Horst Wachholz, Dieter Wessendorff, Ernst Wildt, Georg Wohner, Alfred Wüste

Leitung: Armin Sellheim

NACHRICHTENDIENSTE

dpa, Newsweek, New York Times, AP

SPIEGEL VERLAG RUDOLF AUGSTEIN GMBH & CO. KG

Büro des Herausgebers: Walter Busse; verantwortlich für Anzeigen: Horst Görner; gültige Anzeigen-Preisliste: Nr. 30 a vom 1. Januar 1975; Verlagsgeschäftsstellen: 1 Berlin 30, Kurfürstenstr. 72/74 Tel. (030) 26 95 1, Telex 183 867; 4 Düsseldorf, Immermannstraße 15, Tel. (0211) 35 33 21, Telex 8 582 737; 6 Frankfurt a. M., Oberlindau 80, Tel. (0611) 71 71 81, Telex 413 009; 8 München 80, Maria-Theresia-Straße 11, Tel. (089) 47 20 35, Telex 524 601; 7 Stuttgart, Kriegsbergstraße 11, Tel. (0711) 22 15 31/32, Telex 722 673; Druck: Druckhaus Ahrensburg, Ahrensburg bei Hamburg und Darmstadt

VERLAGSLEITUNG

Michael Nesselhauf, Helmut Wallbaum, Alfred E. Wissmann

GESCHÄFTSFÜHRUNG

Rudolf Augstein, Hans Detlev Becker

Strauß stellt Bedingungen

Franz Josef Strauß hat dem CDU/CSU-Kanzlerkandidaten Helmut Kohl demonstriert, wer bei den Unionsparteien die Richtlinienkompetenz hat: Er traf sich mit dem CDU-Vorsitzenden in der bayrischen CSU-Rednerschule im Wildbad Kreuth und machte dort während einer fünfstündigen Unterredung Kohl mit den Bedingungen bekannt, unter denen er den Fall Biedenkopf zu vergeben bereit sei. Kohl mußte versprechen, künftig dafür zu sorgen, daß sein Generalsekretär nicht mehr gegen den CSU-Vorsitzenden aufmucke. Überdies verlangte Strauß, Biedenkopf dürfe nicht in die bis Anfang November zu benennende Kernmannschaft des Kanzlerkandidaten aufgenommen werden. Vor der CSU-Landesgruppe hatte Strauß bereits zuvor mitgeteilt, daß er als einziger CSU-Vertreter in eine kleine Kernmannschaft Kohls eintreten werde, der außer ihm die CDU-Politiker Hans Katzer, Gerhard Stoltenberg, der Fraktionsvorsitzende Karl Carstens sowie der hessische Strauß-Sympathisant Alfred Dregger angehören sollen. In ein erweitertes Schattenkabinett, das der Kandidat voraussichtlich zum Jahresende benennt, werden nach Kohls Vorstellungen außer Biedenkopf unter anderem der CDU-Programmatiker Richard von Weizsäcker, der Wehrexperte Manfred Wörner, der Berliner Parteivorsitzende Peter Lorenz und CDU-Schatzmeister Walther Leisler Kiep aufgenommen.

Bayrische Prioritäten

Leitende Journalisten des Bayerischen Rundfunks sind großzügig in der Auslegung gesetzlicher Richtlinien. Laut Rundfunkgesetz des weißblauen Freistaates sind die Redakteure „bei der Auswahl und Sendung der Nachrichten zu Objektivität und Überparteilichkeit verpflichtet“ und „dürfen bei der Programmgestaltung weder einseitig einer politischen Partei oder Gruppe noch Sonderinteressen“ dienen. Beispiel: Am 25. Juni 1975 unterrichtete der Chef der Wirtschaftsredaktion Fernsehen, der CSU-nahe Wolf Feller, seinen CSU-nahen Programmdirektor Helmut Oeller schriftlich über ein „längeres Gespräch mit Kultusminister Maier“ (CSU). Bei dem Treffen seien mit Maier „wichtige Prioritäten“ abgesteckt worden. Der Minister werde Feller alsbald entsprechendes Material übermitteln, „damit sowohl im ARD-Programm“ — etwa in der „Fernsehdiskussion“, den Magazinen „Report“ und „Plusminus“ — als auch im dritten BR-Programm „diese Themen aufgegriffen werden“ könnten.

„Grund, mich zu fürchten“

Wolf Biermann, 38, regimekritischer kommunistischer Liedermacher aus Ost-Berlin, der in seiner DDR-Wahlheimat seit zehn Jahren mit Auftrittsverbot belegt ist, war am vergangenen Wochenende für seinen ersten Auftritt seit 1965 in Westdeutschland, in Offenbach, fest gebucht. Zu dem unerwarteten Reiseverbot, das auch den SPIEGEL überrollte (siehe Seite 177), gab Biermann folgende Stellungnahme:

Erklärung

Freitag, den 17. Oktober

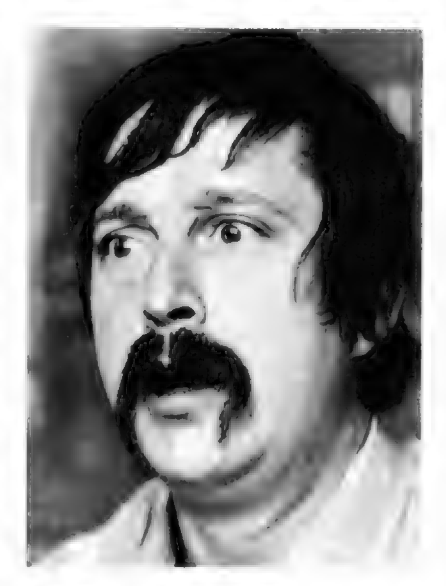
Vor fünf Tagen (Montag, den 13.) wurde mir von zwei Verantwortlichen im Ministerium für Kultur mitgeteilt, daß mein Antrag auf Genehmigung einer Reise in die BRD zu einer Anti-Franco-Großveranstaltung genehmigt sei.

Als ich heute früh, wie verabredet, mein Visum für eine Dienstreise im Ministerium für Kultur abholen wollte, eröffnete mir statt dessen dort ein Herr: „Ich habe den Auftrag, Ihnen mitzuteilen, daß Ihre Reise nicht genehmigt werden kann. Mehr kann ich Ihnen dazu nicht sagen.“ Ich übergab dem Herrn die beiden neuen Lieder, die ich für diese Anti-Franco-Veranstaltung geschrieben hatte, und er versprach mir, die beiden Texte an die Leute weiterzugeben, die diese Entscheidung getroffen haben. „Diese Leute“, sagte ich, „sollen wissen, was sie da verhindert haben. Jetzt, da ich nun doch nicht fahren darf, will ich ihnen sagen, daß ich mich konsequent auf der politischen Linie bewegt hätte, die in diesen beiden neuen Liedern formuliert ist, und es versteht sich, daß ich mich auf dem Boden der Bundesrepublik nicht zu innersozialistischen Problemen in der DDR geäußert hätte.“

Ich halte dieses neuerliche Verbot für eine provokante Brüskierung all der Kommunisten und Antifaschisten, die diese Großveranstaltung in Offenbach gegen das Franco-Regime für übermorgen vorbereitet haben. Diese grobe Mißachtung wird viele Sozialisten in der DDR und in Westdeutschland erbittern.

Andererseits werden die für diesen Willkürakt Verantwortlichen gezwungen sein, ihre Maßnahme vor sich und der Öffentlichkeit zu rechtfertigen, indem sie alte Diffamierungen gegen mich neu aufkochen lassen. Und sie werden sich womöglich gezwungen sehen, den Protest gegen diesen kalten Kultur-Krieg durch Maßnahmen niederzuhalten, vor denen ich allen Grund habe, mich zu fürchten.

Ich halte es für angebracht, bei der traurigen Gelegenheit öffentlich zu machen, daß mir vor gut einem Jahr (am 24. Mai 1974) der Staatssekretär Löffler im Ministerium für Kultur das üble Angebot übermittelte, ich solle die DDR verlassen.



Liedermacher Biermann
„Übles Angebot“

Ich habe die feste Absicht, in der DDR weiter zu leben. Mein Verhältnis zu diesem Staat ist gekennzeichnet durch kritische Solidarität. Wie es im Lied heißt: Den roten Stein der Weisen hat keiner von uns gefunden. Ich halte die DDR trotz aller Widrigkeiten und trotz aller Schwierigkeiten in meinem persönlichen Schicksal für den besseren deutschen Staat.

Berlin
Chausseestraße 131

Wolf Biermann

Zu neutral

Die Liberalen in der Bonner Regierung fühlen sich vom Bundespresseamt schlecht verkauft. Der Chef des Amtes, der SPD-Mann Klaus Bölling, vertritt ihrer Auffassung nach allzusehr die Interessen der SPD, sein parteiloser Stellvertreter, der gelernte Wirtschaftsjournalist Armin Grünewald, ist ihnen zu farblos und neutral. In der FDP wird daher erwogen, nach einem sozialliberalen Wahlsieg 1976 Grünewald durch einen der Ihren zu ersetzen. Grünewald könnte dann Bonner OECD-Botschafter in Paris werden. Außerdem ist er als möglicher Nachfolger des Chefredakteurs der „Stuttgarter Zeitung", Oskar Fehrenbach, im Gespräch. Als Grünewald-Nachfolger steht ein enger Vertrauter des Parteivorsitzenden Hans-Dietrich Genscher bereit: der Rundfunkjournalist Josef Gerwald, seit dem 1. Oktober Pressesprecher der Bundes-FDP.

Zwangsarbeiter

Die südafrikanische Regierung beugt Arbeitskräftemangel auf eigene Art vor. Seit die Nachbarstaaten, aus denen 70 Prozent der Goldminenarbeiter in Südafrika kommen, die Rekrutierung billiger Boys für den Apartheidstaat drosseln, widmet Pretoria den eigenen Schwarzen verstärkte Fürsorge: Sie werden zwangsrekrutiert. Vorwand bieten die Paßgesetze von 1950, die alle südafrikanischen Städte zu „weißen Gebieten" deklarieren. Das bedeutet, daß Schwarze sich dort nur aufhalten dürfen, wenn sie über Sonderpässe (Spitzname: „Stinker") mit einer Aufenthaltserlaubnis und der monatlichen Unterschrift des weißen Arbeitgebers verfügen. Allein im vergangenen Jahr wurden 170 685 Schwarze wegen Verstoßes gegen diese Vorschrift arretiert. So wurde etwa der 16jährige Thomas Mgobeni in Pretoria „zur Minenarbeit festgenommen". Mindestens ein Jahr lang wird er in einer Mine schuften müssen. Nach Angaben des Kapstädter Universitätsdozenten Francis Wilson ist Mgobeni „kein Einzelfall".

Zitat

„Wir beweisen exakt soviel Verantwortungsbewußtsein wie unsere Pioniere, als sie den Rothäuten Whisky verkauften" (der frühere stellvertretende US-Außenminister George W. Ball über den Plan, Israel mit Pershing-Mittelstrekkenraketen zu beliefern, die auch mit Atomsprengköpfen ausgestattet werden können).







DAS DEUTSCHE NACHRICHTEN-MAGAZIN

DEUTSCHLAND

Fall Leber: Vier Depeschen, ein Dementi

Ein bloßes Mißverständnis soll gewesen sein, was Südafrikas Bonn-Botschafter Sole in vier Geheim-Berichten behauptet hat: Verteidigungsminister Leber habe von der Südafrika-Reise des Generals Rall gewußt, das geheime Unternehmen sogar gebilligt. Trotz des Sole-Rückziehers bleiben die Hintergründe der Affäre im Dunkel.

Ein General wurde gefeuert, ein Botschafter wird gehen müssen. Der Minister bleibt im Amt.

Am 1. Oktober dieses Jahres entließ Verteidigungsminister Georg Leber den deutschen Nato-General Günther Rall. Der Offizier war auf Kosten des Apartheid-Regimes drei Wochen lang durch Südafrika gereist, ohne, so Lebers Version, seinen Oberbefehlshaber von dem anrüchigen Trip informiert zu haben.

Drei Wochen später sieht sich die Regierung in Pretoria gezwungen, ihren Bonn-Botschafter Donald Bell Sole ans Kap zurückzurufen. Der Diplomat ist nicht mehr zu halten, nachdem der SPIEGEL vergangene Woche einen geheimen Sole-Brief an die Zentrale in Pretoria veröffentlicht hat. In dem Schreiben vom 4. April 1974, ein halbes Jahr vor der Rall-Tour, berichtet der Botschafter, er habe mit Leber persönlich über die Reisepläne des Generals gesprochen. Leber am vergangenen Freitag zu einem Vertrauten: „Der Sole muß gehen."

Würden die Südafrikaner ihren Botschafter nicht zurückbeordern und hätte nicht Sole selbst inzwischen in einem Gespräch mit AA-Staatssekretär Walter Gehlhoff die kritische Passage seines Briefes in aller Form zurückgenommen, dann wäre Georg Leber wohl kaum eine andere Wahl geblieben, als zurückzutreten. Denn immer wieder hatte der Bundeswehr-OB beteuert, von der Rall-Visite nicht gewußt zu haben („Ich bin mit dieser Sache überhaupt nie befaßt worden").

Wenn der Botschafter aber doch, wie in seinem Geheim-Papier zu lesen steht, mit Georg Leber über den dubiosen Ausflug gesprochen hat, dann hätte



Verteidigungsminister Leber: „Der Sole muß gehen"



7/3/3(   )

SECRET — GEHEIM SECRET — 4 April 1974

Dear Hans,

VISIT OF GENERAL RALL, FORMER HEAD OF THE LUFTWAFFE

For some time I have been trying to arrange a visit to South Africa on a private basis by General Gunther Rall, who for the last few years has been Head of the Luftwaffe. I was certain that our Defence people would benefit very much from this visit. When I was in South Africa in 1972 on home leave I spoke to Piet Laubscher regarding the possibility of Defence meeting the costs involved. Subsequently approval was given and it was tentatively planned that General Rall would visit South Africa last November. I was able to arrange that clearance for the visit be given on an informal basis by the German Minister of Defence, George Leber, to whom I also spoke about the matter. However, long before the November dead line, it became clear that other commitments, including complications with respect to the development of the M.R.C.A. would make it difficult for General Rall to get away on the date planned. He therefore asked for a postponement. He has now set the date for the visit for October 5. As from the first of this month he has ceased to be Head of the Luftwaffe and has been posted to the NATO Command in Brussels. (This is the normal practice in the German Air Force)

From the outset it was envisaged that General Rall would ostensibly be invited by Kurt Dahlmann of Windhoek with whom he flew in the same squadron in the last war. Piet Laubscher will provide the Department with all relevant details.

Yours sincerely,

Hans van Dalsen, Esq.,
Department of Foreign Affairs,
PRETORIA.



Botschafter Sole, Sole-Brief: „Ich konnte es arrangieren"

der Minister seinen General geopfert, um sich selbst zu retten.

Schon vor drei Wochen, nach dem vermeintlich raschen Abschluß der Affäre Rall, waren Zweifel geblieben, ob Leber wirklich so völlig ahnungslos gewesen war, wie er versicherte. Denn schon damals veröffentlichte der Hamburger „Stern" zwei Dokumente, wonach Leber von dem Unternehmen wußte:

Am 14. Juni 1974 schrieb Sole an den Ständigen Vertreter Südafrikas bei der Europäischen Gemeinschaft in Brüssel:

> Ich habe dafür gesorgt, daß sein (Ralls, d. Red.) Minister für die Reise seinen Segen gab.

Am 6. August 1974 berichtete der südafrikanische Botschafter, diesmal an das Verteidigungsministerium in Pretoria, nach einem Gespräch mit Rall über die geplante Visite des Generals:

> Er ist nach außen hin auf Privatbesuch ... dem deutschen Minister der Verteidigung, Herrn Leber, ist jedoch klar, daß es sich bei dem Besuch um mehr handelt als dies.

Schon am 19. Juni 1973 hatte Botschafter Sole in einem dem SPIEGEL jetzt vorliegenden Brief an den südafrikanischen Generalleutnant H. P. Loubser über eine Unterhaltung mit Rall geschrieben, in der es um einen Aufschub der ursprünglich schon für 1973 geplanten Reise ging. Text:

> Er (Rall, d. Red.) berichtete mir, daß er darüber mit seinem Minister, Georg Leber, diskutiert hat, der völlig einverstanden war.

Am eindeutigsten schließlich nennt Sole in seinem Brief vom 4. April (siehe Photo) Leber als Mitwisser. Der Botschafter an Hans van Dalsen, als Unterstaatssekretär dritter Mann im südafrikanischen Außenministerium:

> Ich konnte es arrangieren, daß eine Besuchserlaubnis (für Rall, d. Red.) auf informeller Basis durch Bundesverteidigungsminister Georg Leber erteilt würde, mit dem ich ebenfalls über diese Angelegenheit gesprochen habe.

Über mehr als ein Jahr hinweg, gegenüber vier verschiedenen Adressaten, hat Botschafter Sole mithin behauptet, der Bonner Verteidigungsminister sei in die Reisepläne des Generals eingeweiht gewesen. Und: Ausgerechnet die härteste Formulierung, jene vom 4. April 1974, verwendete der südafrikanische Diplomat gegenüber einem Mann, der ihm freundschaftlich verbunden ist: Sole und van Dalsen sind alte Bekannte. Sie gelten im südafrikanischen Außenamt als Gespann, als „die beiden blauäugigen Jungs".

Die in Bonn offiziös verbreitete Version, der Botschafter habe sich, wie in seinem Gewerbe üblich, gegenüber seiner Zentrale mit guten Kontakten zu Spitzenpolitikern seines Gastlandes wichtig tun wollen, scheint denn auch keine hinreichende Erklärung für das Verhalten des Diplomaten zu liefern: Warum sollte Sole es nötig haben, sich ausgerechnet gegenüber seinem alten Freund van Dalsen mit erlogenen Behauptungen zu profilieren?

Eine Kette von Ungereimtheiten: Hat Sole auch in seinem Schreiben vom 19. Juni 1973 bewußt falsch über ein Gespräch mit dem Generalleutnant Rall berichtet? Oder hatte Rall dem Botschafter Unwahres mitgeteilt?

Kurzum: Der Botschafter oder der General hat sich nicht an die Wahrheit gehalten — wenn nicht beide. Dem Minister Georg Leber, so scheint es, ist nichts anzulasten.

An sich hätte Leber eine Generalsreise nach Pretoria durchaus genehmigen können, ohne sich als Helfershelfer südafrikanischer Rassisten zu fühlen. Denn der Oberbefehlshaber der Bundeswehr wird seit langem von den Amerikanern gedrängt, die militärische Zusammenarbeit mit dem an der Südspitze Afrikas strategisch optimal gelegenen Apartheid-Staat zu pflegen.

Deshalb hatte der Minister beispielsweise nichts dagegen, daß seine Offiziere engen Kontakt zu den Kameraden vom Kap unterhielten. Regelmäßig bewirteten die Militärattachés der Bonner Südafrika-Botschaft Spitzen der westdeutschen Wehrmacht. Freimütig erteilt die Hardthöhe bei Anfragen der Südafrikaner Auskünfte, und bereitwillig stellen die Leber-Bürokraten bei der Lieferung von westdeutschem Material an die südafrikanischen Streitkräfte Nato-Kode-Nummern zur Verfügung (SPIEGEL 41/1975).

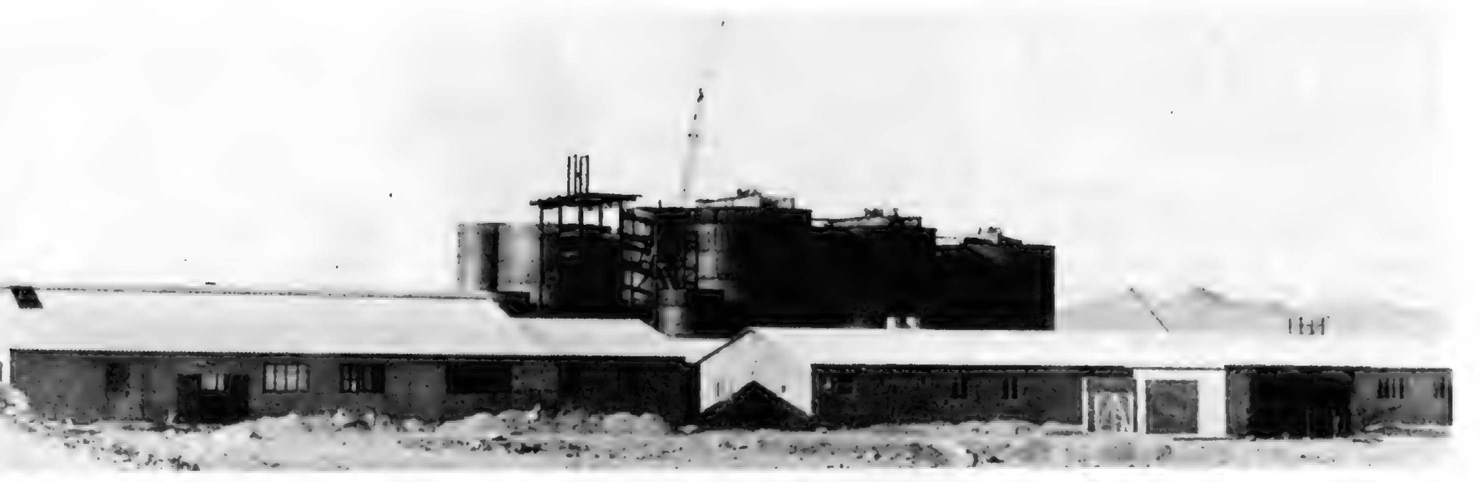
Südafrika-Botschafter Sole zog daraus den Schluß, daß sein Land bei dem sozialdemokratischen Verteidigungsminister stets auf Verständnis rechnen dürfe. In einem Brief an General Loubser, in dem er ankündigte, Rall könne erst im Oktober 1974 in die Burenrepublik reisen, schrieb er:

> Bis dahin ist noch viel Zeit, und natürlich kann in dieser Zeit noch viel passieren. Wenn er (Rall, d. Red.) einen anderen Minister hat, der uns nicht so wohl gesonnen ist wie Georg Leber, dann könnte er die Erlaubnis zum Besuch Südafrikas nicht erhalten.

Der Verteidigungsminister schien Botschafter Sole auch deshalb nützlich, weil Leber die Ausfuhr deutscher Waffen nach Südafrika, bislang auf Beschluß des Bundeskabinetts unzulässig, für notwendig hält. Nach einem Gespräch mit dem Wirtschafts-Staatssekretär Detlev Karsten Rohwedder berichtete Sole am 2. Mai dieses Jahres nach Hause: Rohwedder, der in der Unterhaltung grundsätzlich für Waffenlieferungen an Südafrika eingetreten sei, werde dabei „Verteidigungsminister Leber auf seiner Seite" haben.

Um so peinlicher mußte es für die südafrikanische Regierung sein, daß ein Mann, den sie für ihren Freund hält, durch die Sole-Dokumente in Schwierigkeiten geraten war. Sole bestätigte bei seiner Entschuldigungsvisite am letzten Freitag im Bonner Außenamt zwar die Echtheit des dem SPIEGEL vorliegenden Dokumentes, rückte aber von dem Leber belastenden Satz ab: Er habe mit dem Minister „zu keinem Zeitpunkt", so konnte das AA verbreiten, „über den Besuch von Generalleutnant Rall in Südafrika gesprochen".

Doch ganz so hart mochten die Südafrikaner das Dementi nun auch wieder nicht stehenlassen. Ihre Vertretung lieferte eine gewundene Erklärung für



Uran-Bergwerk Roessing in Namibia: Auf dem Umweg über London Lieferungen an die Deutschen

die seltsamen Widersprüche zwischen Leber und Sole nach. Der Botschafter, so hieß es da, „stand unter dem Eindruck, der sich später als Mißverständnis herausstellen sollte, daß der Minister von dem beabsichtigten Besuch Kenntnis hatte“.

ATOMGESCHÄFT

Bombe für 1995

Hinter den Kulissen verhandeln bundesnahe Unternehmen mit Südafrika über eine enge Zusammenarbeit auf dem Sektor Kernenergie.

Einen Satz strich das Bundeskabinett am letzten Mittwoch aus einem Staatssekretärspapier zur Frage einer Kooperation zwischen der Bundesrepublik und Südafrika. Aus dem Drei-Seiten-Werk „mit dem häßlichen Goebbels-Titel ‚Sprachregelung‘“ (so Kanzler Helmut Schmidt) entfernten die Bonner die Passage: „Es gibt keine Zusammenarbeit der Bundesrepublik Deutschland mit Südafrika im Bereich der Kernenergie.“

Dagegen behauptet das gereinigte Papier nun nur noch, es sei „absurd“ zu unterstellen, Bonn verhelfe „diesem Land zur Atombombe“. Lediglich die deutsche Firma Steag (Essen) und die südafrikanische Atomschmiede Ucor seien „1973 übereingekommen“, einen Vergleich über die Wirtschaftlichkeit zweier verschiedener Verfahren zur Urananreicherung anzustellen. In Wahrheit wurde *dieser* Vertrag erst 1974 geschlossen. Im übrigen versicherten Kanzler Schmidt und seine Minister:

- ▷ „Soweit Wirtschaftssanktionen durch den Sicherheitsrat (der UN) verhängt sind, werden diese genau beachtet“;
- ▷ „die Bundesregierung stellt die wirtschaftlichen Beziehungen in den Dienst ihrer Bemühungen, die südafrikanische Regierung zur Revision ihrer Rassenpolitik zu bewegen“.

Die Südafrikaner allerdings sind mit ihren deutschen Handelsbeziehungen in Sachen Kernenergie zufriedener, als es die Kabinettserklärung glauben machen will. Die Kontakte der weißen Afrikaner, die seit langem Know-how kaufen wollen, um ihre gewaltigen Vorräte an Natur-Uran zu Brennmaterial für Reaktoren aufzubereiten, zu deutschen Kernwissenschaftlern und -industriellen sind alt.

Schon 1962, so notierte der Karlsruher Professor Erwin Becker, Entdecker des Trenndüsen-Verfahrens zur Urananreicherung, letzten Montag in einem Brief an die Bundesregierung, tauchte der Chef der südafrikanischen Atomenergie-Behörde, Abraham Roux, erstmals im badischen Forschungszentrum auf. Der Gast erweckte bei Becker den „Eindruck“, als sei er „ausschließlich an einer Anwendung“ der komplizierten Technologie interessiert, die deutsche Wissenschaftler bis dahin nur theoretisch beschrieben hatten. Die Umsetzung der inzwischen allgemein verfügbaren Theorie in die Praxis ist nach Meinung des Steag-Chefs Heinz Schulte selbst heute noch „wahnsinnig schwierig“.



Steag-Chef Schulte
„Moralischer Anspruch“

Erst dem derzeitigen Südafrika-Botschafter in Bonn, Donald Bell Sole, der einst sein Land bei der Internationalen Atomenergie-Organisation in Wien vertrat, gelang es, die grenzüberschreitenden Fachsimpeleien geschäftlich zu verwerten. Gleich nach dem Einzug in die Botschafterresidenz entfaltete „DBS“ — wie er sich im Schriftverkehr titulieren ließ — eine atemberaubende Aktivität in Kontakten mit der Industrie, der Wissenschaft und auch der Politik.

Erfinder Becker etwa ging, wie Botschaftsangestellte beobachteten, in der Mission ein und aus. Deutsche Firmen unterwies der Diplomat, so kabelte er am 15. Juni 1973 nach Pretoria, „vertrauliche Mitteilungen“ zum Beispiel an das südafrikanische Verteidigungsministerium über die Botschaft zu leiten, wobei zu diesem Zweck „unsere Chiffriereinrichtungen benutzt werden können“.

Bei Bonner Staatssekretären, die er in sein Heimatland einlud, entdeckten DBS und seine Freunde sogar Regungen, von denen die Betroffenen im nachhinein selbst nichts mehr wissen wollen. „Ich denke mir“, meldete er am 2. Mai 1975 nach einer Unterredung mit Wirtschaftsstaatssekretär Detlev Karsten Rohwedder über deutsche Waffenexporte, „wenn er (Rohwedder) Gehör bei Kanzler Schmidt fände, daß dann Fortschritte erzielt werden können.“

Der pretorianische Atomforscher Roux, den Sole mit Rohwedders Kollegen im Forschungsministerium, Hans-Hilger Haunschild, bekannt gemacht

hatte, schrieb am 21. Januar 1972, kurz vor einer Reise des Beamten ans Kap, er stimme voll mit Haunschilds „Gefühl überein, daß die Visite eine engere Zusammenarbeit besonders auf nuklearem Gebiet markieren werde".

Dazu kam es dann auch. Sole brachte die Firma Steag — eine Tochter des staatlich subventionierten Ruhrkohle-Konzerns —, die von Atomforscher Becker die kommerziellen Nutzungsrechte an seinem Verfahren erworben hatte, mit Roux zusammen. Am 15. August 1973 schlossen die beiden Partner einen Geheimvertrag. Artikel 3 dieses Atompakts bestimmte, daß die Deutschen den Afrikanern eine „Sublizenz" für Beckers Anreicherungsverfahren überließen. Voraussetzung: Beckers Institut, die staatliche Gesellschaft für Kernforschung in Karlsruhe (Aufsichtsrat: Haunschild), stimme der Abmachung zu.

Doch „wider Erwarten", so sieht es jetzt Steag-Direktor Helmut Völker, zeigten sich plötzliche Hemmnisse. Die Bundesaufseher über das Karlsruher Institut wollten die Verantwortung nicht allein tragen. So kam es, daß am 27. September 1973 im Bonner Wirtschaftsministerium ein Staatssekretärsquartett die außenpolitisch heikle Frage diskutierte und, weil sich das Auswärtige Amt mit Rücksicht auf die Staaten Schwarzafrikas querlegte, den Explosivstoff ins Bundeskabinett schob. Entscheidungshilfe sollte den Ministern eine Vorlage liefern, die nach der Erinnerung des damaligen Forschungsministers Horst Ehmke salomonisch ein „Jein" empfahl.

In der folgenden Kabinettssitzung am 17. Oktober stemmten sich Entwicklungsminister Erhard Eppler und Sonderminister Werner Maihofer gegen das Projekt, bis Kanzler Willy Brandt, der Streitereien müde, die Abstimmung um eine Woche vertagte. Einen Tag nach der Regierungsdiskussion zog die Steag per Brief an das Karlsruher Forschungsinstitut ihr Zustimmungsbegehren zurück. Eine Woche später verkündete Brandt, das Thema habe sich erledigt.

Dafür, wie das Problem so elegant beigelegt werden konnte, bieten die Betroffenen unterschiedliche Erklärungen an. Haunschild: „Die Steag kannte anscheinend jeden Schritt der Regierung." Ehmke: „Wir sagten der Firma, sie sollte den Antrag zurücknehmen, weil er keine Chance hätte." Ehmkes Parlamentarischer Staatssekretär Volker Hauff: „Die wollten prüfen, ob es möglich ist, trotzdem weiterzukommen."

Doch nur mit einem „kriminellen Akt", so Ehmke heute, hätte die Steag ihr Anreicherungswissen ohne Zustimmung der Regierung exportieren können. Offenbar aber gab es andere, verschlungene Wege. Amtliche Bonner



Forschungs-Staatssekretär Haunschild: Übereinstimmende Gefühle



Wirtschafts-Staatssekretär Rohwedder
Immerhin ein paar Gespräche

Fahnder entdeckten jetzt im Forschungsministerium ein Rechtsgutachten, das nachzuweisen sucht, erst die kommerzielle Anwendung des deutschen Atom-Know-hows, mithin erst der Startschuß für den Bau einer südafrikanischen Anreicherungsfabrik sei „zustimmungspflichtig", die Vorarbeiten bedürften aber einer Genehmigung nicht.

Auch das deutsche Außenwirtschaftsgesetz, so kabelte die Steag unter Berufung auf das Wirtschaftsministerium an den südafrikanischen Atomunterhändler Roux, sei „nicht berührt". Der Atomsperrvertrag endlich, der die Weitergabe solchen Wissens und den Export des dazu nötigen Materials ohne internationale Kontrolle verbietet, ist für Bonn erst seit dem 2. Mai 1975 in Kraft.

Folgerichtig vereinbarten die Steag und ihre Partner im Frühjahr 1974 denn auch erst einmal eine „gemeinsame Studie" — angeblich in der Hoffnung, Näheres über ein eigenes südafrikanisches Urananreicherungsverfahren zu erkunden, von dem Roux und seine Helfer urplötzlich zu sprechen begannen, obschon sie nur sieben Monate zuvor noch die Lizenz für das Steag-Verfahren erwerben wollten.

Nach Abschluß des zweiten Vertrages Steag-Südafrika wurde am 9. April das Ziel so umschrieben: Bei „einem positiven Ergebnis" der vergleichenden Analysen solle „der Bau einer kommerziellen Anreicherungsanlage in Südafrika auf internationaler Basis in Betracht gezogen werden".

Ein Jahr später, am 14. Mai 1975, war das Ergebnis da — und es war erwartungsgemäß „positiv" (Steag). Jetzt werde die Möglichkeit einer Beteiligung geprüft. Denn „darauf haben wir einen moralischen Anspruch", versichert Steag-Vorstandsvorsitzender Schulte.

Sein Unternehmen hat sich bei den Südafrikanern vertraglich das Recht gesichert, jährlich 1000 Tonnen angereicherten Urans beziehen zu dürfen, wenn die Anlage erst einmal steht. Schulte: „Der Abfluß der Ware muß gesichert sein." Immerhin würde er „ohne Abstimmung mit Bonn keinen Schritt tun".

So ganz genau aber wollen die Bonner die Schritte ihrer Kernenergie-Experten anscheinend gar nicht wissen. Die Frankfurter „Urangesellschaft" etwa, an der der Bund indirekt beteiligt ist und die aus Bonn 80 Prozent der Kosten ihrer weltweiten Uran-Prospek-

tionen erhält, hatte sich 1971 nach einem Sanktionsbeschluß des Weltsicherheitsrates gegen Südafrika und einer Intervention der Regierung Brandt aus einem Vertrag zurückziehen müssen, der ihr 40 Prozent der Anteile am Uranbergwerk Roessing in dem zwischen den UN und Südafrika umstrittenen Territorium Namibia (früher Deutsch-Südwest) sicherte. Gleichwohl bezieht die Urangesellschaft, der Südafrika noch immer eine Option auf eine Kapitalbeteiligung an Roessing offenhält, nach jüngsten Erkenntnissen, die das Kabinett erstaunt vernahm, „einen erheblichen Teil" ihrer Uranimporte aus der umstrittenen namibischen Mine — über einen Zehnjahresvertrag mit dem Londoner Unternehmen Rio Tinto Zinc.

Die jetzt ruchbar gewordenen Notizen des Diplomaten Sole, nach denen die Urangesellschaft heimlich auch noch Investitions-Kapital in die südafrikanische Uranmine steckte, veranlaßte die Bonner, eine Untersuchung zu verlangen, die den Sachverhalt und die Beteiligung der zuständigen Beamten an den Geschäften prüfen soll.

Südafrika-Botschafter Sole ist unterdessen zuversichtlich, daß auch die geplante Zusammenarbeit seiner Landsleute mit der Essener Steag in absehbarer Zeit, obwohl in Bonn noch Probleme „innerhalb der Regierung überwunden werden müßten", doch zustande kommt.

Tatsächlich, so schrieb der Botschafter am 2. Oktober 1974, „unterstützen" die Staatssekretäre Haunschild und Rohwedder auch den Plan einer „deutsch-südafrikanisch-iranischen Zusammenarbeit auf dem Gebiet der Kernenergie" — ein Vorhaben, dessen Existenz Haunschild rundweg bestreitet, während Rohwedder immerhin von „ein paar Gesprächen" weiß.

Perser und Südafrikaner zumindest sind sich schon einig. Letzte Woche schlossen sie ein langfristiges Geheimabkommen. Der Iran finanziert den Südafrikanern die Hälfte (zwei Milliarden Mark) der Baukosten für die Urananreicherungsanlage, die mit Steag-Hilfe gebaut werden soll. Im Austausch erhalten die Perser 14 000 Tonnen angereichertes Uran — „genug, um 100 Kernkraftwerke für den Rest des Jahrhunderts zu befeuern", wie ein amerikanischer Experte errechnete.

Daß die Südafrikaner den Brennstoff nach einheitlicher Ansicht der Fachwelt in einem allerdings zeitraubenden Verfahren auch für militärische Zwecke weiterverarbeiten könnten, stört ihre Geschäftspartner nicht — auch nicht die Steag.

Steag-Chef Schulte letzte Woche: „Die Bombe hat Südafrika frühestens 1995. Bis dahin haben wir da sicher andere politische Verhältnisse."

AFFÄREN

Plötzlich Zweifel

Die Justiz befaßt sich mit der Frage, ob und inwieweit Oppositionsführer Karl Carstens in illegale BND-Waffengeschäfte verstrickt war.

CDU/CSU-Fraktionschef Karl Carstens fand, daß einige Sozialdemokraten es gelegentlich mit der Wahrheit nicht sehr genau nehmen — „um es ganz brutal zu sagen".

Er sagte es im Herbst vergangenen Jahres vor dem Guillaume-Untersuchungsausschuß des Bundestages. Ein Jahr später kehrt sich der Carstens-Spruch gegen ihn selbst.



Carstens vor dem Guillaume-Ausschuß: „Zum erstenmal davon gehört"

Der „Mann mit der weißesten Weste, die es je gab" (CDU-MdB Jürgen Wohlrabe), hatte vor dem Untersuchungsausschuß zunächst rundweg abgestritten, als Chef des Kanzleramtes unter Kurt Georg Kiesinger (1968/69) etwas von einer Beteiligung des Bundesnachrichtendienstes (BND) an Waffengeschäften gewußt zu haben. Carstens vor den parlamentarischen Ermittlern: „Ich muß sagen, daß ich davon heute zum erstenmal höre."

Wenige Wochen später wurde er kleinlaut. Bei der Durchsicht alter Kanzleramtsakten stellte sich nämlich heraus, daß BND-Chef Gerhard Wessel im Juli und August 1969 sowohl mündlich als auch schriftlich den damaligen Kanzleramts-Staatssekretär Carstens über die Aktivitäten des BND bei Waffengeschäften in den Jahren 1964 bis 1967 informiert hatte. Carstens konnte nun nicht länger leugnen, daß er zwei Vermerke darüber abgezeichnet und sogar mit Randbemerkungen versehen hatte.

Inzwischen kam noch mehr ans Tageslicht. Akten des Bonner Landgerichts weisen aus, daß Carstens schon als Staatssekretär des Auswärtigen Amtes (von 1960 bis 1966) und des Verteidigungsministeriums (von 1966 bis 1967) über die Rolle des BND bei den illegalen Transaktionen der Bonner Waffenhandelsfirma Merex (Inhaber Gerhard Georg Mertins) unterrichtet gewesen sein muß. Die Bonner Richter hatten mehrere ehemalige BND-Mitarbeiter vernommen und ermittelt, daß die Merex mit gefälschten Papieren und auf Umwegen Waffen in die Spannungsgebiete Saudi-Arabien, Indien und Pakistan geliefert und damit gegen das Kriegswaffenkontrollgesetz und das Außenwirtschaftsgesetz verstoßen hatte.

Merex handelte dabei zwar auf eigene Rechnung, nicht aber auf eigene Faust. Der BND habe, so das Gericht, die Waffenlieferungen stets „mit den zuständigen Ressorts" in Bonn besprochen und sich dann um einen „reibungslosen Ablauf" bemüht.

Der Kreis der Eingeweihten in den Bonner Ministerien war klein. Er beschränkte sich auf die zuständigen Referenten und die Staatssekretäre des AA, des Verteidigungs-, Wirtschafts- und Verkehrsministeriums. In einer Stellungnahme des BND für den Chef des Bundeskanzleramtes vom Dezember 1973 heißt es verklausuliert, die Beteiligung der Bonner Ministerien habe sich „bis zur Staatssekretärsebene" erstreckt, in einzelnen Fällen habe der Bundesnachrichtendienst auch das Bundeskanzleramt schriftlich unterrichtet.

Der ehemalige BND-Regierungsdirektor und Strauß-Freund Erwin Hau-

schildt erinnerte sich, so ein informierter Beamter, sogar noch genauer. Er sagte aus, der Vorschlag, die Waffenlieferungen an Saudi-Arabien über den Iran laufen zu lassen, sei seines Wissens vom AA gekommen. Auch über die Waffengeschäfte mit Indien und Pakistan seien Auswärtiges Amt, Verteidigungs- und Wirtschaftsministerium „zu einem sehr frühen Zeitpunkt" informiert worden. Staatssekretär des AA und später des Verteidigungsministeriums war in diesen Jahren der Mann, der von alledem bis 1974 nichts gewußt haben will: Karl Carstens.

Auch in einem zweiten Fall litt der heutige CDU/CSU-Fraktionschef unter einem bemerkenswerten Gedächtnisschwund. Vor dem Guillaume-Untersuchungsausschuß hatte er noch im Oktober 1974 erklärt, der Name Dobbertin, Hamburg, sage ihm gar nichts. Doch einige Wochen später kamen ihm plötzlich Zweifel. Er bat noch einmal um Durchsicht alter Kanzleramtsakten und mußte dabei feststellen, daß er, Carstens, auf Vorschlag von BND-Wessel im Frühjahr 1969 einen Geheimdienst-Mitarbeiter beurlaubt hatte, damit dieser einen führenden Posten bei der mit Waffengeschäften befaßten Hamburger Firma Dobbertin übernehmen konnte. Öffentlich korrigierte Carstens seine frühere Aussage bisher nicht. Seinem Bonner Anwalt Hans Dahs aber teilte er mit, er habe sich geirrt: Die Firma Dobbertin sei ihm während seiner Tätigkeit als Kanzleramtschef „genannt" worden.

Über den Beurlaubten sagte Carstens seinem Anwalt zwar nichts, aber auch der dürfte ihm nicht unbekannt gewesen sein. Es handelte sich um Hauschildt, der seit Mitte der sechziger Jahre, damals noch unter dem Decknamen Dr. Köster, gemeinsam mit Merex-Chef Mertins die Waffenlieferungen der Firma an Saudi-Arabien, Indien und Pakistan organisiert hatte.

Nach diesen aktenkundigen Erkenntnissen muß Carstens, der als Zeuge vor dem Untersuchungsausschuß auf die Konsequenzen einer falschen Aussage hingewiesen worden war, nun damit rechnen, daß die Richter sich mit ihm befassen: In einem Rechtsstreit zwischen Carstens und dem stellvertretenden SPD-Fraktionschef Günther Metzger soll am 28. Oktober vor der 8. Zivilkammer des Landgerichts Bonn geklärt werden, ob der CDU/CSU-Fraktions-Vorsitzende vor dem Untersuchungsausschuß wirklich alles gesagt hat, was er wußte. Der Beweis dürfte ihm schwerfallen.

Im Strafverfahren gegen Merex-Boß Mertins und seine Mitarbeiter am 20. November vor der 4. Großen Strafkammer des Landgerichts Bonn haben die Richter sogar zu entscheiden, ob sich Carstens und andere Spitzenbeamte der Regierung Ludwig Erhard (1963 bis 1966) durch ihre direkte oder indirekte Billigung der Waffengeschäfte strafbar gemacht haben. Auch hier sieht es für Carstens und seine ehemaligen Staatssekretärs-Kollegen nicht gut aus. Die Staatsanwaltschaft Bonn vertritt in dem Verfahren gegen Mertins den selbstverständlichen Standpunkt, daß in einem Rechtsstaat auch höchste Regierungsstellen sich über die bestehenden Gesetze nicht hinwegsetzen können.

INDUSTRIE

Heilige Eide

Der Welt-Stahlindustrie geht es schlecht. Mit Schleuderpreisen unterbieten sich die Konkurrenten gegenseitig.

Im „Salon Independentia" des Sheraton-Hotels „Maria Isabel" in Mexico City rangen letzte Woche über 300 Stahlmanager aus aller Welt um Verständigung: Die zum 9. Treffen des „International Iron and Steel Institute" von Laienhand installierte Simultan-Dolmetscheranlage war ausgefallen, eine aus Europa eilig herbeigeflogene Ersatztechnik vom Zoll beschlagnahmt worden.



Stahlindustrieller Korf
Weihnachtsferien im November

Das Geheimtreffen Strauß/Kohl

Von Daniel Doppler

Aus gewöhnlich gut informierten Kreisen im Umfeld der Bonner CSU-Landesgruppe wurden uns Zeitplan und Verlauf des Geheimtreffens zwischen Helmut Kohl und Franz Josef Strauß zugespielt. Danach läßt sich folgender Hergang rekonstruieren.

Dienstag, 14. Oktober: Im Münchner Parteibüro der CSU geht ein Schreiben von Kohl ein, in dem der CDU-Vorsitzende höflich, aber bestimmt ersucht, telephonisch die zweite Vorzimmerdame von Strauß persönlich sprechen zu dürfen. Dem Kanzler-Kandidaten wird darauf durch einen Mittelsmann bedeutet, er solle einen Mann seines Vertrauens um 18.30 Uhr zum Würzburger Hauptbahnhof schikken und auf Gleis drei auf den einlaufenden TEE „Blauer Enzian" aus München achten. Als Erkennungszeichen sollte der Kontaktmann ein braunes Paket bei sich führen.

Dienstag, 14. Oktober, 18.30 Uhr: Aus dem Münchner Schnellzug steigen zwei Männer in Regenmänteln und übernehmen das Paket. Nachdem sie den Inhalt verstohlen als den Skalp Biedenkopfs identifiziert haben, überreichen sie eine Zeitung. „Kreuzworträtsel", flüstert der eine.

Dienstag, 14. Oktober, 22.00 Uhr: Kohl findet in dem Kreuzworträtsel das Wort für einen bayrischen Wallfahrtsort sowie den Hinweis „Flaschenpost".

Mittwoch, 15. Oktober, 6.00 Uhr: In Mainz fischen Kohl-Vertraute eine Flasche aus dem Rhein. Inhalt: ein Kassiber, in dem Kohl ersucht wird, sich am gleichen Tag an einer bestimmten Waldschneise im Hunsrück einzufinden.

Mittwoch, 15. Oktober, 15.00 Uhr: Kohl wird im Wald von drei Vermummten in Empfang genommen, die seine Taschen nach Katzer-Zitaten und dem Ahlener Programm absuchen. Kohl werden die Augen verbunden, dann wird er verladen. Seine Haltung dabei ist entschlußfreudig, würdig und bestimmt.

Mittwoch, 15. Oktober; Donnerstag, 16. Oktober: Die Nacht verbringt der Vorsitzende gefesselt in einer Mülltonne (Ort unbekannt). Jedoch soll er sich standhaft geweigert haben, sich mit diversen Exemplaren des „Bayernkurier" bedecken zu lassen. Einer seiner Bewacher: „Seien Sie froh, daß wir Sie nicht im Regen stehenlassen haben!"

Donnerstag, 16. Oktober, 7.00 Uhr: Kohl wird mit dem Bayerischen Defiliermarsch geweckt. Dann wird ihm ein Bart vors Gesicht gehängt, Erbsen werden in seine Schuhe gefüllt. Fünf Stunden muß er nun zu Fuß nach Altötting pilgern, wobei er bei jedem Wegmarterl Worte aus dem „Bayernkurier" verlesen bekommt. Kohls Gesicht verbirgt eisern jeden Schmerz.



Hoesch-Stahlschmelze: „Jetzt werden Aktionen vorbereitet“

Dem babylonischen Sprachgewirr 18 Stockwerke entrückt, bemühten sich derweil die höchsten Spitzen der Branche, Verständigungsschwierigkeiten anderer Art zu überwinden. In ihren Suiten tasteten sie diskret nach Wegen, um gemeinsam mit der größten Stahl-Depression nach dem Kriege fertig zu werden: Voraussichtlich nur 472 Millionen Tonnen, 64 Millionen weniger als 1974, werden die Hütten-Konzerne in diesem Jahr ausstoßen.

Allein von den 217 000 Arbeitern der deutschen Stahlindustrie arbeiten zur Zeit 65 000 kurz. In den ersten acht Monaten des Jahres ging die Produktion gegenüber 1974 um 21 Prozent zurück. Und anders als ihre amerikanischen Konkurrenten leisten sich die Europäer zur Zeit einen mörderischen Konditionen-Krieg, mit dem sie ihre Verluste auf 100 Mark je Tonne schraubten. Ein Stahlmanager resignierend: „Alle schwören heilige Eide, doch letzten Endes betrügt doch einer den anderen.“

Donnerstag, 16. Oktober, 13.30 Uhr: Nachdem Kohl im Lieferwagen eines bekannten Münchner Gastronomen mehrere Stunden verfrachtet wurde, empfängt Strauß, jovial wie immer, seinen Gesprächspartner im Hinterstübchen eines Bierhauses im Allgäu *(der Ortsname ist den SPIEGEL-Lesern bekannt)*. Strauß sagte gleich zu Beginn des Gesprächs mitfühlend: „Knien Sie bequem!“ Die Unterhaltung fand im abgedunkelten Raum statt. Die geheime Aussprache dauerte nur drei Sekunden. Sie bestand aus den folgenden drei Sätzen des CSU-Vorsitzenden: „Ich kann Biedenkopf nicht leiden. Und Sie auch nicht. Keine Widerrede.“

Kohl bedeutete seinem Partner durch konziliantes Schweigen, daß er in der Sache zwar nachgebe, in der Form aber zu Abstrichen bereit sei.

Freitag, 17. Oktober, 9.40 Uhr: Kohl zu Vertrauten: „Es war ein gutes und nützliches Gespräch. Wir haben unsere Standpunkte in aller Offenheit angenähert.“

Um nicht noch tiefer ins Defizit zu fahren und wochenlang auf Halde zu produzieren, werden die deutschen Stahlkonzerne zum erstenmal in großem Stil zwischen Weihnachten und Neujahr ihre Hütten dichtmachen. Willy Korfs Hamburger Stahlwerke werden sogar — mit Ausnahme des Walzwerks — ihre Arbeiter von Ende November bis zum 6. Januar beurlauben. Der im letzten Herbst betriebsklar gemachte Klöckner-Hochofen in Bremen produzierte gar bisher keine einzige Tonne Stahl.

Ähnlich mies ergeht es den übrigen europäischen Konzernen: So gingen bei Frankreichs Stahlkocher Usinor die Inlandsaufträge um 41 Prozent zurück, und der englische Staatskonzern British Steel produziert jede Woche etwa sechs Millionen Pfund Verlust.

So weit wollten es die Amerikaner gar nicht erst kommen lassen. Angeblich weil Europäer und Japaner zu Dumpingpreisen ihren Markt überschwemmten, verlangten die Bosse von U.S. Steel schon vor Monaten die Einführung eines Importzolls. Dumping, so argumentierten sie, würden vor allem die Europäer — und zwar durch die Entlastung ihrer Exporte von der nationalen Mehrwertsteuer — treiben, was wiederum einer staatlichen Einfuhrförderung gleichkomme. „Wenn die Amerikaner auf Dumping erkennen“, fürchtet Stahl-Mann Willy Korf, „kann die Importsteuer kommen.“

Frankreichs Stahlpräsident Jaques Ferry erwartet denn auch nur noch über staatliche Intervention Hilfe für die Zunft. Die Brüsseler EG-Kommission, so beantragte der Lothringer inzwischen mehrmals, solle nach dem Montanunion-Vertrag offiziell die Stahlkrise ausrufen. Die Stahl-Eurokraten könnten dann Mindestpreise und Produktionsquoten festlegen.

Sollten sich die Franzosen die Vorschläge ihrer Stahllobby zu eigen machen — müßten im EG-Ministerrat zumindest Großbritannien oder die Bundesrepublik zustimmen. „Da können



sie“, befand der Düsseldorfer Stahl-Verbands-Geschäftsführer Herbert Köhler, „die Sache einfach vergessen.“

In der Tat zeigt der liberale Bonner Wirtschaftsminister Hans Friderichs kaum Neigung, die deutsche Stahlindustrie unter die Kontrolle der Brüsseler Bürokratie geraten zu lassen. Und auch die Briten winkten bereits ab.

Um der bedrängten Branche zu helfen, will die EG-Kommission jetzt den Stahlkochern der Gemeinschaft eine genau fixierte Drosselung ihrer Produktion empfehlen. Im selben Rhythmus sollen die Japaner dann ihre Lieferungen in den Euro-Markt einschränken: Japan-Importe haben die ohnehin gedrückten Preise in den letzten Wochen weiter rutschen lassen. Betonstahl etwa, der noch kürzlich mit 500 Mark pro Tonne gehandelt wurde, kam made in Japan nunmehr zu 460 Mark auf den Markt.

So wie Brüssel die Japaner unter Stahlkontrolle halten will, soll Bonn jetzt gegen die nun ebenfalls als Schleuder-Konkurrenten auftretenden Ost-Europäer vorgehen. In einem Brief an Minister Friderichs monierte Thyssen-Chef Dieter Spethmann vorletzte Woche unter anderem tschechoslowa-

kische Grobblech-Angebote 100 Mark unter bisher geltenden Notierungen.

Schon Ende dieses Monats, so hofft Spethmann, werden Bonn und Brüssel der kriselnden Stahlbranche zur Hilfe eilen. Spethmann: „Was jetzt auf den Tisch kommt, ist nicht pour parler, sondern die Vorbereitung von Aktionen.“

VERFASSUNGSRICHTER

Ins Stottern gekommen

Bonn steht vor einem Justizskandal. Bei der Wahl von Wolfgang Zeidler zum Vizepräsidenten des Bundesverfassungsgerichts wurde das Gesetz verletzt. Seine Ernennung scheint ausgeschlossen.

Es war eine „gute Wahl“, lobte der „Rheinische Merkur“, die „FAZ“ fand das Ergebnis „annehmbar“, und die „Welt“ registrierte „Erleichterung“. Tatsächlich ließ sich das Revirement von sechs Richtern beim Bundesverfassungsgericht (BVG) diesmal gut an: weniger Partei-Proporz als sonst, endlich auch einmal zwei Professoren unter den Kandidaten und sogar ein leibhaftiger Gerichtspräsident — Dr. Wolfgang Zeidler.

Vier Wochen nach der Wahl und knapp drei Wochen vor der Vereidigung machten sich peinliche Überraschung und Hilflosigkeit breit. Politiker in Bonn und Rechtsgelehrte in Karlsruhe blätterten im „Gesetz über das Bundesverfassungsgericht“ — und da schwante es ihnen: Bei der Wahl des Sozialdemokraten Dr. Wolfgang Zeidler zum BVG-Vizepräsidenten war eine blamable Panne passiert, ein Verstoß gegen den klaren Wortlaut des Gesetzes.

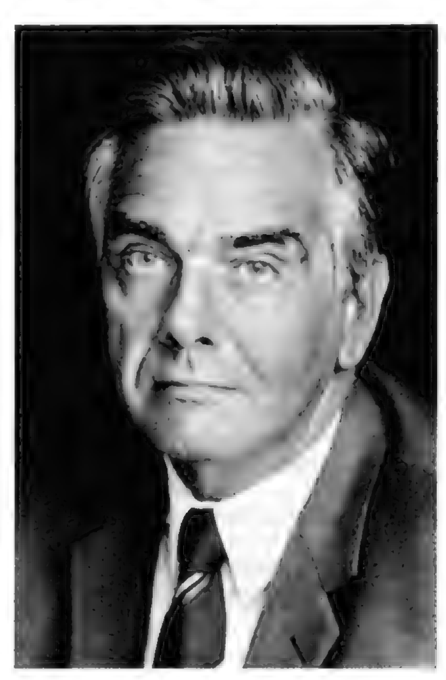
Am letzten Wochenende zog ein rechtspolitischer Skandal herauf, und die Konsequenzen sind noch nicht abzuschätzen. Was bei der Zeidler-Wahl in Bonn offenbar nicht nur die zwölf Wahlmänner des Bundestages übersehen hatten, scheint nur noch durch einen Kraftakt aus der Welt zu schaffen sein: durch Abwahl des Auserkorenen oder das Machtwort des Bundespräsidenten, der sich weigern kann, die Ernennungsurkunde zu unterzeichnen.

Walter Scheel jedenfalls wird eine Zeile des BVG-Gesetzes gründlicher lesen müssen, als alle anderen vor ihm es wohl getan haben. Der fragliche Satz sagt schlicht, daß beim höchsten Gericht die „*Wiederwahl* der Richter ausgeschlossen“ ist. Zeidler aber amtierte, bevor er 1970 Präsident des Bundesverwaltungsgerichts in Berlin wurde, schon einmal drei Jahre lang als Bundesverfassungsrichter. Seine Wahl ist mithin verbotene Wiederwahl.

Wie es zu dem Eklat kommen konnte, bleibt rätselhaft. Zeidler galt als Wunschkandidat von Kanzler Helmut Schmidt, der ursprünglich favorisierte Verfassungsrichter Martin Hirsch — einst Wunschkandidat von Ex-Kanzler Willy Brandt — war von seiner eigenen Partei fallengelassen worden. Nun war Schmidts Begehr den SPD-Rechtspolitikern womöglich so sehr Befehl, daß sie das gesetzliche Wahlhindernis aus den Augen verloren.

„Völlig überrascht“ zeigte sich am Freitag letzter Woche jedenfalls ein SPD-Wahlmann, der anonym bleiben will: „Da werden jetzt aber etliche Leute ins Stottern kommen.“ Richard Jaeger (CSU), Ex-Bundesjustizminister und jetzt Vorsitzender der zwölf Bonner Wahlmänner, gibt offen zu, daß über die Frage eines Wiederwahlverbots im Falle Zeidler überhaupt nicht gesprochen worden sei. Jaeger: „Ich dachte bis zuletzt, daß der Mann nur wissenschaftlicher Hilfsarbeiter in Karlsruhe gewesen ist.“

Auch nun einsetzende Gesetzesinterpretationen, die Zeidler womöglich die



Verfassungsrichter Zeidler
„Unziemlich, sich da einzumischen“

Abwahl und den Wahlmännern die Blamage ersparen sollen, werden nicht weiterhelfen. Bis Dezember 1970 sah das BVG-Gesetz zwei Kategorien von Verfassungsrichtern vor: solche auf Lebenszeit und andere, die für acht Jahre mit möglicher Amtsverlängerung gewählt wurden. Dann beschloß der Bundestag einen einheitlichen Status: Alle Richter werden seitdem für zwölf Jahre gewählt. Zugleich folgte das Parlament der SPD-Forderung, „daß eine Wiederwahl schlechterdings ausgeschlossen sein muß“.

Genauso formulierte der Gesetzgeber den Text. Um Mißverständnissen vorzubeugen, fügte er ausdrücklich hinzu, daß nicht nur die an die Amtszeit „anschließende“, sondern auch jede „spätere Wiederwahl ausgeschlossen“ ist.

In einer Übergangsvorschrift schließlich wurde die einzige Ausnahme vom Wiederwahlverbot exakt festgelegt: „im Amt befindliche“ Zeitrichter. Ihre Position verdiente nach Meinung des Gesetzgebers Vertrauensschutz. Begründung: „Durch diese Übergangsregelung sollen den amtierenden Richtern die Voraussetzungen, unter denen sie ihr Amt angetreten haben, weitestgehend erhalten bleiben.“

Zeidler aber amtierte zu diesem Zeitpunkt nicht mehr. Er war sechs Monate vorher freiwillig ausgeschieden, um den Posten des Gerichtspräsidenten in Berlin zu übernehmen. Ob, wie bemühte Interpreten in ihrer Not bereits meinen, vielleicht der *Sinn* des Gesetzes Zeidlers Wiederwahl doch möglich erscheinen lassen könnte, kann keine Rolle spielen; der Wortlaut verbietet die Kandidatur.

Für solche Sinn-Deutung könnte allenfalls herhalten, daß die Parlamentarier 1970 beim Verbot der Wiederwahl eine besondere Gefahr im Auge hatten. Es sollte in erster Linie der böse Schein vermieden werden, daß Richter während ihrer ersten Amtszeit womöglich auf jene Politiker Rücksicht nehmen, die über eine zweite Amtszeit zu entscheiden hätten.

Doch nach solchen Vorüberlegungen formulierte der Gesetzgeber die fragliche Vorschrift, an deren Wortlaut nicht zu deuteln ist. Und bei der Anwendung des einschlägigen Verfassungsgrundsatzes vom „gesetzlichen Richter“ fordern Rechtslehre und Rechtsprechung äußerste formale Korrektheit. Im Strafrecht zum Beispiel sind die Bräuche so streng, daß jedes noch so überzeugende Urteil kassiert werden muß, „wenn das erkennende Gericht nicht vorschriftsmäßig besetzt war“.

Erich Küchenhoff, Professor für Öffentliches Recht in Münster, empfindet die Wahlpanne sogar als besonders ärgerlich, weil es sich hier „um die Zugehörigkeit zu einem Gericht handelt, das ständig in der Versuchung lebt, die Grenzen von der Gerichtsbarkeit zur Gesetzgebung zu überschreiten“.

Ausgerechnet der Senat, dem Zeidler vorsitzen soll, lieferte in der Vergangenheit Hunderte von Definitionen zum Begriff des „gesetzlichen Richters“, etwa, daß „nicht nur das Gericht als organisatorische Einheit“ gemeint sei, sondern auch der „zur Entscheidung im Einzelfall berufene Richter“.

Ob nun Zeidler der gesetzliche Richter ist, wird — wenn nicht schon die Wahlmänner in Bonn oder der Bundespräsident Remedur schaffen — spätestens der Zweite Senat selber entscheiden müssen. Das Gremium, das sonst die ordnungsgemäße Besetzung anderer Gerichte prüft, hat sich dann im Lichte der eigenen Rechtsprechung zu betrachten. Zeidler selbst fände es „unziemlich, sich da einzumischen“.

„Vielleicht ist das Großhirn schuld“

Christdemokrat Herbert Gruhl über die Welt von morgen

Totales Versagen aller Bonner Parteien konstatiert in einer „Schreckensbilanz unserer Politik“* der Umwelt-Experte der CDU/CSU-Bundestagsfraktion, Herbert Gruhl, 53. In einer „Anklage, wie man sie so fulminant noch nicht gelesen hat“ („Süddeutsche Zeitung“), streitet er gegen Wirtschaftswachstum und Eigentumsideologie und plädiert für staatliche Investitionslenkung. Auszüge:

Über eine künftige Bedrohung Europas durch die USA:

Zunächst werden ... die Vereinigten Staaten als Aufkäufer (von Rohstoffen) in der ganzen Welt auftreten und dabei mit Europa und Japan in immer stärkere Konkurrenz geraten ... um sich den größtmöglichen Anteil der Ressourcen der gesamten westlichen Welt während der nächsten Jahre zu sichern ... Die Folge wird sein, daß für Europa und Japan fast nichts übrigbleibt.

Über Ursachen künftiger Kriege:

Rohstoffreiche Entwicklungsländer haben ... noch eine Zukunft — hochentwickelte Industrieländer ohne Rohstoffe haben keine mehr; es sei denn, sie holten sich die Rohstoffe mit Gewalt ... Insofern sind alle „Wachstumsfanatiker“ per definitionem „Kriegstreiber“.

Über die Überlegenheit kommunistischer Staaten:

Überleben werden am ehesten die Teile der Menschheit, die nach wie vor mit einem Bruchteil irdischer Güter auskommen ... Darum werden auch die kommunistischen Völker in der Sowjetunion und in China Katastrophen besser durchstehen; gerade weil dort der „Fortschritt“ bisher nicht so groß war.

Über die Abhängigkeit westlicher Regierungen von der Privatwirtschaft:

Wir kommen zu der ernüchternden Feststellung, daß zu der Zeit, wo eine Steuerung und Planung der menschlichen Entwicklung immer notwendiger wird, die Möglichkeit zu ihrer Verwirklichung beinahe auf Null gesunken ist. Man hätte wohl das Leben sich selbst überlassen dürfen, aber nicht die wirtschaftliche Produktion.

Über die Notwendigkeit staatlicher Investitionslenkung:

Da die Rohstoffe und die Umweltfaktoren mit einem außerordentlich hohen Wert zu bemessen sind, kann man es nicht mehr der freien Entscheidung des einzelnen überlassen, ob oder in welchem Umfang er sie in Anspruch nimmt und oft vergeudet.

Über die Schwierigkeit, Bewußtsein zu verändern:

Die erste Voraussetzung des Wandels ist, daß der unerhörte Schwindel auffliegt ... der sich aus den kläglichen Wirtschaftstheorien ergab, für dessen propagandistische



Autor Gruhl
„Der Staat muß Freiheiten aufheben“

Aufrechterhaltung heute Unsummen ausgegeben werden. Die gesamte Werbeindustrie, die über einen reichen Erfahrungsschatz in der Vernebelung der Köpfe verfügt und die sich selbst von nichts anderem ernährt als durch ihren Schmarotzeranteil bei der Ausbeutung der Erde, wird einen (für sie auch wieder lukrativen) Werbefeldzug gegen die neuen Weltanalysen aufziehen.

Über die Notwendigkeit einer Geburtenbeschränkung:

Für die Bundesrepublik dürften etwa 40 Millionen Einwohner zu verantworten sein, also zwei Drittel des heutigen Bestandes.

Über Mitbestimmung:

Dadurch, daß man den Arbeitern jetzt Anteile am Produktionsvermögen gibt, interessiert man sie zweifach an der Ausbeutung der Erde: durch ihren Arbeitslohn und durch den Profitanteil. Warum sträuben sich eigentlich die Unternehmer, die Arbeitnehmer durch Mitbestimmung immer weiter zu korrumpieren?

Über herkömmliche Konjunkturpolitik:

Das furchtbarste Geschick, das uns Menschen bestimmt sein könnte, wäre nun, wenn der weitere Anstieg der Produktion wieder einsetzte ... Was tun aber die Regierungen der westlichen Industrieländer? Sie unternehmen ganz irre Versuche, die Mehrproduktion wieder in Gang zu setzen. Sie holen die bekannten Rezepte der wirtschaftspolitischen Scharlatane wieder hervor und hoffen inbrünstig, daß diese wenigstens noch einmal wirken werden.

Über Bürgerinitiativen:

In der Bundesrepublik Deutschland wäre der Umweltschutz schon in den Anfängen steckengeblieben, wenn nicht die Bürger hellhörig geworden wären und sich vielerorts zu Umweltaktionen zusammengetan hätten ... Denn auch hier besteht eine beträchtliche Verfilzung zwischen Industrie, Verwaltung und Politik. Minister und Regierungsbeamte aller Parteien agieren als oberste Aufsichts- und Genehmigungsbehörden und zugleich als Mitglieder von Aufsichtsräten der betroffenen Firmen.

Über intellektuelle und moralische Qualitäten seiner Politiker-Kollegen:

Gerade die Hirne derjenigen, die „Verantwortung tragen“ und zu „Entscheidungen befugt“ sind, scheinen vernebelt — anderenfalls müßte man sie für Betrüger halten ... Vielleicht hat sich die Lüge schon so tief in alle Hirne eingefressen, daß sie nicht mehr frei sind. Vielleicht ist das menschliche Großhirn direkt schuld.

Über den Ausweg aus der globalen Krise:

Der Staat ... muß jetzt tatsächlich viele Freiheiten entschlossen aufheben, um das Chaos zu verhüten.

---

* Herbert Gruhl: „Ein Planet wird geplündert“. S. Fischer Verlag, Frankfurt; 376 Seiten; 19,80 Mark.

Höchst unsozial

Gesetzgeber, Pharma-Industrie, Ärzte und Krankenversicherungen boten den Patienten immer mehr Leistungen. Jetzt explodieren die Beiträge.

Verärgert las Bundesarbeitsminister Walter Arendt schlimme Nachricht aus Wuppertal. Ausgerechnet in der Woche, da sich die Regierung mit einer Kürzung der Handelsspannen der Apotheker hervortun wollte, kündigte die Barmer Ersatzkasse, Deutschlands größte Krankenkasse, eine drastische Erhöhung ihrer Beiträge von 10,6 auf 12,1 Prozent an.

Und ausgerechnet im Januar, wenn Arendt bis zu 37 Mark höhere Beiträge für die Arbeitslosenversicherung erheben will, müssen die 3,6 Millionen Barmer-Mitglieder bis 59 Mark im Monat mehr an ihre Krankenkasse zahlen. Ein Arendt-Berater: „Das kommt zum schlechtesten Zeitpunkt. Das paßt uns gar nicht."

Doch es kommt noch weit schlimmer, denn die Barmer Ersatzkasse gibt lediglich das Startsignal für allgemeine Beitragserhöhungen in der gesetzlichen Krankenversicherung. Rascher, als selbst gewerbsmäßige Unken annahmen, steigen die Kosten in Deutschlands Gesundheitssystem, und schneller, als alle bisherigen Prognosen voraussagen, werden die Beiträge hochgehen. Noch im Oktober 1974 behauptete Arendt steif und fest, daß „in einigen Jahren mit einem durchschnittlichen Beitragssatz von elf Prozent" zu rechnen sei. Hochrechnungen des rheinland-pfälzischen Sozialministers Heinrich Geissler aus dem vergangenen Herbst, wonach die Deutschen 1978 bereits über 13 Prozent ihres Einkommens für Ärzte und Krankenhäuser aufwenden müßten, tat der zuständige Bundesminister als „Horrorgemälde" ab.

Kassenleistung Perücke
„Wir zahlen uns dumm und dusselig"

Eine interne Vorausrechnung des Bundesverbandes der Ortskrankenkassen freilich zeigt, daß die Horrorzahlen so falsch wohl nicht sein können. Schon jetzt leisten die über 16 Millionen Ortskrankenkassen-Mitglieder im Durchschnitt 10,8 Prozent Monatsbeitrag, schon jetzt verlangen einzelne Kassen, etwa in Duisburg, fast 13 Prozent. Wegen steigender Kosten und zusätzlicher, durch Gesetz verordneter Lasten aber, so der trübe „Ausblick auf das Jahr 1976" in der Kassen-Analyse,



müßte der Beitrag im nächsten Jahr wohl um zwei Punkte angehoben werden.

„Wenn nichts Entscheidendes passiert", hält Arendts Kollege im SPD-Vorstand, Gesundheitsexperte Friedel Läpple, inzwischen die Voraussagen des CDU-Mannes Geissler für noch zu optimistisch. Dann nämlich „wird der durchschnittliche Beitragssatz 1979 auf 17 bis 18 Prozent steigen". Dem Genossen rechnete er auch gleich noch die Konsequenz vor: Statt 230 Mark von einem 2800-Mark-Einkommen müßte der Versicherte dann etwa 360 Mark zahlen, die hälftig zu Lasten von Arbeitnehmer und -geber gehen. Läpple: „Spätestens dann wird das System der sozialen Sicherung in höchstem Maße unsozial."

Doch noch immer glaubt der zuständige Bundesminister Walter Arendt, auch weiterhin könnten die 1469 gesetzlichen Krankenkassen (Ersatz-, Orts-, Betriebs- und Innungskassen) mit



Kassenleistung Solarium
„Die Nutzung hat erst begonnen"

den durch das Dutzend Kassenärztlicher Vereinigungen vertretenen Praktikern Leistungen und Honorare in eigener Verantwortung ohne Eingriffe des Staates aushandeln. Aus „panischer Angst" (so ein Berater), es könnte der Eindruck entstehen, Arendt wolle sich einmischen, verteidigt der ehemalige Gewerkschaftsführer eine Tarifautonomie zweier völlig ungleicher Partner, die über das Einkommen von Dritten nach freiem Ermessen verfügen.

Als sich etwa im Sommer Kassen und Ärztevertreter über die geforderte Honoraranhebung nicht einigen konnten, weigerte sich Arendt standhaft, den Parteien Zahlen vorzugeben. Das Ergebnis schien den Minister zu bestätigen: Für das zweite Halbjahr 1975 gaben sich die Ärzte mit 2,4 Prozent Zuwachs zufrieden.

Doch die Freude über die ganz ungewohnte Zurückhaltung war verfrüht. Den wahren Zuschlag trugen die Ärzte durch die Hintertür in ihre Praxen. Verblüfft registrierten die Kassen schon bald, daß die Anzahl der behandelten Fälle und die Kosten je Fall — beides Parameter, über die der behandelnde Arzt selbst bestimmt — rapide steigen. Während sich im Schnitt der vergangenen Jahre die Leistungen um rund sechs Prozent ausweiteten, wurde plötzlich bis zu 15 Prozent mehr und teurer behandelt als im Vorjahr. Das Ergebnis: Auch im Sparjahr 1975 steigern die Ärzte ihre Einkommen um über zehn Prozent.

Mehr Leistung aber bedeutet nicht immer mehr Arbeit. Jede technische Untersuchung wird seit einigen Jahren

einzeln honoriert. Diese Leistungen aber sind — ohne zusätzlichen Arbeitsaufwand — fast beliebig vermehrbar. Über 20 Prozent seines Einkommens verdient der Arzt heute schon mit technischen Dienstleistungen. Sie wachsen jährlich um 15 bis 20 Prozent. Düster beschreiben die Kassenverbände in einem 20-Seiten-Klagebrief an Walter Arendt die Zukunft: „Die umfassende Nutzung der medizinisch-technischen Möglichkeiten hat eigentlich erst begonnen."

Immer neue vom Gesetzgeber erdachte und von den Ärzten in eigener Verantwortung auszuführende Aufgaben erweitern den Spielraum der Mediziner, sich ihr Einkommen fast nach Belieben zusammenzustellen. Jüngstes Beispiel: Mit dem Gesetz über ergänzende Maßnahmen zum fünften Gesetz zur Strafrechtsreform schrieb der Bundestag den Anspruch der Versicherten „auf ärztliche Beratung über Fragen der Empfängnisregelung" fest — sicher eine gute Tat. Notwendig war auch der Zusatz, daß zur „ärztlichen Beratung die erforderliche Untersuchung" gehört.

Doch bevor Kassen und Ärzte, wie vom Gesetzgeber eigentlich gewollt, gemeinsam den Umfang der „erforderlichen Untersuchung" festlegen konnten, präsentierte die Bundesärztekammer einen eigenen umfangreichen Katalog, was beim Verschreiben der Pille alles zu untersuchen sei. Hans Töns, Geschäftsführer beim Bundesverband der Ortskrankenkassen, weiß, wie es dann geht: „Bisher bekam die Frau ihr Rezept und zahlte fünf Mark dafür. Basta. In Zukunft aber zahlen wir uns dumm und dusselig."

Trotz der Kosteninflation gewähren die Ersatzkassen den Ärzten aus falsch verstandenen Wettbewerbsgründen auch noch freiwillig überhöhte Honorare. Traditionell zahlen die Ersatzkassen, die auf Exklusivität Wert legen, den Ärzten höhere Leistungsentgelte als die Ortskrankenkassen, deren Mitglieder überwiegend Arbeiter sind. Statt 153 Prozent wie die Ortskrankenkassen (auf der Basis 100 einer vor zehn Jahren erlassenen amtlichen Gebührenordnung für Ärzte) zahlen die Ersatzkassen inzwischen gut 180 Prozent.

Die Barmer erreicht mit ihren Beiträgen schon jetzt den Durchschnitt der AOK, obwohl sie wegen des weit geringeren Anteils an Rentner-Mitgliedern eigentlich billiger sein müßte. Und obwohl sie gemeinsam Honorare und Kostenbedingungen aushandeln, leisten sich die Ersatzkassen eigene Organisationen bis hin zu den örtlichen Geschäftsstellen — mit teurem Wettbewerb um Studenten und Kur-Patienten und mit teurem Personal. Hauptgeschäftsführer etwa nehmen das Gehalt eines Staatssekretärs mit nach Hause (B 11). Als Anfang des Jahres der Öffentlichkeitsreferent der Bundesanstalt für

Arbeit zur DAK überwechselte, verdiente er plötzlich mehr als sein bisheriger Präsident bei der BA.

Der Anstiegswinkel der Kosten ist in allen Sparten der gesetzlichen Krankenversicherung nahezu gleich groß (siehe Graphik Seite 42). Die gesellschaftlichen Kosten wachsen gemäß den verbreiteten Vorstellungen vom Wesen der Krankheit, das die Weltgesundheitsorganisation in ihrer Präambel definierte. Danach ist Gesundheit „ein Zustand vollständigen physischen, geistigen und sozialen Wohlbefindens und nicht nur des Freiseins von Krankheit und Gebrechen", zu deutsch: Alle sind krank.

Und so sieht es denn auch aus. Im Durchschnitt gingen die Mitglieder der gesetzlichen Krankenversicherung 1974 viermal zum Arzt, der Krankenstand ist meist um so höher, je mehr Ärzte am Ort praktizieren. Insgesamt gewährten die vollständig ausgepowerten Träger der Rentenversicherung im vergangenen Jahr 804 000 Bundesbürgern Kuren und Heilverfahren, fast dreimal mehr als 1955. Kosten: 3,5 Milliarden Mark. Darüber hinaus gaben auch die Ersatz-, Orts- und Betriebskrankenkassen Zuschüsse für Kuren. Abgelehnt werden nur wenige Anträge, beispielsweise sagte die Bundesversicherungsanstalt für Angestellte 1974 nur bei 24 000 von 339 000 Anträgen nein.

Besonders beliebt sind sogenannte offene Badekuren, dabei kann der Patient seine Unterkunft frei wählen. Die Ersatzkassen bieten ihren Mitgliedern allein 30 Kurorte im Ausland an, bezahlen Kurmittel und ärztliche Hilfe ganz und für die Unterbringung einen Zuschuß. Besonders beliebt ist wegen des schönen Wetters Abano Terme in Oberitalien, wo viele Bundesbürger sich einen zusätzlichen Winterurlaub zu Lasten der Kassen genehmigen.

Die Sozialpolitiker des Bundestages, die jetzt energisch nach Einsparungen rufen, haben in den vergangenen Jahren alles getan, um den Kassen neue Lasten aufzubürden. Durch das Krankenhausfinanzierungsgesetz wurde den Trägern der Anstalten, zumeist Gemeinden, das Recht zugesprochen, kostendeckende Pflegesätze zu berechnen. In Hamburg stiegen die Pflegesätze daraufhin von 97 Mark 1973 auf 163 Mark jetzt, in Universitätskliniken wuchsen die Tagessätze bis über 220 Mark.

Jetzt warnen Politiker und Spitalexperten, die Bundesrepublik habe in vielen Regionen bereits einen Überschuß an Krankenhausbetten. Der Überschuß wäre noch größer, wenn in Westdeutschland die Verweildauer mit 17 Tagen je Patient nicht weit über dem international üblichen Schnitt läge. In Italien, England, Dänemark und Schweden bleiben die Patienten vier Tage weniger — was den westdeutschen Krankenkassen über vier Milliarden Mark jährliche Pflegekosten-Ersparnis brächte.

Angesichts der Betten-Überzahl sind die Krankenanstalten freilich an einer geringeren Verweildauer nicht interessiert, ebensowenig wie die staatlichen Kurheime, die auf kopfstarken Nachschub angewiesen sind, wenn die teuren Einrichtungen nebst Personal nicht brachliegen sollen.

Zusätzlich verschlechterte der Gesetzgeber die Finanzlage der Krankenkassen dadurch, daß er ihnen Kosten auflud, die eigentlich von der Rentenversicherung getragen werden müßten. Beispielsweise müssen die Kassen derzeit fast 40 Prozent der besonders hohen Rentner-Krankenkosten tragen, obwohl die Mitglieder der Rentenversicherung bereits mit ihren Beiträgen einen Anspruch auf kostenfreie Versorgung im Alter erworben haben. Die Umschichtung der Lasten nahm der Bund deshalb vor, damit der Rentenversicherungsbeitrag von 18 Prozent, der aus politischen Gründen nicht überschritten werden soll, vorerst noch stabil bleiben kann.



Sozialminister Arendt
Angst vor Ärzten und Wählerschwund

Weitere 1,6 Milliarden kosten die Folgen aus einem Urteil des Bundessozialgerichts, wonach die Krankenkassen für den Zahnersatz aufkommen müssen. Laut Verträgen mit den Zahnarztverbänden übernehmen die Kassen für Gebisse und Brücken sogenannte Regelleistungen: je nach Versicherung zwischen 75 und 100 Prozent der anfallenden Kosten, während bislang Rentenversicherung und Krankenversicherung einen — zumeist geringeren — Zuschuß leisteten.

Im Hamburger Stadtteil Eppendorf warb kürzlich ein Friseur im Schaufenster mit der Suggestivfrage: „Wußten Sie schon, daß Ihnen die Krankenkasse unter Umständen Ihre Perücke weitgehend bezahlt?" Es gibt, wenn der Antragsteller glaubhaft machen kann, daß dies seiner Arbeitsfähigkeit dienlich ist. Aus dem gleichen Grunde werden auch Gymnastikstunden und Schönheitsoperationen von der Versichertengemeinschaft bezuschußt, ebenso therapeutisches Reiten und Tanzen. Wer ein ärztliches Attest hat, kann sich auch auf Krankenschein Heilwasser aus Bad Wildungen oder sonstwoher schicken lassen.

Die Kasse kommt für alles auf, etwa wenn einem Einbrecher die Ladenscheibe auf den Kopf fällt, auch bei grobem Unfug. Im „Grünen Kakadu" in Raibach bei Dieburg kämpften unlängst zwei um ein Glas Bier im Armdrücken. Dabei ging ein Oberarm zu Bruch, die AOK Frankfurt zahlte 20 000 Mark. Dagegen lehnte eine Kölner Kasse den Antrag eines Mitgliedes, sie möge ihm 40 000 Mark für den Bau eines Schwimmbades (wegen dringend benötigter „Bewegungsbäder") zur Verfügung stellen, mit Bedauern ab.

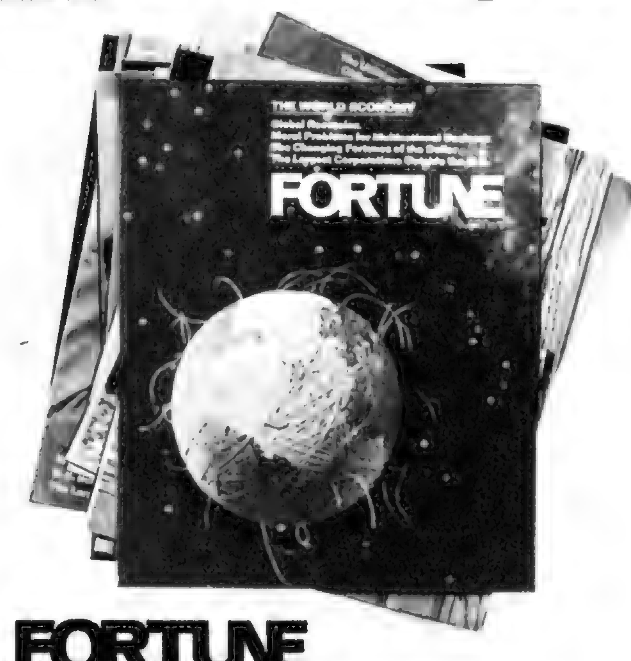
Etwa 30 Millionen Mark im Monat wenden die Ersatzkassen für die sogenannte Haushaltshilfe auf: Zahlung eines Entgelts für jene, die für Krankenhauspatienten den Haushalt besorgen und die Kinder hüten. Diese Leistung, die seit 1973 gewährt wird, kam als „Oma-Gehalt" zu Ehren. Durch Zahlungen von bis zu 48 Mark je Tag für derartige Verwandten-Hilfen wurden die zwischenmenschlichen Beziehungen monetarisiert. Künftig, so ein Bonner Sparplan, soll die Zahlung nur an Nichtverwandte gestattet werden.

Zwar sind Bonns Sozialpolitiker guter Hoffnung, daß „der Kostendruck den Reformdruck erzeugen wird" (Ulf Fink, Planer bei CDU-Landesminister Heinrich Geissler), aber immer noch überwiegt die Angst vor Ärzten und Wählerschwund — vor allem auch bei Walter Arendt. Als etwa auf der vorletzten Sitzung des SPD-Parteivorstandes, auf der ein Antrag zur Gesundheitspolitik für den Mannheimer Parteitag verabschiedet wurde, von SPD-Gesundheitspolitiker Friedel Läpple vorgeschlagen wurde, die Arzt-Einkommen für einige Zeit festzuschreiben, legte sich Arendt quer. Er fand sich lediglich zu der Formel bereit, daß „die Vergütung ärztlicher Leistungen so zu gestalten sei, daß die überhöhten Einkommenszuwächse der Ärzte in der Vergangenheit allmählich ausgeglichen werden".

Als seine Kabinettskollegin Katharina Focke es wagte, in internem SPD-Kreis die in der vergangenen Woche vom Kabinett verabschiedeten Eckwerte des FDP-Wirtschaftsministers Hans Friderichs (die Apothekenpreise sollen um nicht einmal zwei Prozent fallen — und das auch noch auf mehrere Jahre verteilt) als nicht ausreichend zu bezeichnen, fuhr Arendt sie an, man müsse klein anfangen. Ein Ohrenzeuge: „Das war uns richtig peinlich. Der hat die angeschrien wie noch nie." ◆

manager magazin bietet jetzt allen international arbeitenden Managern das Doppelabonnement manager magazin+Fortune zum Sonderpreis von DM 95,- für 2 x 12 Ausgaben





manager magazin

Forum für Führungskräfte

manager magazin bringt jeden Monat Berichte, Analysen, Prognosen und Meinungen zu aktuellen Wirtschafts- und Managementproblemen. manager magazin ist nur im persönlichen Abonnement erhältlich.

FORTUNE

The essential monthly magazine for anyone involved in business. Renowned for the accuracy of its forecasts. Fortune is the surest way to gauge what is ahead in industry, the economy, energy, international marketing.

Included in that subscription the annual index of the 300 largest industrials and the 50 largest banks outside the U. S. (Called: FORTUNE WORLD BUSINESS DIRECTORY).

Ordern Sie umgehend. Das Angebot ist befristet.

Order

☐ **Ich bestelle das Doppelabonnement manager magazin + Fortune für 1 Jahr, 2 x 12 Ausgaben, zum Sonderpreis von DM 95,- inkl. Porto**

☐ Ich möchte nur manager magazin für 1 Jahr, 12 Ausgaben, zum Preis von DM 60,- inkl. Porto abonnieren

N ne, Lieferadresse

R hnungsadresse

P ition

Br nche

Z l der Beschäftigten   Datum

U terschrift

Wichtiger rechtlicher Hinweis:
manager magazin informiert Sie darüber, daß Sie Ihre Bestellung innerhalb einer Woche schriftlich widerrufen können. Es genügt während dieser Frist eine Mitteilung an die
manager magazin Verlagsgesellschaft mbH
Service-Abt., 2000 Hamburg 11, Brandstwiete 19.
Diesen Hinweis habe ich zur Kenntnis genommen und bestätige es durch Unterschrift.

Order bitte vollständig ausfüllen, da sonst eine Bearbeitung nicht möglich ist, und einsenden an:
manager magazin Verlagsgesellschaft mbH
Service-Abt., D 2000 Hamburg 11, Brandstwiete 19.

Bitte senden Sie kein Geld, Sie erhalten eine Rechnung.

43/75

„Wenn schon Wutgeheul, dann richtig"

Katharina Focke über Gesundheitspolitik angesichts der Kostenexplosion



Gesundheitsministerin Katharina Focke: „Alle hätten Grund zum Sparen"

SPIEGEL: Frau Minister, nach neuesten Hochrechnungen werden die gesetzlichen Krankenkassen in diesem Jahr wieder zehn Milliarden mehr ausgeben als 1974. Das bedeutet, daß dem Arbeitnehmer praktisch durch Krankenkassenbeiträge wieder weggefressen wird, was er durch die Steuerreform gewonnen glaubte. Ist das, aus der Sicht der sozialliberalen Koalition, nicht eine Katastrophe?

FOCKE: Also zunächst mal, ich würde diese Rechnung etwas anzweifeln. Sind es wirklich zehn Milliarden? Ich weiß nicht, woher Sie die Zahlen haben ...

SPIEGEL: Uns liegen Hochrechnungen der Orts- und Ersatzkassen vor aufgrund des ersten, zum Teil schon des zweiten Quartals '75. Danach sind es wiederum 20 Prozent Zuwachs gegenüber dem Vorjahr.

FOCKE: Nach unseren Informationen sind es nur etwa sechs bis sieben Milliarden Mark mehr in diesem Jahr. Aber streiten wir uns nicht, das Jahr ist noch nicht zu Ende.

SPIEGEL: Lassen wir also die Hochrechnung beiseite. Vor einem guten halben Jahr, zum 1. April, ist der Maximalbeitrag zur Deutschen Angestellten-Krankenkasse um 28 Prozent angehoben worden. In der letzten Woche kündigte die Barmer Ersatzkasse eine Beitragserhöhung per 1. Januar 76 an — eine Steigerung um 14 Prozent. Immer weiter öffnet sich die Schere zwischen Anstieg der Lebenshaltungskosten allgemein und dem Anstieg der Ausgaben für Gesundheit. Wie wollen Sie diesem Trend steuern?

FOCKE: Gegenfrage: Gehen Sie davon aus, daß ich womöglich allein dem steuern könnte und gar imstande wäre, die Schere wieder zu schließen? Es gab nicht nur bei uns, sondern überall in der Welt einen Nachholbedarf an Ausgaben für Gesundheit. Und ich würde als Gesundheitspolitikerin sagen, daß wir uns wohl auch in Zukunft damit abfinden müssen, daß die Ausgaben für Gesundheit einen überproportionalen Anstieg haben.

SPIEGEL: Aber der Anstieg ist doch zweifellos zu steil.

FOCKE: Ganz recht, das ist eine Situation, die wir in den Griff kriegen müssen. Wir dürfen die Beitragszahler nicht über Gebühr belasten. Allerdings muß man bei den Ursachen dieser Kostenentwicklung differenzieren zwischen objektiv Notwendigem, also beispielsweise durch medizinischen Fortschritt oder veränderte Altersstruktur, und Ursachen, die eine Ineffizienz zur Folge haben und bei denen man tatsächlich ansetzen muß.

SPIEGEL: Sollte es nicht wenigstens gelingen, aus der Kostenschere zwei Parallelen zu machen?

FOCKE: Das schließt die Frage ein: Wie lange gibt es noch einen Nachholbedarf? Und: Insgesamt geben wir — so waren die Zahlen für 1974 — etwa fünf Prozent des Bruttosozialprodukts für die gesetzliche Krankenversicherung aus. Damit liegt die Bundesrepublik, auch international gesehen, sozusagen im Normalfeld der Entwicklung.

SPIEGEL: Nun fällt gerade der internationale Vergleich nicht zugunsten der Bundesrepublik aus. Es ist wohl unbestritten, daß wir in der Bundesrepublik eines der teuersten Gesundheitssysteme, wenn nicht das teuerste haben, aber beileibe nicht das beste. Zum Beispiel liegt die Müttersterblichkeit in Westdeutschland dreimal so hoch, die Säuglingssterblichkeit fast doppelt so hoch wie in Schweden.

FOCKE: Es ist nach wie vor schwer, Effizienz und Kosten unterschiedlicher Gesundheitssysteme miteinander zu vergleichen. Aber ich gebe Ihnen zu, daß eine Vermutung dafür spricht, daß bei uns in der Bundesrepublik auch im internationalen Vergleich Aufwand und Ertrag in keinem sehr günstigen Verhältnis zueinander stehen. Was geboten wird, wird relativ teuer geboten, und man muß sich der Frage energisch zuwenden: Wie ändern wir das?

SPIEGEL: Seit Antritt der sozialliberalen Koalition hat sich im internationalen Vergleich nichts geändert.

FOCKE: Sie haben in Ihrer SPIEGEL-Serie sehr einleuchtend dargestellt, was sich im Bereich Gesundheitsversorgung alles an unterschiedlichen Verantwortlichkeiten und Zuständigkeiten tummelt und wie wenig Bonn, selbst wenn ich alle berücksichtige, die



Bei allen Fahrkartenausgaben, DER-Reisebüros und anderen DB-Verkaufsagenturen gibt es Prospekte und Informationen. Und buchen können Sie dort auch. Städtetouren der Bahn sind Stadtreisen komplett. Mit Vergünstigungen, Tips, Extras und Überraschungen.

Städtetouren der Bahn gibt's für Amsterdam, Antwerpen, Augsburg, Baden-Baden, Bad Harzburg, Bad St. Peter Ording, Bamberg, Basel, Berlin, Bern, Braunlage, Bremen, Brügge, Brüssel, Büsum, Burg (Fehmarn), Cuxhaven, Düsseldorf, Frankfurt (Main), Freiburg (Brsg), Gent, Glücksburg, Hamburg, Heidelberg, Karlsruhe, Kopenhagen, Lausanne, Lindau, London, Lüttich, Luxemburg, Luzern, München, Nizza, Norderney, Nürnberg, Ostende, Paris, Prag, Regensburg, Rothenburg ob der Tauber, Rotterdam, Salzburg, Stockholm, Straßburg, Stuttgart, Travemünde, Westerland, Wien, Winterberg, Würzburg, Zürich.

DB Urlaub von Anfang an.

damit befaßt sind, hier ausrichten kann. Zunächst einmal haben wir einige konkrete Leistungsverbesserungen vorgenommen, etwa im Zusammenhang mit der Reform des Paragraphen 218, im Zusammenhang mit Früherkennungsmaßnahmen, aber auch mit den Rehabilitationsmaßnahmen, wie sie von meinem Kabinettskollegen Walter Arendt in Gang gesetzt wurden.

„Der Arzt ist in der ökonomischen Schlüsselrolle."

SPIEGEL: Welchen Stellenwert haben diese Maßnahmen in bezug auf die Kostenexplosion?

FOCKE: All dies zusammengenommen macht höchstens ein halbes Beitragsprozent aus. Für die Kostenentwicklung entscheidend sind aber die Preissteigerungen und die verstärkte Inanspruchnahme medizinischer Leistungen.

SPIEGEL: „Verstärkte Inanspruchnahme", damit greifen Sie ein Stichwort auf, das auch die Ärztefunktionäre neuerdings gern und häufig ...

FOCKE: ... ja, aber sehr anders als ich ...

SPIEGEL: ... gebrauchen, mit dem Unterton, der Patient sei der eigentlich Schuldige an dieser Kostenexplosion, er sei so „begehrlich" und würde im übrigen die Belastung des Medizinsystems selbst verschulden durch zuviel Essen, Rauchen und Trinken. Würden Sie sich solchen Vorwürfen anschließen?

FOCKE: Keineswegs. Das ist einer der Punkte, wo es auch echt zu Auseinandersetzungen zwischen mir und dem Deutschen Ärztetag dieses Jahr in Hamburg gekommen ist. Obwohl ich andererseits ganz klar sagen möchte: Gesundheitserziehung schreibe ich sehr groß. Aber für mich ist das Entscheidende die Position des Arztes in dieser Entwicklung. Er hat eine enorme ökonomische Steuerungsfunktion: Jede einzelne Inanspruchnahme bedarf ja zunächst einer Entscheidung des Arztes, es geschieht immer das, was der Arzt für sinnvoll und richtig hält. Kein Patient fährt zu einer Kur, kein Patient kann übermäßig viel verschreibungspflichtige Arzneimittel verbrauchen oder länger als nötig in einem Krankenhausbett liegen, ohne daß ein Arzt dies entschieden hat.

SPIEGEL: Hinzu kommen sicherlich Strukturmängel unseres Gesundheitssystems. Wo sehen Sie die Hauptmängel im Zusammenhang mit der Kostenexplosion?

FOCKE: Ich weiß nicht, ob es alles Mängel sind, aber eine Rolle spielt hier sicherlich unser ungewöhnlich zersplittertes System, wo Bund, Länder und Gemeinden mitreden, und dann vor allem die viel zu hermetische Trennung zwischen den Bereichen stationäre Behandlung, ambulante Behandlung und öffentlicher Gesundheitsdienst. Dann ein sehr hohes Maß an Selbstverwaltung bei den Kassenärztlichen Vereinigungen einerseits und das vielfach zersplitterte System bei den Kassen andererseits. Das ist der Grund, warum wir uns in der Bundesrepublik Deutschland mit der Forderung nach mehr Daten, mehr Information, mehr Planung und Bedarfsregelung so schwer tun.

SPIEGEL: Nehmen wir das Stichwort strikte Trennung zwischen stationärer Behandlung und ambulanter Versorgung, ein Casus belli für die niedergelassenen Ärzte, die sich gegen die Aufweichung ihres Monopols auf ambulante Versorgung der Patienten wehren. Wäre hier nicht eine klare politische Entscheidung, notfalls gegen diesen Teil der Ärzteschaft, fällig?

FOCKE: Dies ist ein Punkt, an dem wir alle zusammen nicht mehr vorbeikommen, und ein Punkt, den wir ja auch schon mit praktischer Politik angehen. Zum Beispiel im Zusammenhang mit der Neuregelung des Paragraphen 218: In diesem Gesetz steht auch, daß der Schwangerschaftsabbruch, wenn die medizinische Situation und Technik dies ermöglichen, ambulant im Krankenhaus vorgenommen werden können muß.

SPIEGEL: Nun fallen Schwangerschaftsabbrüche zahlenmäßig nicht sehr ins Gewicht ...

FOCKE: Wir können in allen diesen Bereichen nicht mit einem Donnerschlag plötzlich in eine neue Welt hinein, sondern wir werden an den Punkten, wo die Unhaltbarkeit dieser strikten Trennung am deutlichsten und unbestreitbarsten ist, konkret vorankommen müssen. So zum Beispiel auch im psychiatrischen Bereich, wo von der Ärzteschaft kaum noch bestritten wird, daß die Krankenhausärzte hier ambulant behandeln müssen. Im übrigen haben wir nun also die Modellversuche laufen, die zeigen sollen, wie sich vorstationäre Diagnostik und ambulante Nachbehandlung an den Krankenhäusern praktisch und kostenmäßig auswirken ...



Pardon

„Routineoperationen können handwerklich geschickte Patienten nach kurzer Anleitung leicht selbst durchführen"

SPIEGEL: Außerordentlich zaghafte Versuche, die im übrigen vom Wutgeheul der ärztlichen Standespresse schon wieder begleitet sind ...

FOCKE: Und Sie meinen, wenn schon Wutgeheul, dann gleich so, daß es sich lohnt?

SPIEGEL: Wir meinen, daß man mit solchen Mini-Schritten nicht hoffen kann, Strukturverbesserungen in absehbarer Zeit zu erreichen.

FOCKE: Vor diesem Problem werden wir immer wieder stehen: Wie wollen Sie versuchen, gegen die Ärzte Reformen mit Gewalt durchzusetzen, wenn letzten Endes immer wieder entscheidende Schlüsselpositionen auch für den ökonomischen Teil der Gesundheitsversorgung bei den Ärzten bleiben? Da können Sie sich drehen und wenden, wie Sie wollen.

SPIEGEL: Eine andere Schlüsselposition liegt aber wohl auch bei den Bundesländern, Landräten und Gemeinden, zum Beispiel was den Krankenhausbau anlangt. Dort wurde offenkundig in den letzten Jahren manchmal übers Ziel hinausgeschossen.

FOCKE: Bisher sind die Krankenhausbedarfspläne ja Ländersache — aus sehr unterschiedlichen historischen Gegebenheiten und nach unterschiedli-

Die Schlagbohrmaschine des Jahres: DM 109,–*

330-Watt-Motor, mechanisches 2-Gang-Getriebe, 10 mm Bohrfutter.

Soviel Leistung zu diesem Preis

Das kann nur Black & Decker

Master-Schlagbohrmaschine DN 7

Mit robustem, mechanischem 2-Gang-Getriebe. Für volle Kraft in jedem Gang. Sie knackt jeden Beton. Bohrt in Stahl und jedes andere Material. Das Bohrfutter faßt Bohrer bis 10 mm. Das reicht für Dübel mit 1¼ Tonnen Tragkraft.

Neu: Master-Schlagbohrmaschine DN 8

Die noch stärkere Ausführung der DN 7. Mit der großen Kraft eines 370-Watt-Motors. Mit 13 mm Bohrfutter.

Solide Qualität - vernünftige Preise

Das weltweite technische „Know-how" von Black & Decker als Elektrowerkzeug-Hersteller bürgt für Maschinen von solider Qualität. Nach modernsten Erkenntnissen durchrationalisierte und vollautomatische Fertigungsmethoden erlauben es uns, diese Maschinen zu erstaunlich günstigen, oft konkurrenzlosen Preisen abzugeben.

Alle Black & Decker-Maschinen unterliegen ständigen und mehrfachen Qualitätskontrollen. Deshalb können wir es uns leisten, auf jedes Gerät die einmalige 1-Jahr-Vollgarantie zu geben.

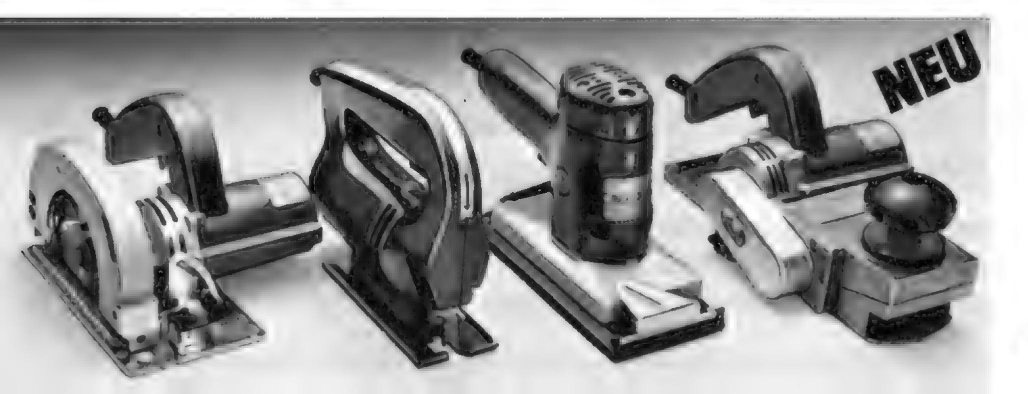
***Unverbindliche Preisempfehlung**

Handkreissäge DN 55
450-Watt-Motor. 35 mm Schnittiefe. Gehrungseinstellung bis 45 Grad.
DM 109,–*

Stichsäge DN 35
330-Watt-Motor. Schnittiefe in Holz 40 mm. In Stahl 2 mm. Stufenlose Gehrungseinstellung bis 45 Grad.
DM 105,–*

Vibrationsschleifer DN 46
Hohe Schleifgeschwindigkeit mit 16.000 U/min. Schleiffläche 195 x 93 mm.
DM 89,–*

Hobel DN 75
450-Watt-Motor. Hobelbreite 75 mm. Spantiefe bis 1,5 mm stufenlos einstellbar. Falztiefe bis 20 mm.



Die Master-Idee von Black & Decker

Erfahrene Heimwerker bevorzugen Maschinen mit eigenem Motor. Denn mit Maschinen, deren Technik speziell auf ihren Anwendungsbereich abgestimmt ist, erzielen Sie meisterhafte Arbeitsergebnisse. Das Black & Decker Master-Programm bietet eine Vielzahl von Maschinen mit eigenem kraftvollem Motor, bei denen außerdem das zeitraubende An- und Abbauen von Antriebsmaschinen entfällt. Und vor allem: Diese Master-Geräte mit eigenem Motor kosten kaum mehr als manche Zusatzgeräte ohne Motor von anderen Herstellern.

Black & Decker


BOMMERLUNDER
HERM. G. DETHLEFFSEN, FLENSBURG
Gegründet im Jahre 1760
GHDF
SCHUTZ-MARKE
Eiskalt servieren
ORIGINAL
SEIT 1760
BOMMERLUNDER
GHDF

chen Bedarfskriterien entstanden. Wir kommen erst jetzt in das Stadium, wo dies systematisch und mit bundeseinheitlichen Ansätzen betrieben wird.

SPIEGEL: Gegenwärtig sind manche Krankenhäuser nur noch zu 75 oder gar 70 Prozent ausgelastet.

FOCKE: Es wäre gefährlich, diese Zahlen zu generalisieren. Allerdings: Wir brauchen dringend Kosten-Nutzen-Analysen fürs Krankenhaus. Wir haben nun, nach dem Krankenhaus-Finanzierungsgesetz, ein Jahr lang detaillierte Selbstkostenblätter von den Krankenhäusern abgeliefert bekommen. Und der Bundesverband der Ortskrankenkassen ist dabei, diese auszuwerten im überbetrieblichen Vergleich. Also, da läuft jetzt ganz entschieden eine viel härtere, durchgreifendere Transparenz und Kontrolle der anfallenden Kosten. Ich habe Anlaß anzunehmen, daß die sehr viel geringeren Zuwächse im Pflegesatzbereich mit dieser Tatsache zusammenhängen.

SPIEGEL: Wobei ja diese Abrechnungsblätter, von denen Sie sprachen, noch lange keine Auskunft darüber geben, ob diese Krankenhäuser vernünftig ausgelastet sind, ob nicht der leichte Fall mit Gipsbein unnötigerweise in dem 600 000-Mark-Bett liegt.

FOCKE: Wissen Sie, ich möchte es insgesamt zurückführen auf folgende Feststellung: Das Krankenhausfinanzierungsgesetz hat sicher die Angebotsseite, wirtschaftliche Absicherung von Krankenhäusern, sehr weit vorangetragen. Es enthält aber zugleich ganz konkrete Maßnahmen und Bremsen in Richtung Kosten, Kostendurchleuchtung, Rationalisierung im Krankenhausbereich, wirtschaftliche Führung der Krankenhäuser, die allerdings erst stufenweise zum Tragen kommen, weil wir ja von der Situation ausgehen mußten, die wir hatten. Die Einführung der kaufmännischen Buchführung in Krankenhäusern ist ja beispielsweise keine einfache Operation. Das wird am 1. Januar 1978 in Kraft treten. Ich überlege

Zwölf Thesen zur Gesundheit

Als Vorbereitung zum SPIEGEL-Gespräch formulierte das Bonner Gesundheitsministerium „zwölf Thesen zur Kostenexplosion im Gesundheitswesen“:

1. Bettenüberschuß verleitet zu überlangem Krankenhausaufenthalt.
Deshalb: Weniger Betten, schnellere Entlassung der Patienten.

2. Kaum eingeschränkter Kostenersatz läßt das Interesse der Krankenhäuser an sparsamer Wirtschaftsführung erlahmen.
Deshalb: Beteiligung der Träger am wirtschaftlichen Erfolg, kritische Überprüfung der Kostenfaktoren und entsprechende Pflegesätze.

3. Krankenhäuser sind auch Wirtschaftsbetriebe.
Deshalb: Rationalisierung und modernes Management.

4. Hohe Pflegesätze belasten die Beitragszahler.
Deshalb: Stärkere Mitwirkung bei der Festsetzung der Pflegesätze.

5. Nicht jeder, der Pflege braucht, muß in einem teuren Krankenhausbett liegen.
Deshalb: Mehr flankierende Einrichtungen, mehr Hauskrankenpflege, gestuftes Pflegesystem.

6. Nicht jeder Patient ist und bleibt gleich schwer krank.
Deshalb: Pflegeaufwand dem Krankheitsstand entsprechend abstufen.

7. Verkürzung der Verweildauer um einen Tag spart jährlich eine Milliarde Mark.
Deshalb: Soviel ambulante Behandlung wie möglich und soviel stationäre Behandlung wie nötig.

8. Medizinisch-technische Leistungen werden im Vergleich zur ärztlichen Beratung zu gut honoriert.
Deshalb: Gebührenordnungen entsprechend ändern.

9. Der Leistungsumfang der niedergelassenen Ärzte steigt jährlich um vier bis fünf Prozent.
Deshalb: Strengere Orientierung der Ärzte am medizinisch Notwendigen und mehr Eigenverantwortung und Gesundheitsbewußtsein der Patienten.

10. Die Stellung der einzelnen Krankenkassen bei Honorarverhandlungen ist zu schwach.
Deshalb: Bundesweite Honorarverhandlungen zwischen Ärzten und Krankenkassen.

11. Teure medizinisch-technische Einrichtungen lohnen sich nicht für jede Praxis.
Deshalb: Mehr gemeinsame Formen der Praxisausübung und Nutzung von medizinisch-technischen Einrichtungen im Krankenhaus und anderen Institutionen durch niedergelassene Ärzte.

12. Es gibt zu viele Arzneimittel, und sie sind zu teuer.
Deshalb: Mehr Marktübersicht durch Preisvergleiche.

im Moment, ob ich das ein Jahr vorziehen kann.

SPIEGEL: Bisher sind ja Krankenhäuser nicht sehr nach volkswirtschaftlichen Kriterien geführt worden.

FOCKE: Genau. Daß das ein Wirtschaftsbetrieb ist, ein unternehmerischer Betrieb, ein Bereich, in dem Management und Rationalisierung, Kosten-Nutzen-Analysen wie in anderen Bereichen auch eingeführt werden müssen, ist etwas, was sich erst jetzt allmählich durchsetzt.

Früherkennung — teuer und nicht effektiv.

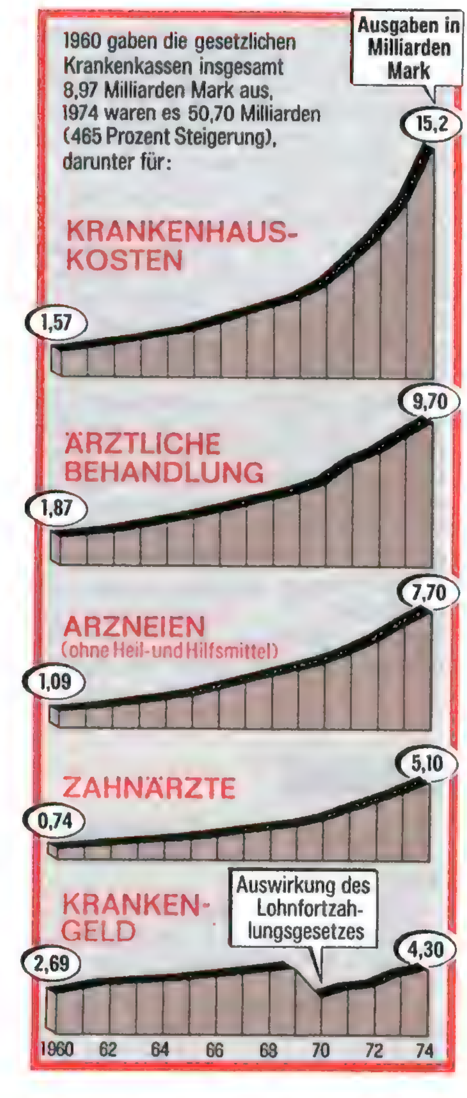
SPIEGEL: Eine bessere Ausnutzung der Krankenhäuser, rechnen Kritiker vor, ließe sich erreichen, wenn man die Krankenhäuser stärker spezialisieren würde — etwa durch die Einrichtung von Nachsorgekliniken für Genesende, in denen weniger Aufwand für Apparate und Pflegepersonal getrieben wird.

FOCKE: Dies ist ganz sicher einer der Hauptpunkte, über die wir in dem gemeinsamen Gremium von Bund und Ländern, im Zusammenhang mit dem Krankenhausfinanzierungsgesetz, zu beraten haben. Man könnte sich auch innerhalb des Krankenhauses ein gestuftes System vorstellen, mit gestuftem Pflegesatz, wo also nicht mehr Aufwand getrieben wird, als jeweils den medizinischen und Pflegebedürfnissen eines Patienten entspricht. Und schließlich: Die Möglichkeit, daß man früher nach Hause schickt, gerade bei den älteren Menschen, müßte genutzt werden. Das ganze Problem der sozialen Hilfen oder des Ausbaues der Hauspflege ist eine völlig verkümmerte Geschichte, jahrelang nicht genügend bedacht.

SPIEGEL: Würde die durchschnittliche Liegezeit in westdeutschen Krankenhäusern nur um einen Tag vermindert, so ergäbe das eine Ersparnis von rund einer Milliarde Mark im Jahr ...

FOCKE: Diese Zahl deckt sich mit unseren Informationen. Dazu nur ein Beispiel: Die Entscheidung darüber, ob ich eine Patientin nach der Geburt drei Tage, wie in den USA, oder neun bis zehn Tage, wie bei uns, im Durchschnitt liegen lasse, ist im Prinzip eine ärztliche Entscheidung, wobei man berechtigt die Frage stellen kann: Wenn das in anderen Ländern viel kürzer geht, warum muß das dann bei uns mit einem so hohen, auch finanziellen Aufwand betrieben werden? Das gilt für viele andere Beispiele ebenso. Die Schlüsselrolle des Arztes trifft im Krankenhaus genauso zu wie im niedergelassenen Bereich, und das ist auch eine ökonomische Schlüsselrolle.

SPIEGEL: Müßte nicht die strikte Trennung zwischen stationärer und ambulanter Versorgung mindestens in einem Bereich sogleich aufgehoben



werden, im Bereich der Früherkennung? Es ist ja wohl eindeutig, daß die Krebsfrüherkennung in der Praxis des niedergelassenen Arztes nicht wirkungsvoll genug betrieben wird und daß sie in Polikliniken, Ambulatorien oder Krebsvorsorgezentren besser gemacht werden kann. Muß nicht in diesem Punkt die Reichsversicherungsordnung (RVO) geändert werden, gegen die niedergelassenen Ärzte?

FOCKE: Diese Entscheidung ist damals, bei Einführung der Früherkennungsmaßnahmen, so getroffen worden. Das hat, wie ich ganz konkret kürzlich an einem Beispiel in Köln beobachten konnte, zu einem sehr bedauerlichen Austrocknen von sehr guten Maßnahmen des öffentlichen Gesundheitsdienstes geführt, die es da schon gab.

SPIEGEL: Verwunderlich ist die geringe Nutzung der Früherkennungsmaßnahmen, wenn man bedenkt, daß durchschnittlich fast jeder westdeutsche Krankenversicherte einmal im Jahr zum Arzt geht. Warum macht ihn der Arzt nicht auf die Notwendigkeit der Früherkennung aufmerksam?

FOCKE: Ich bin der Meinung, daß wir uns in grundlegender Weise nochmals mit dem Problem von Aufwand und Ertrag bei der Früherkennung beschäftigen müssen. Und ich gebe Ihnen zu, wir kommen nicht an der Frage vorbei: Wie nutzen wir aufwendige Apparaturen am rationellsten? Können wir es uns erlauben, dies — so wie bisher — in einer bestimmt nicht kostengünstigen Organisation laufen zu lassen?

SPIEGEL: Solange die niedergelassenen Ärzte pro Mammographie 150 Mark abrechnen, weil sich sonst mangels Auslastung die Anschaffung des Apparats nicht rentiert, wird diese Form der Früherkennung nicht zum Standardprogramm gehören.

FOCKE: Das ist ein echtes Problem.

SPIEGEL: Solche Faktoren sind es, die in der zurückliegenden Zeit die Honorareinnahmen der niedergelassenen Ärzte, im Vergleich zum allgemeinen Einkommensanstieg, unverhältnismäßig stark haben anwachsen lassen. Meinen Sie, daß man diese Entwicklung weiter so mit ansehen kann?

FOCKE: Man kann es nicht so ansehen, und es ist ja auch schon einiges in Gang gekommen. Wichtig ist in diesem Zusammenhang der Versuch von Walter Arendt, Honorarverhandlungen auf Bundesebene einzuführen.

SPIEGEL: Das würde nicht ausschalten den zweiten Faktor für die Steigerung der Arzteinkommen: die sogenannten Mehrleistungen, also häufig das Abrechnen von rein medizinisch-technischen Leistungen, die gar nicht vom Arzt selbst erbracht werden.

FOCKE: Das ist ein Problem der Gebührenordnungen ...

SPIEGEL: ... und der Transparenz.

FOCKE: Es liegt auf der Hand, daß die eigentliche ärztliche Leistung, die Beratung in der Praxis, zeitlich zu schlecht wegkommt. Und das hängt sicher damit zusammen, daß sie auch in der Gebührenordnung unterbewertet wird, gemessen an den enormen Steigerungen der sogenannten technischen Leistungen. Dies müssen wir wirklich strukturell umkehren. Und das ist auch im Gang.

„Der Arzt kann seinen Umsatz ins Unendliche ausdehnen."

SPIEGEL: Bisher ist es wohl so, daß die Gebührenstruktur einen überdurchschnittlichen Anreiz für den Arzt bietet, Apparate-Medizin zu treiben ...

FOCKE: ... wobei auch darin ein gewisses Quantum medizinisch-technischen Fortschritts steckt. Aber sicherlich steckt auch drin, was Sie sagen, wobei die Versuchung einer so großen Auslastung von Apparaten wohl auch geringer würde, wenn wir zum Beispiel einen stärkeren Trend zur Gruppenpraxis hätten, wo das Gewicht der Ärzte, die dort zusammen arbeiten, größer ist als das Gewicht der Apparate.

SPIEGEL: Es gibt in diesem Zusammenhang vom Bundesverband der

Weil wir nicht HiFi-Geräte bauen wollten wie andere auch, entwickelten wir etwas ganz Neues:

PROFI-ELEKTRONIK + DEUTSCHE GRÜNDLICHKEIT = GRAETZ STEREO VERNUNFT IN HIFI

Wir wollten nicht einer von vielen sein, die HiFi-Geräte auf den Markt bringen. Wir wollten besondere Geräte bauen, die den Wünschen der großen Mehrzahl der HiFi-Interessenten entsprechen. Geräte mit ganz neuen technischen Details. Geräte, die anders, die vernünftiger sind.

Vernunft in HiFi, das heißt:

Zum Beispiel ein Leistungs-Standard, der in allen Bereichen die HiFi-Norm DIN 45500 weit übertrifft.

Zum Beispiel vernünftige Geräte-Technologien, die weit überdurchschnittliche Funktionssicherheit und Lebensdauer garantieren.

Zum Beispiel hohe Empfangsleistung und große Trennschärfe nicht nur auf UKW, sondern auch auf KW, MW, LW.

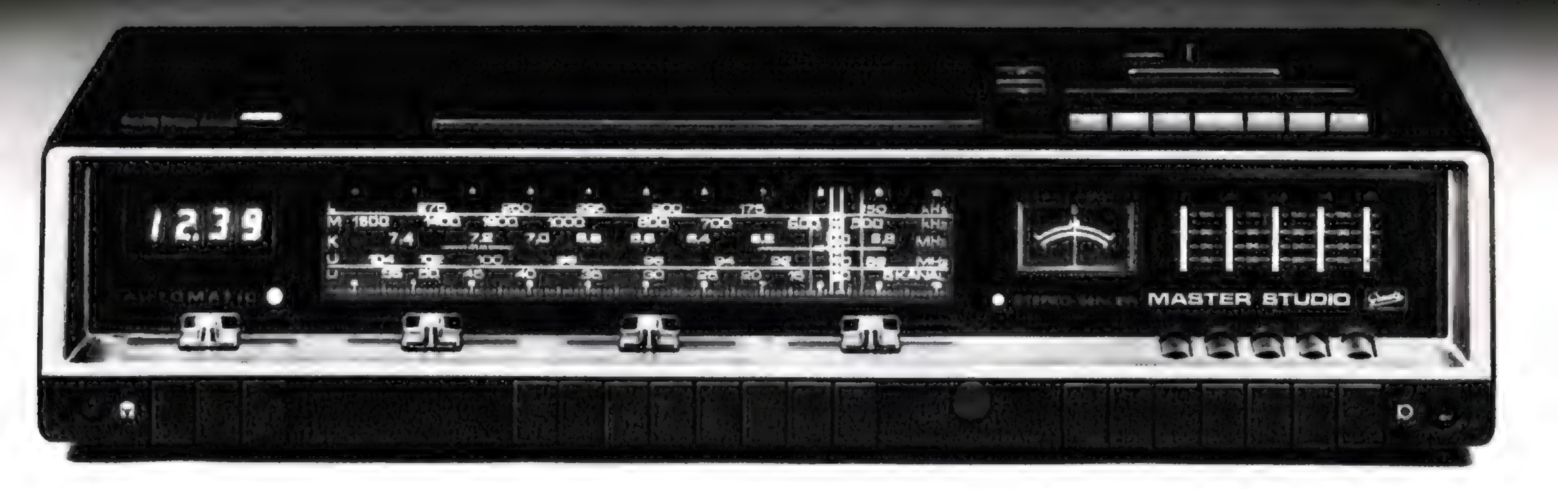
Zum Beispiel unkomplizierte Bedienung durch übersichtliche Gliederung der Bedienfunktionen und ganz neuartige optoelektronische Anzeigen.

Zum Beispiel ein vernünftiges Geräte-Styling, das sich wohltuend abhebt von dem gewollt technischen Look vieler anderer Geräte.

Zum Beispiel ein Konzept für Europa. Deshalb haben unsere neuen Geräte den härtesten europäischen Dauertest bestehen müssen, den wir je durchgeführt haben.

Die neuen Graetz HiFi-Stereo-Geräte erhalten Sie europaweit nur beim qualifizierten Fachhandel. Denn nur dort werden Sie objektiv beraten.

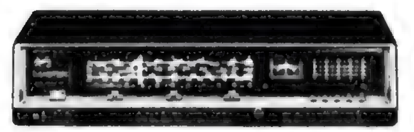
Spezial-Stereo-HiFi-Prospekte direkt von Graetz, 7530 Pforzheim, Postfach, Abt. VF.



Die 90 Watt Master-Klasse

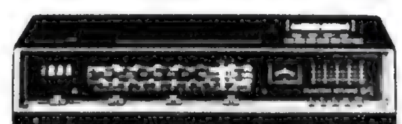
Master 306

Solides Ein-Platinen-HiFi-Chassis mit 4 Wellenbereichen, UKW, KW, MW und LW. Außer der optoelektronischen Feldstärke-Anzeige im Skalenzeiger verfügt dieses Steuergerät über ein Null-Instrument und für die präzise Programmierung der UKW-Festsender die U-Set-Einrichtung. Die Ausgangsleistung beträgt 2 x 45 Watt Musik und 2 x 30 Watt Sinus. Graetz Master 306 entspricht voll der DIN-Norm 45500.



Master Studio 306

Wie Master 306, zusätzlich integriert ein hochwertiger Stereo-Cassetten-Recorder mit Aussteuerungs-Automatik sowie automatischer Bandendabschaltung und Tastenauslösung. In die Skala ist eine elektronische Digital-Schaltuhr integriert, mit Automatik-Schalt-Funktionen auf Radio- und Cassettenteil.
Folgende Zeitanzeigen sind möglich: Uhrzeit; vorgewählte Schaltzeit; Stunden- und Minuten-Anzeige; Minuten- und Sekundenanzeige (Stoppuhr).



Vernunft in HiFi



Ortskrankenkassen die Äußerung, daß der niedergelassene Arzt mit Hilfe von Apparaten und Hilfspersonen, wir zitieren, „seinen Umsatz theoretisch ins Unendliche ausdehnen kann“, und manche Ärzte „machen auch reichlich Gebrauch davon“. Selbst wenn man die Gebührenordnung ändert, bleibt es doch immer noch dem Arzt überlassen, quasi sein Einkommen selbst zu bestimmen.

FOCKE: Das liegt im System. Übrigens in jedem System.

SPIEGEL: Aber kann man dieses System nicht transparenter machen, indem man zum Beispiel dem Patienten am Quartalsende darüber Aufschluß gibt, welche Leistungen sein Arzt bei der Kasse für ihn abgerechnet hat?

FOCKE: Dies finde ich notwendig und richtig und sicher einen hilfreichen Gedanken, vor allem, wenn der Patient nicht nur Zahlen einer verschlüsselten Gebührenordnung findet, sondern eine klare Beschreibung dessen, wofür der Arzt jetzt hier der Kasse eine Rechnung präsentiert. Dann würde der Patient vielleicht hellhörig werden.

Bei den Arzneimitteln versagen die Marktgesetze.

SPIEGEL: Gibt es Ansätze zu solchen Regelungen?

FOCKE: Das ist natürlich im wesentlichen eine Regelung der Kassen mit den Kassenärztlichen Vereinigungen selbst. Es bedarf dazu keiner Änderung der RVO, das kann man jeden Augenblick machen.

SPIEGEL: So häufig wie die Zweifel an der übertriebenen Apparate-Medizin ist die Kritik am allzu häufigen Griff zum Rezeptblock. Der Anteil der Rezeptkosten am Krankenkassenaufwand liegt bereits bei mehr als 20 Prozent. Welche Möglichkeiten sehen Sie, den enormen Kostenanstieg für Medikamente einzudämmen?

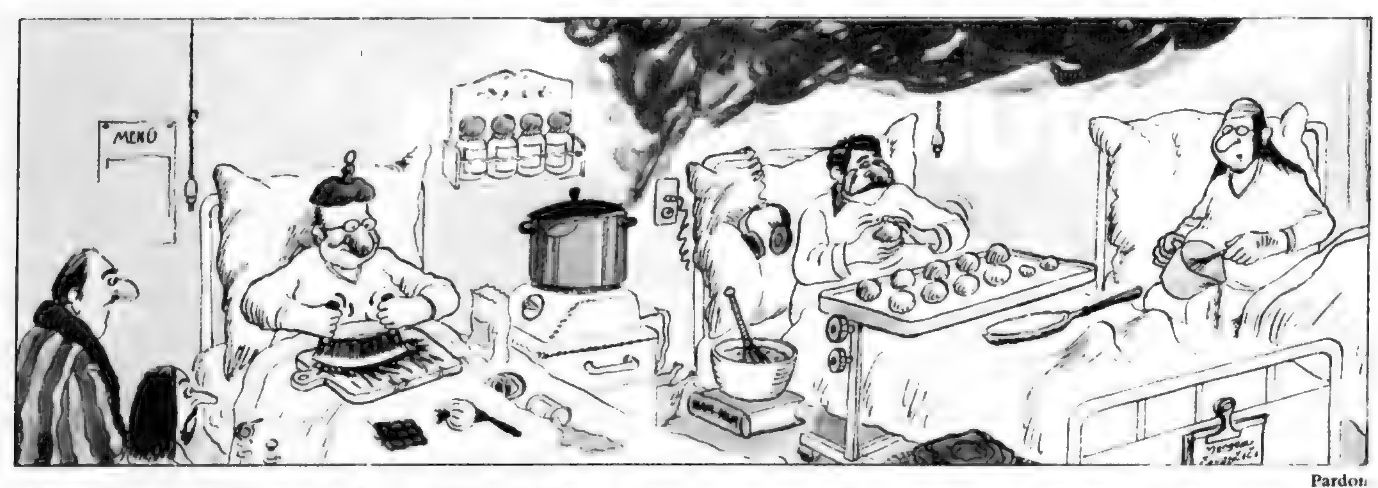
FOCKE: Dabei müßten Sie den Verbrauch von Medikamenten in Krankenhäusern noch hinzurechnen, der in diesen Zahlen noch gar nicht enthalten ist. Die Bundesregierung beschäftigt sich seit langem mit der Kostenentwicklung auf dem Arzneimittelsektor. Wir haben jetzt mit den sogenannten Eckwerten zum Arzneimittelmarkt beschlossen, durch Kürzungen der Apothekenspanne das Arzneimittelpreisniveau um 3,4 Prozent zu senken. Dafür wird freilich der Rabatt, den die Apotheker den Kassen gewähren, auch wieder gesenkt, es bleiben also etwa zwei Prozent übrig. Ferner haben wir beschlossen, was mir besonders am Herzen liegt: zu einer Liste zu kommen, auf der, nach Indikationen geordnet, die verschiedenen auf dem Markt befindlichen Medikamente aufgeführt sind, mit Preisangaben, damit der Arzt wirklich vergleichen kann.

SPIEGEL: ... vergleichen, welches Medikament bei gleicher Wirksamkeit billiger zu haben ist.

FOCKE: Darum im wesentlichen geht es. Auch im Arzneimittelgesetz übrigens sind einige Punkte enthalten — zum Beispiel eine Auflagebefugnis der Zulassungsbehörde, daß die Pakkungsgrößen dem jeweiligen Bedarf entsprechen und nicht so viele halb verbrauchte Packungen herumliegen oder weggeworfen werden müssen. Eine Reihe von Dingen also — ich gestehe offen, mir ist es zuwenig. Aber ich bin ja nur einer der Beteiligten in dieser Situation. Ich hoffe, das bei meinem Kollegen Friderichs noch unter Verschluß gehaltene Kieler Gutachten über den Arzneimittelmarkt läßt uns in absehbarer Zeit einen zweiten Schritt tun.

SPIEGEL: Ist bei uns eine Lösung denkbar wie in der Schweiz, wo die Krankenkassen eine für Kassenärzte verbindliche Liste mit solchen Medikamenten herausgeben, die verschrieben werden dürfen, weil sie gut und dennoch preiswert sind?

FOCKE: Es gibt die Auffassung, zum Beispiel aus der Sicht des Arbeitsministers, daß eine Liste, wie ich sie Ihnen eben geschildert habe, zusammen mit der Richtlinie, wirtschaftlich und sparsam zu verordnen, denselben Effekt haben müßte. Sie mögen bezweifeln, daß dem so ist, und ich würde Ihnen zustimmen, daß die Richtlinie konkretisiert werden muß. Sehen muß man freilich auch die Gefahr, daß eine Liste in der Form, wie sie in der Schweiz gehandhabt wird, bei uns das Gespenst der Klassen-Medizin wieder wachrufen würde.



Pardon

„Rekonvaleszenten können ihr Essen nicht nur selbst holen, sondern auch selbst kochen und dazu auch Gäste einladen“

SPIEGEL: Marktwirtschaftliche Gesetze, wie es die Pharmaindustrie immer wieder behauptet, funktionieren ja wohl auf dem Pharma-Sektor nicht.

FOCKE: Es ist schon deswegen kein Markt, weil nicht der Verbraucher, sondern jemand anders die Kaufentscheidung trifft. Da ist der Arzt, der das Medikament verschreibt, und da ist der Patient, der es dann nimmt, und da ist die Kasse, die es bezahlt.

SPIEGEL: ... wie ja überhaupt auf dem Gesundheitssektor nur Leute entscheiden, die keine Motivation zum Sparen haben — weder der Arzt noch das Krankenhaus und letztlich auch nicht die Krankenkasse.

FOCKE: In einem aufgeklärten Sinne hätten sie natürlich alle eine Motivation zum Sparen. Und ich würde nicht unterschätzen, daß die augenblickliche Diskussion eine Wirkung in dieser Richtung haben kann: Wenn zum Beispiel Ärzte und Krankenhausträger merken, daß sie am Ende, wegen der immens gestiegenen Kosten, das medizinisch Notwendige und Sinnvolle womöglich nicht länger anbieten können, dann sollte das ihre Motivation verstärken, wirtschaftlich und sparsam mit den vorhandenen Ressourcen umzugehen.

SPIEGEL: Ihre Zuversicht und Ihre Hoffnung auf Einsicht bei den Beteiligten verwundern uns. Bisher ist es doch so, daß mächtige Interessengruppen

„Ich träumte, ich fuhr im neuen Opel Manta GT/E zum Rendezvous mit Caroline."

Machen Sie Ihren Traum wahr. Der neue Manta ist.

Träumen Sie, was Ihnen Freud' macht. Tatsache ist aber, daß niemand auf der Welt so blendend aussieht, als daß er nicht noch etwas Unterstützung durch den rassigen Look des neuen Opel Manta vertragen könnte. Sieht er doch im 2. Gang auf der Rue Grimaldi schon schneller aus, als manch anderer im 5. Gang ist. Mit anderen Worten: Er paßt zu Ihnen. Nicht nur mit seinem gepflegten Aussehen, auch mit dem Temperament der 105 PS seines Einspritzmotors. Und mit seinem Sinn für Wirtschaftlichkeit: Wäre es Ihnen möglich, die 100 km zwischen St. Tropez und Monte Carlo nach der Elle der Deutschen Industrienorm zu fahren, würde er nur 8.7 Liter Super verbrauchen. Läßt Ihnen also noch Taschengeld genug, um sich im Salle privée des Casinos mit 20 Franc-Jetons einzudecken. „Faites votre jeu."

Und teilen Sie Ihre Freude, denn das doppelt sie: Der neue Opel Manta hat mehr Platz für die langen, schönen Beine Ihrer Beifahrerin, als Sie in einem Sportwagen vermuten. (Und 4 Beifahrerinnen erlaubt der TÜV dem Manta-Fahrer!) Zögernden Damen begegnen Sie weltmännisch: „Seien Sie unbesorgt um Ihre Sicherheit, Mademoiselle, der neue Manta hat einen vollintegrierten, massiven Überrollbügel!" Man wird Ihnen vertrauen. Wie man Ihrem Wagen vertraut. Trägt er doch ein besonderes Qualitätszeichen: Einen Kreis um einen Blitz. Trägt es mit Stolz.

Manta GT/E in Grundausstattung DM **13.900.–** a.W.
Manta mit 1.2 l-S-Motor in Grundausstattung nur
DM **10.940.–** a.W. (unverbindliche Preisempfehlungen).



einander unversöhnlich gegenüberstehen. Der einzige, der in diesem Gerangel durch keine Lobby vertreten ist, das ist der Patient. Fühlen Sie sich als Anwalt des Patienten?

FOCKE: Ja, ganz entschieden. Zuversicht einfach so, mit Laisser-faire wird das alles passieren, teile ich auch nicht. Wir müssen der Einsicht mit konkreten Maßnahmen zum Durchbruch verhelfen. Wir haben es hier im wesentlichen nicht mit einem Markt, nicht mit der Möglichkeit eines Sich-Einpendelns von Angebot und Nachfrage und nicht mit Regulierungsmöglichkeiten über den Preis, nicht mit Wettbewerb zu tun. Wir können Kontrollmechanismen stärker und strenger als bisher einführen und spielen lassen. Wir sind dabei, das zu tun, zum Beispiel fürs Krankenhaus, wo sich für 1975 ein Anstieg der Pflegesätze um „nur" noch acht bis zehn Prozent abzeichnet. Wir führen künstlich Wettbewerb ein, wie durch die Liste für den Medikamenten-Vergleich. Aber allein damit es in den Griff kriegen zu wollen, die Zuversicht habe ich auch nicht. Entscheidend ist, daß wir — nicht gewollte — gesetzliche Anreize zur Verschwendung in Anreize zur Wirtschaftlichkeit umkehren.

„Die Arbeitnehmer haben Angst, wie sich das entwickelt."

SPIEGEL: Kehren wir zurück zu einem Punkt, den auch Sie, Frau Minister, als wichtigen Strukturmangel vorhin gekennzeichnet haben: die unsinnige Trennung zwischen ambulanter und stationärer Versorgung. Hier kann eine Änderung, nach allem was man von den Ärzteverbänden hört, nur gegen die niedergelassenen Ärzte durchgesetzt werden. Sind Sie bereit, sich mit diesem Teil der Ärzteschaft anzulegen?

FOCKE: Gesundheitspolitik, die es von vornherein auf eine Verweigerung der Ärzte anlegt, ist in meinen Augen eine Gesundheitspolitik ohne Augenmaß. Wir haben schließlich auch nicht Wirtschaftspolitik gegen die Unternehmer gemacht, die Bildungsreform ist nicht so angelegt gewesen, daß man eine geschlossene Verweigerung der Lehrer oder der Professoren provozieren wollte. Es geht nicht ums Sich-Anlegen, sondern darum, bei aller Bereitschaft zur Kooperation in konkreten Einzelfragen fest zu sein.

SPIEGEL: Aber machen Sie nicht heute Politik gegen die geschlossene Gruppe der Beitragszahler und der Patienten — die sich nur nicht verweigern können?

FOCKE: Nein, nein. So ist es gar nicht.

SPIEGEL: Bei diesen Beitragssätzen? Das schlägt doch vom Wähler irgendwann zurück.

FOCKE: Der Beitragszahler hat Angst, wie sich das in der Zukunft entwickelt. Und da allerdings sind wir ernsthaft an seiner Seite, zu verhindern, daß das eine gefährliche Dimension annimmt. Aber der Bürger möchte medizinischen Fortschritt da, wo notwendig, in Anspruch nehmen. Und er sieht ein, daß dies Geld kostet.

SPIEGEL: Das klingt alles ein wenig nach Resignation.

FOCKE: Nein, ich habe nicht resigniert. Ich möchte der breiten Ärzteschaft im Land klarmachen, daß auch in ihrem eigenen aufgeklärtesten Interesse ihre Möglichkeiten, als Ärzte zu handeln, schon bald tangiert werden, weil die Ressourcen nun mal begrenzt sind, wenn man nicht eine vernünftige



Pardon

„Erfahrene Bettnachbarn können einfache Diagnosen stellen"

Relation von Aufwand und Ertrag zustande bringt.

SPIEGEL: Beim Ärztetag in Hamburg im Mai dieses Jahres wurde zum Abschluß des Kongresses festgestellt, zu Veränderungen des Systems, wie es vorliege, bestehe „kein Anlaß". Wenn ein solches Schlußwort in der gegenwärtigen Situation der Kostenexplosion von den Ärzten gesprochen wird, kann man das noch so blauäugig und hoffnungsvoll kommentieren, wie Sie es tun?

FOCKE: Das war, in Hamburg, eine Pflichtübung der ärztlichen Standesvertreter. Alle Beteiligten wissen, daß das ein Versuch ist, eine Position zu halten, die angesichts der Kostenentwicklung und beschränkter Ressourcen so nicht weiter gehalten werden kann. Die Feststellung, es könne alles beim alten bleiben, nimmt ihnen inzwischen niemand mehr ab.

SPIEGEL: Frau Minister, wir danken Ihnen für dieses Gespräch.

UMWELTSCHUTZ

Liberaler Sinn

In seinem Abfallwirtschaftsprogramm erteilt das Bonner Innenministerium zwar viele gute Ratschläge zur Müllverwertung, doch Problem-Abfälle wie Einwegflaschen und Kunststoffverpackungen bleiben weiter tabu.

Die Bürokraten gingen mit gutem Beispiel voran: Der Druck der Kabinettsvorlage, so lobt das letzte Woche verabschiedete „Abfallwirtschaftsprogramm" des Innenministeriums in bester Absicht und in schlechtem Deutsch auf der Umschlagseite, „erfolgte auf Papier, das zu 100 Prozent aus Altpapier hergestellt wurde".

Zugleich hat sich das Öffentlichkeitsreferat des Innen- und Umweltministers Werner Maihofer vorgenommen, künftig die gesamte Broschüren-Produktion des Hauses auf sogenanntem Recycling-Papier zu publizieren. Denn von den 8,5 Millionen Tonnen Papier, die jährlich in der Bundesrepublik fabriziert werden, wandert bislang die Hälfte in den Abfall; nur ein Drittel des Altpapiers wird neu verwertet.

Zwei Jahre lang beschäftigten sich Maihofers Umwelt-Beamte mit der Frage, wie die ausufernden Müllhalden der Republik abgebaut werden könnten: Seit 1971 vermehrte sich allein der deutsche Hausmüll von jährlich 20 Millionen auf rund 24 Millionen Tonnen. Die herkömmliche Abfallvernichtung — Verbrennung oder Ablagerung auf Deponien — wird zu einer kaum noch finanzierbaren Belastung der verschuldeten Gemeinden. In diesem Jahr müssen Deutschlands Kommunen 2,5 Milliarden Mark für ihre Müllabfuhr ausgeben — für den Unrat jeden Haushalts durchschnittlich 110 Mark. Im Auftrag des Innenressorts errechnete die Dornier-System GmbH, daß die Gemeinden künftig zusätzlich eine weitere Milliarde Mark jährlich investieren müßten, damit sie mit dem Müllzuwachs fertig werden können.

„Diese Aufwendungen", so folgerten die Experten, „machen es nötig, daß von der Erhebung kostendeckender Gebühren mehr als bisher Gebrauch gemacht wird." Um den Unrat kostendeckend zu beseitigen, müßten viele Gemeinden, allen voran die Großstädte, ihre Müllabfuhr-Gebühren um 25 Prozent und mehr erhöhen.

„Staatliche Eingriffe zur Verwendung von Rohstoffen aus Abfall" sollen durch den Marktmechanismus überflüssig werden. Die sogenannten Recycling-Produkte würden — so das Maihofer-Programm — „in dem Maße preislich konkurrenzfähiger", in dem „sich Primärprodukte infolge von verstärkten Umweltschutzauflagen und steigender Rohstoffpreise verteuern".

Deshalb begnügt sich die Bundesregierung vorerst damit, Modell-Versuche für die Müllverwertung zu fördern und Bundesbahn und Bundespost anzuhalten, die Qualitätsanforderungen an ihr Formularpapier zu mindern, um mehr aus Altpapier hergestellte Drucksachen benutzen zu können. Überdies soll darauf geachtet werden, daß etwa für Wärmedämmplatten oder Bodenbeläge in Amtsstuben ein Teil der jährlich anfallenden 34 Millionen alten Autoreifen verarbeitet wird.

Die Autoren der Sparanleitung wollen zwar die Bundesregierung über eine Änderung des Abfallbeseitigungsgesetzes dazu ermächtigen, „die Verwendung bestimmter Abfälle bei der Herstellung dazu geeigneter Erzeugnisse zur Pflicht" machen zu können. Weitere staatliche Eingriffe lehnen sie aber — ganz im Sinne ihres liberalen Auftraggebers — ab. Sie verlassen sich lieber darauf, „daß auch die Industrie ihre Anstrengung auf diesem Gebiet erheblich verstärkt".

Da Maihofers Umweltschützer fürchten, Vorschriften über den Mindesteinsatz von Altstoffen könnten „eine Vielzahl von Problemen im staatlichen und wirtschaftlichen Bereich aufwerfen", belassen sie es bei dem unverbindlichen Ratschlag für die Glasindustriellen, bereits heute die technische Möglichkeit zu nutzen, 20 Prozent der gesamten Glasproduktion mit Abfallglas zu bestreiten.

Von heute auf morgen, so erinnern die Experten die Papiermüller, könnten zwei Prozent mehr Altpapier verwendet werden, wenn die Qualitätsansprüche an das Zeitungspapier und an die Kartonsorten herabgesetzt würden. Ab sofort sei es auch technisch möglich, Kunststoffabfälle und Altreifen in jährlich über eine Million Tonnen petrochemischer Vorprodukte umzuwandeln.

Geradezu scheu gibt sich das Maihofer-Programm, wenn es darum geht, per Gesetz besonders schwierig zu vernichtendes Verpackungsmaterial, Einweg- oder Kunststoffbehälter, zu verbieten. So beklagten die Experten, daß PVC-Kunststoff, der nur 0,6 Prozent des gesamten Hausmülls ausmacht, bei der Müllverbrennung die Hälfte des dabei anfallenden hochgiftigen Chlorwasserstoffs abscheidet. Dennoch erwogen die Umweltschützer noch nicht einmal, die Verwendung des Problem-Stoffes gesetzlich wenigstens einzuschränken. Auch die Herstellung von Einwegflaschen, deren Produktion sich binnen fünf Jahren verdreifacht hat, soll nicht unterbunden werden. Die Bonner Abfallbeseitiger bitten nur darum, „die Verwendung von Einwegflaschen nicht zu erweitern".



Deutsche Müllhalde: Ratschläge auf Altpapier

Dem „deutlichen Anstieg" des Verpackungsmaterials, das fast die Hälfte des gesamten Bundesmülls ausmacht, wäre laut Programm zwar „am wirksamsten durch ein direktes Verbot der besonders aufwendig zu beseitigenden Packmittel" zu begegnen. Aber erst wenn der Verpackungsmüll noch weiter bedrohlich anwächst, soll das Verbot bestimmter Einwegbehältnisse „erwogen" werden.

Monatelang mußte Innen-Staatssekretär Günter Hartkopf mit dem Finanz- und dem Wirtschaftsministerium um die Zustimmung für dieses Programm feilschen, weil die beiden für die Konjunktur zuständigen Ressorts fürchten, die Ankündigung weiterer Umweltschutzmaßnahmen könnten den Investitionsmut der Unternehmer noch mehr dämpfen. Der Staatssekretär: „Das war gar nicht so einfach." ◆

PFARRER

Nur in Schwarz

In Hessen wurde eine Gefängnispfarrerin zum „Sicherheitsrisiko" — und deshalb aus diesem Amt entlassen. Auch anderswo werden Geistliche verdächtigt, mehr Sympathisanten als Seelsorger zu sein.

Traugott Richter, 42, evangelischer Pfarrer, wollte „die Erkenntnisse des normalen menschlichen Umgangs auch im Gefängnis praktizieren". Wegen „schwerer Unstimmigkeiten" mit der Anstaltsleitung wurde sein Vertrag



Geistliche Jutta Jürges
„Da standen die Worte ‚Knast' ...

als Gefangenen-Seelsorger der oberbayrischen Justizvollzugsanstalt Bernau nicht mehr verlängert.

Dieter Frettlöh, 51, Oberpfarrer in der Mannheimer Strafanstalt, wo ein Häftling totgeprügelt worden war, machte „Parteiergreifung für die Schwächeren mehr und mehr zu einer grundsätzlichen Haltung". Wegen „Begünstigung" eines Untersuchungsgefangenen wurde er suspendiert und zu einer Geldstrafe verurteilt. Für Donnerstag dieser Woche ist die Berufungsverhandlung vor dem Landgericht Mannheim anberaumt.

Jutta Jürges, 31, Anstaltsgeistliche im Frankfurter Frauengefängnis Preungesheim, empfand ihre „seelsorgerischen Beziehungen auch immer als persönliche Beziehungen". Im September wurde die Pastorin auf Drängen des hessischen Justizministers Herbert Günther (SPD) von der Darmstädter Kirchenleitung abberufen, weil sie durch einen Briefwechsel mit der inhaftierten Anarchistin Ilse Jandt („Bewegung 2. Juni") zum „Sicherheitsrisiko" geworden war.

„Ganz gleich, ob hier Vorsatz oder nur Naivität im Spiel war", verteidigt

der Justizminister den Rausschmiß, „wir können es uns in der gegenwärtigen Sicherheitslage einfach nicht leisten, Personen, bei denen die Gefahr eines Mißbrauchs ihrer besonderen Vertrauensstellung besteht, ungehinderten Zugang zu Gefangenen zu geben."

Aber nicht erst seit Baader-Meinhof-Terroristen in bundesdeutschen Strafanstalten einsitzen, begegnen Justiz- und Vollzugsbehörden der Arbeit der Gefängnis-Theologen mit Mißtrauen. Von jeher kollidieren die Auffassungen vieler Pfarrer über sinnvollen Strafvollzug mit der „konservativen Grundstruktur" (so der Darmstädter Oberkirchenrat Hartwig Niemann) in den Anstalten. Oberpfarrer Rolf Erfurth, Vorsitzender der evangelischen Gefängnispfarrer in Bayern: „Wir haben ein Spannungsverhältnis in jeder Anstalt."

Und durch politisch motivierte Straftäter, „die oft mit dem Gefängnispfarrer die soziale Motivation gemeinsam haben" (so der Frankfurter Anstaltsgeistliche Lothar Helm), hat sich die Konfliktlage noch mehr zugespitzt. „Wenn der Gefängnispfarrer hier



Inhaftierte Anarchistin Ilse Jandt
. . . und ‚verschubt' drin"

einem Kontakt nicht konsequent ausweicht", behauptet Helm, „gerät er fast automatisch in den Verdacht des Sympathisantentums."

So auch Jutta Jürges, die oft zu Ilse Jandt ging, „weil sie in Einzelhaft war", sich mit ihr duzte und Bücher (wie Erich Fromms „Anatomie der menschlichen Destruktivität") für sie besorgte. In gleichlautenden, handgeschriebenen Briefen an die Mutter, den Ehemann und zwei Freundinnen Ilse Jandts hatte Frau Jürges auch die Verlegung der Untersuchungs-Gefangenen nach Berlin mitgeteilt.

Aber die Diktion der Briefe (Jürges: „Da standen die Worte ‚Knast' und

‚verschubt' drin") machte die Pfarrerin offenbar schon verdächtig. Von Ministerialrat Götz Chudoba ins Justizministerium bestellt, erfuhr die Gefängnisgeistliche, das Wort „Knast" entstamme der „Sprache der Unterschicht". Wer aber als Angehöriger der Mittelschicht diese Vokabel „bewußt benutzt", belehrte Chudoba, werde womöglich als „Sympathisant von Baader-Meinhof" und „potentieller Mörder" eingestuft

Wenn nichts Schlimmeres vorliege, hatte daraufhin der hessen-nassauische Kirchenpräsident Helmut Hild die Pastorin beruhigt, werde er nicht klein beigeben. Oberhirte Hild: „Hier steht die Gefangenenseelsorge als Ganzes auf dem Spiel." Aber Hild gab klein bei.

Anders in Berlin, wo es vor Monaten zwischen dem evangelischen Bischof Kurt Scharf und Justizsenator Hermann Oxfort (FDP) zu einem schweren Grundsatzkonflikt über die Rolle der Gefangenenseelsorge gekommen war. Nach Ermittlungen im Mordfall des Kammergerichtspräsidenten Günter von Drenkmann waren die Gefängnispfarrer Ulrich Hollop und Ulrich Duschat in Verdacht geraten, von geplanten „Maßnahmen gegen Justizbonzen" (so ein Kassiber) gewußt, ihre Kenntnisse aber erst nach der Bluttat weitergegeben zu haben.

Während Oxfort die kirchlichen Mitarbeiter schon vorab „ohne Rücksicht auf strafrechtlich faßbare Vorwürfe und ohne Rücksicht auf die Qualifikation der Betroffenen" aus Sicherheitsgründen als „ungeeignet" für den seelsorgerischen Dienst im Strafvollzug bezeichnete, wertete Scharf die Schelte Oxforts als „unzulässigen Eingriff in die Gefängnisseelsorge". Der Bischof bestritt dem Justizsenator das Recht, „einseitig festzulegen, was Seelsorge an Häftlingen zu sein hat".

„Die erwarten vom Pfarrer", beschreibt der Frankfurter Gefängnisgeistliche Helm seine Rolle gegenüber den Justizbehörden, „daß er nur im schwarzen Anzug rumläuft. Wer mehr macht als Gottesdienst und Bibelstunden, wird angefeindet und diffamiert."

KRIMINALITÄT

Besonders gestört

Erstmals in der Bundesrepublik wurde in Schleswig-Holstein die Urlaubskriminalität analysiert. Ergebnis: An der außergewöhnlichen Straftatendichte sind die Fremden nur zu einem geringen Teil schuld.

Sommergäste des Ostseebades Grömitz tun gut daran, insbesondere sonnabends und sonntags ihre Habe im Auge zu behalten. Denn dann wird dort am häufigsten geklaut oder eingebrochen. In Westerland an der Nordsee wiederum sind Diebe montags und donnerstags am rührigsten.

Im „Bad der Sonnenseite", wie Westdeutschlands größter Ostseebadeplatz für sich wirbt, werden relativ häufiger als anderswo Autos und Wohnräume geplündert. In Westerland auf Sylt dagegen wird überdurchschnittlich oft betrogen.

In Westerland wie in Grömitz rekrutieren sich sogenannte Tatverdächtige stärker als anderswo aus Zugereisten. Doch ist die Gefahr, auch von Einheimischen aus der näheren Umgebung übers Ohr gehauen oder bestohlen zu werden, in der Inselmetropole höher als in dem ostholsteinischen Familienbad.

Daten wie diese liefert ein Bäderführer besonderer Art: In einer Studie über „Die Saison- (Urlaubs-) Kriminalität in Schleswig-Holstein 1972/1973" untersuchte der Jurist Uwe Behder vom Kriminologischen Seminar der Universität Kiel erstmals Zusammenhänge zwischen Fremdenverkehr und Straftatenhäufigkeit.



Badestrand in Grömitz: Fremde verkraftet

Ausgangspunkt für das vom Kieler Innenministerium mitfinanzierte Unternehmen waren zwei Eigentümlichkeiten: Die Schleswig-Holsteiner haben häufiger Fremde in ihren Betten als die Bewohner jedes anderen Bundeslandes, und sie sind, zumindest der Polizeistatistik nach, krimineller als die Bevölkerung aller anderen Flächenländer:

▷ Mit 7,5 Fremdenübernachtungen je Einwohner rangiert Deutschlands Norden noch weit vor der Ferienregion Bayern (5,5 Übernachtungen) und hat als einziges Bundesland einen positiven Bevölkerungssaldo — heißt: Es halten sich dort mehr Menschen auf als bei den Einwohnermeldeämtern registriert.

▷ Mit einer „Häufigkeitszahl" (HZ) von 5323 polizeibekannt gewordenen Straftaten je 100 000 Stammeinwohner (im Jahr 1974) liegt das Land beträchtlich über dem Bundesschnitt (4419) und führt mit Abstand vor Hessen, dem rangzweiten Flächenland.

Unter den Städten mit mehr als 20 000 Einwohnern wird etwa das schleswig-holsteinische Flensburg (HZ: 9301) an Deliktdichte nur noch von Heidelberg, Schweinfurt und Frankfurt überboten. Die Kleinstadt Westerland (HZ: 13 901) übertrifft selbst deren Werte noch, und im Gegensatz zu anderen Gebieten gibt es sogar auf dem schleswig-holsteinischen platten Land, so der Strafrechtler Professor Joachim Hellmer, Leiter des Kieler Kriminologischen Seminars und Autor eines „Kriminalitätsatlas" der Bundesrepublik, „keine stillen Kreise, die das Niveau herunterziehen".

Der Qualität nach fällt die schleswig-holsteinische Kriminalität freilich nicht aus dem Rahmen. Wie überall machen auch dort die Eigentumsdelikte Diebstahl und Einbruch — 1974: 92 200 Fälle gleich 67,1 Prozent aller Straftaten — die Masse aus.

Behder nun „bereinigte" die Häufigkeitszahlen, legte ihnen die jeweils um die Ferienreisenden korrigierten tatsächlichen Einwohnerzahlen zugrunde. Jedoch: Die naheliegende Vermutung, daß es ohne die Urlauberscharen hinter den Knicks und in den Kögen allgemein merklich stiller zugehen würde, bestätigte sich nicht. „Die hohe Kriminalität", so ein Resultat der Studie, „ist nur zu einem geringen Teil ausschließlich auf den Fremdenverkehr zurückzuführen."

Deutlich wahrnehmbare Spuren hinterlassen die Fremden in Form einer „Saisonkriminalität" lediglich in engeren lokalen Bereichen, und auch da unterschiedlich tief.

So verringerte sich die Häufigkeitszahl von Grömitz per Bereinigung für die Badesaison um drei Viertel und übers Jahr gesehen um fast die Hälfte. Die Kriminalität reduziert sich damit auf dörfliches Normalmaß.

So fällt auch für Westerland die Häufigkeitszahl bei Berücksichtigung der Fremden immerhin noch um fast zwei beziehungsweise ein Drittel geringer aus. Gleichwohl hat die Westerländer Kriminalität auch danach noch

ROTHMANS INTERNATIONAL

ROTHMANS

BEHIND ROTHMANS CIGARETTES STAND OVER 80 YEARS OF FINE BLENDING

INTERNATIONAL

20 FILTER LUXURY LENGTH

Das Luxus-Format, der exquisite Geschmack und die besondere Ausstattung jeder ROTHMANS INTERNATIONAL mit einem fein ziselierten Filter-Goldband machen diese Cigarette zu einem besonderen Genußerlebnis.

20 Stück DM 2,50

Das Haus Rothmans of Pall Mall ist seit 1890 Manufaktur bester Cigaretten. Unverändert wird die Tradition gepflegt, exklusive, internationale Clubs täglich mit der hauseigenen Equipage zu beliefern.

Darüber hinaus haben Rothmans-Cigaretten Anerkennung in aller Welt gefunden. Sie werden in über 160 Ländern und auf mehr als 140 Schiffahrts- und 100 Luftlinien geführt.



Z 1/73

Großstadtformat von Frankfurter oder Hamburger Dimension.

Das Seebad Grömitz, von „ländlich-konservativer" (Behder) Stammbevölkerung bewohnt, wirtschaftlich im Ostholsteinischen abseits gelegen und vornehmlich von biederen Familien des Mittelstandes besucht, ist, so Behder, „in der Lage, die in Zusammenhang mit dem Fremdenverkehr entstehende Verfremdung zu verkraften".

Anders das Seebad Westerland, urban bebaut und bevölkert, eine Stadt mit Geschäftsstraßen, in denen es zur Rush hour kaum weniger mieft als in der Hamburger City, hat als Sylter Mittelpunktsgemeinde und Einkaufszentrum ohnedies schon eine „labilisierte Eigenstruktur" (Behder) — ein Milieu, das Kriminalität begünstigt. Dahinein stößt nun eine, wie Behder eruiert hat, „mehr als in Grömitz labilisierte Urlaubsbevölkerung" — viele Urlauber nämlich, „die die angebliche Freiheit und Ungezwungenheit auf der Insel Sylt genießen und was erleben wollen".



Seebad Westerland: Einheimische verführt

Und das, so Behder, „führt dazu, daß das Kriminalitätsbild durch die Feriengäste ungünstig beeinflußt wird": Die Anonymität des Fremdenverkehrsrummels schafft angereisten Einbrechern oder Betrügern ideale Arbeitsbedingungen; eine Vielzahl von Gelegenheiten insbesondere zum Stehlen „verleitet auch Einheimische zu Straftaten".

So eingängig wie Behders Erklärungen für das kriminelle Geschehen an Schleswig-Holsteins Wasserfront sind, so ratlos macht ein Nebenergebnis seiner Analyse die Fachleute: Auf Landesebene schlagen seine Korrekturen an den Häufigkeitszahlen praktisch nicht mehr durch, und auch die Reihenfolge der Flächenländer nach Straftatendichte ändert sich nicht. Schleswig-Holstein bleibt weiterhin kriminell vorne an — ein Umstand, den, so der Kieler Kriminologe und Kriminalgeograph Hellmer, „die Kriminologie noch nicht beantworten kann".

Das Innenministerium verweist darauf, daß möglicherweise mit den Tagestouristen, die vor allem aus Hamburg einfallen, auch eine Woge von Kriminalität übers Land schwappt.

Auch könnte die hohe Deliktsdichte Beweis für die Richtigkeit der in Schleswig-Holstein betriebenen Politik einer, so Ministerialrat Alfred Kuhn vom Innenministerium, „Bürgernähe der Polizei" sein: Niemand hat es im Lande weiter als sechs Kilometer bis zum nächsten Polizeiposten oder Revier, während etwa die Bayern unter Umständen erst nach 15 Kilometern einen Polizisten finden. Die kurzen Wege förderten eine „hohe Anzeigenbereitschaft der Bevölkerung" (Kuhn), und das „Dunkelfeld", die Zahl der nicht polizeibekannt gewordenen Delikte, sei mithin geringer als anderswo.

Das mag jedoch allenfalls auf Feriengäste zutreffen, denen etwa hinter dem Strand das Auto oder im Quartier der Koffer aufgebrochen wird und die nun den Schaden, so gering er auch sein möge, aus versicherungsrechtlichen Gründen auf jeden Fall bei der Polizei melden. Überzeugende Belege aber fehlen auch für diese Vermutung; im Gegenteil: Kriminologen wissen, daß gerade in ländlichen Regionen, die in Schleswig-Holstein überwiegen, die Bevölkerung dazu neigt, „vieles unterderhand zu regeln" (Hellmer).

Die noch ausstehende wissenschaftliche Erforschung könnte laut Hellmer folgende Lösung für die kriminellen schleswig-holsteinischen Rätsel liefern: „Möglicherweise ist das Verhältnis der Menschen zueinander" im deutschen Norden „besonders gestört". ◆



OKAL-Werk Schwarzwald
Otto Kreibaum KG
7820 Titisee-Neustadt 1 Postfach 1280
Telefon 07651/1036 Telex 07722315

Informations-Kupon

Wir wollen schnell zum Festpreis einen
☐ Hallenbau (Produktions- oder Lagerhalle, Verkaufs- oder Ausstellungsgebäude o. ä.) für Industrie, Handwerk, Handel oder Sport
☐ Kommunalbau (Schule, Kindergarten, Wohnheim o. ä.)
☐ sonstigen Zweckbau, und zwar

____

bauen. Schicken Sie uns detaillierte Unterlagen, damit wir Ihnen konkrete Angaben machen können, über die sich ein Gespräch führen läßt.

Kupon ausschneiden, auf eine Postkarte kleben und – heute noch – einsenden an:
OKAL-Werk Schwarzwald
7820 Titisee-Neustadt 1
Postfach 1280
Abteilung SP HD

____
Institution/Firma
____
PLZ/Ort
____
Straße
____
z. Hd. Herrn

Unsere Hallenbau-Erfahrung hilft Ihnen, Probleme zu lösen.

Personalprobleme, Planungsprobleme, Organisationsprobleme …

Für Produktions- und Lagerhallen, Werkstätten, Bürogebäude, Verkaufs- und Ausstellungsbauten – kurz für Gebäude der Industrie, des Handwerks und des Handels – haben wir eigene Spezialisten, die maßgeschneiderte Lösungen für Sie entwickeln.

Wenn es darauf ankommt, ein ausgewogenes Verhältnis zwischen Aufwand und Leistung zu finden, schließen fortschrittliche Baumethoden mit rationellen Großtafel-Elementen die Lücke zwischen Wunsch und Wirklichkeit.



Unsere Experten lösen die schwierigsten Probleme, die bei der Planung, der Gestaltung oder der Durchführung Ihres Bauvorhabens auftreten können.

Fragen Sie also OKAL. Das Know-how des größten Fertighausherstellers Europas steht Ihnen zur Verfügung. Und das erspart Ärger und gewinnt Ihnen Vertrauen.



La Grande Liqueur Française

BÉNÉDICTINE



Pleite-Objekt Altmünster-Center in Mainz: „Die Banken kommen mit schwindelerregenden Forderungen"

Pleitenjahr 75: „Wie schön ein Konkurs ist"

SPIEGEL-Report über Theorie und Praxis deutscher Insolvenzen

Auf 15 Milliarden Mark im Jahr, den Umsatz des VW-Konzerns, schätzen Fachleute den Schaden, der in Deutschland durch Pleiten entsteht. Zur Kasse müssen meist kleine Handwerker und mittlere Unternehmer, seltener die Pleitiers selber und fast nie Großgläubiger oder gar Banken. Wenn die Bevorrechtigten sich aus der Masse bedient haben, ist das Geld alle: Das deutsche Konkursrecht gilt als das antiquierteste der Welt.

Heinz Mosch, Deutschlands ehedem größter privater Wohnungsbau-Unternehmer, bedauert seine Gläubiger.

Mit drei Millionen Mark, so hatte der Baulöwe aus Wiesbaden noch vor kurzem kundgetan, werde er seinen Lieferanten und Bauhandwerkern für jede Mark, die er ihnen seit langem schuldet, bare 35 Pfennig zurückzahlen. Damit wollte sich Mosch den Gang zum Konkursrichter ersparen.

Aber der Vergleich, obzwar er die gesetzliche Mindestquote von 35 Prozent der Forderungen bot, kam nicht zustande. Die Banken mochten sich von Mosch mit den Grundstücken und Wohnungen, die sie ihm finanziert hatten, nicht abspeisen lassen und stießen den Herrn vom Bau, der bei ihnen mit rund einer Milliarde Mark in der Kreide steht, vom Gerüst. Moschs Drei-Millionen-Spende, die er — vor der Pleite zwar, aber nicht vor dem Ruin — aus seiner Privatschatulle offerierte, gilt nicht mehr, seit er Konkurs anmelden mußte — die Firmenkasse ist leer, und ärger noch: „Die Banken kommen mit schwindelerregenden Forderungen", barmt der Bankrotteur, „geschädigt wird der kleine Handwerker."

Ebenso wie Mosch müssen immer mehr Unternehmer vor den Insolvenzrichter treten, außer den Opfern der Strukturkrisen in etlichen Branchen vornehmlich jene Konjunkturartisten, die aus Krediten Gewinne zauberten. Während in vielen Unternehmen Kurzarbeit und Arbeitslosigkeit grassieren, müssen Konkursverwalter Überstunden machen.

Von Januar bis Ende Juli erhöhten sich die Insolvenzen gegenüber dem Vorjahr um 28,7 Prozent. 5342 Leidtragende hasteten zu den Amtsgerichten, um Konkurs oder Vergleich anzuzeigen — in sieben Monaten 1010 mehr als im gesamten Rezessionsjahr 1967.

Das große Sterben begann, als die Bundesbank das Geld knapp und teuer machte und die Konjunkturflaute die Zahl der Pleiten 1973 erst um 20,5 Prozent und dann im vergangenen Jahr noch einmal um satte 40 Prozent in die Höhe trieb. 1974 waren es genau 7722 Insolvenzen, fast 80 Prozent mehr als 1967. Selbst



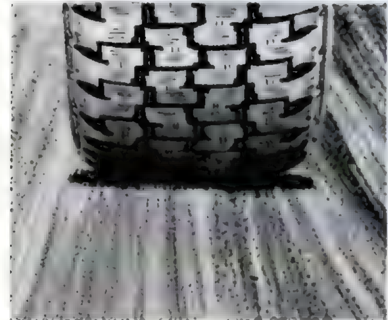
Pleite-Unternehmer Mosch
„Geschädigt wird der kleine Mann"

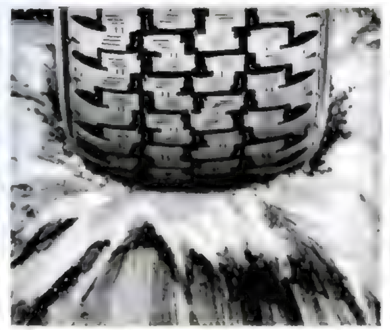
Fulda Kristall

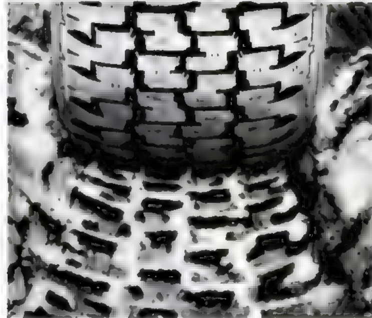
Kein Winterwetter hält ihn

Der deutsche Winter besteht nicht nur aus Matsch und Schnee.
Darum ist der Fulda Kristall mehr als ein M+S-Reifen.
Er ist ein Allwetter-Winterreifen!

KRISTALL WINTER STEEL









Trocken

Durch Stahlgürtel viele Kilometer mehr. Erstklassige Fahreigenschaften auch auf trockener Straße; daher Montage schon vor Winterbeginn möglich.

Regen

Hervorragende Straßenhaftung durch tausendfach lamelliertes Profil.

Matsch

Sicherer Durchgriff der Profilstollen auf die Fahrbahn durch breite Längs- und Querrillen.

Schnee

Beste Kraftübertragung und Spursicherheit durch scharfkantiges Doppelblockprofil.



Kristall! Der Allwetter-Winter

eine so reiche Sippe wie die von Waldburg zu Wolfegg und Waldsee läßt ihre Fertighaus-Firma Heba pleite gehen.

Aus dem von Marktwirtschaftlern als Reinigungsprozeß mißverstandenen Pleitenboom gehen die Delinquenten nur selten geläutert und mit sauberer Weste hervor. „Die Masse der Insolvenzen“, behauptet Kölns Leitender Oberstaatsanwalt Günter Bähr, „ist in ihrem Endstadium krimineller Natur.“ Sein Kollege Rudolf Müller in Hof bestätigt: „Etwas ist immer drin.“

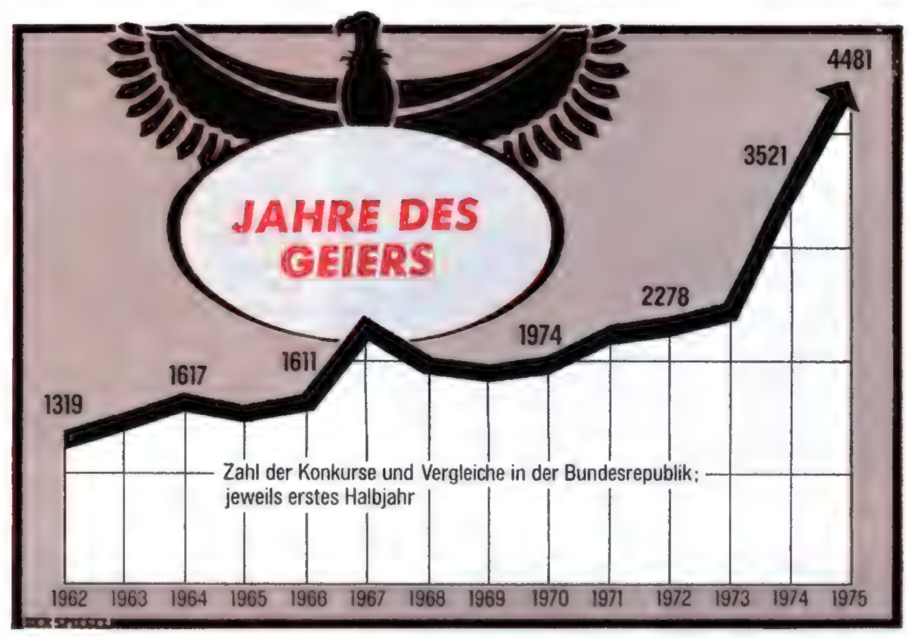
Der in Ehren ergraute Unternehmer, der gebrochen vor den Konkursrichter tritt, ist inzwischen Legende: „In den meisten Fällen“, berichtet Richter Wilhelm Uhlenbruck, „stellen die Gläubiger Konkursantrag, und oft wenn kaum Aktivvermögen mehr vorhanden ist.“

Bonn müsse der unguten Entwicklung mit einer „großen Insolvenzrechtsreform“ begegnen, fordert der Heidelberger Professor Friedrich Weber von der Kommission zur Reform des Wirtschaftsstrafrechts schon seit Jahren. Und Bundesjustizminister Hans-Jochen Vogel gelobte, es werde „Abhilfe geschaffen“. Zunächst, verhieß der Minister, müsse eine „umfassende Rechtstatsachenforschung auf dem Gebiete des Insolvenzrechts“ die Grundlagen für die fällige Reform liefern.

Die Zeit drängt. Denn die als „Perle“ und als „das trefflichste der Reichsjustizgesetze“ gepriesene Konkursordnung (KO) aus dem Jahre 1877 ist längst heillos antiquiert: Statt die Gutgläubigen unter den Gläubigern zu schützen, verschafft das Jahrhundertwerk gewieften Pleitiers allerlei Schlupfwinkel und Fluchtwege. Zwar regelt das Gesetz den Gang des Verfahrens und verbietet, Firmenvermögen auf Kosten der Gläubiger zu verwirtschaften und beiseite zu schaffen. Doch die Straftatbestände der KO — und sie nicht allein — gehören, so der frühere Stuttgarter Oberlandesgerichtspräsident Richard Schmid, „zu den verworrensten und altmodischsten des geltenden Strafrechts“.

Bankrott-Profis entwischen dem Kadi.

Die Gerichte sind fast immer überfordert, wenn Konkursdelikte verhandelt werden. Ehe es zur Verurteilung kommen kann, muß der Nachweis überaus feinsinniger Tatbestandsmerkmale gelungen sein. Betrügerischen Bankrotteuren zum Beispiel muß nicht nur der Betrug selbst, sondern auch die Schuld nachgewiesen werden: daß sie ihre Gläubiger bewußt und mit „Absicht“ betrogen haben, laut Bundesgerichtshof, mit dem „bestimmten, auf diesen Erfolg gerichteten Willen ... die Konkursgläubiger in ihrer Gesamtheit (zu) schädigen“.



So werden auch mehr Strafverfahren eingestellt als eröffnet. 1973 wurden bei 5515 Insolvenzen im Bundesgebiet 96 KO-Delinquenten verurteilt, vor 20 Jahren, bei 5338 Pleiten, waren es immerhin noch 149. „Wir stochern mit der Kuchengabel in einem Heuhaufen herum“, klagt der Frankfurter Staatsanwalt Friedrich Hoffmann.

Vor Anfechtungsklagen sind Insolvenzdelinquenten um so sicherer, je gründlicher sie vor der Pleite die Firmenkasse ausgeräumt haben. Denn gerade im massearmen Bankrott kann der Konkursverwalter kaum klagen, weil „die Anfechtungstatbestände der Konkursordnung viel zu kompliziert und zum Teil wirklichkeitsfremd“ sind (so Richter Wilhelm Uhlenbruck).

Überdies trägt der Konkursverwalter das Prozeßkosten-Risiko allein. Verliert er den Prozeß, können die Gläubi-



Stilliegender Calair-Jet: Begrenzte Haftung



Architektin Kressmann-Zschach: Quote Null



Bankrotte Fertighausfabrik Heba: Durchlaucht wollte nicht mehr

ger wegen Masseverschleuderung bei ihm Regreß nehmen. „Armenrecht für den Konkursverwalter" forderte deshalb Professor Ernst Jäger schon seit Jahren.

Nach allem nimmt es nicht wunder, meint Walter Zirpins, Senior der deutschen Wirtschaftskriminalistik, wenn unverbesserliche „Stehaufmännchen", Konkursifex genannt, in der Pleite „nur noch eine Art Sammlung kaufmännischer Erfahrungen und bloßen Übergang zu größeren Neuanfängen" sehen.

Selbst in Fällen eindeutigen Betruges dürfen Insolvenzsünder zuversichtlich sein, daß ihnen — mangels Beweises — Arges nicht widerfährt: Rückdatierte Verträge, abgesicherte Vermögensverschiebung zwischen Familienangehörigen kurz vor der Pleite, weiß Uhlenbruck, sind längst zur Regel geworden.

Ohnehin können Wirtschaftskriminalisten und -staatsanwälte die Flut dubioser Insolvenzen nicht mehr bewältigen. „Wer sich einmal die Mühe macht, nicht verfolgte Insolvenzdelikte und die unterschiedlichen Einstellungsverfügungen der Staatsanwaltschaften im Bundesgebiet zu überprüfen, wird von einem Gruseln befallen", resümiert Oberstaatsanwalt Rudolf Müller.

Immer mehr Bankrotteure fanden denn auch nichts dabei, „auch noch die Reste zu verblitzen" (so der Frankfurter Konkursverwalter Wilhelm Andreas Schaaf). Die Deckungsquote der 1974 abgewickelten Konkurse lag für die normalen Gläubiger bei fünf Prozent: Für die Lieferanten und Handwerker, für die kleinen Darlehnsgeber oder Geschäftspartner war die Mark bloß noch fünf Pfennig wert.

Bei zwei Dritteln aller statistisch erfaßten Konkursanträge gehen die Gläubiger gar völlig leer aus. Die Konkurse werden „mangels einer die Kosten des Verfahrens deckenden Masse" gar nicht erst eröffnet oder eingestellt.

„Die guten Zeiten sind vorbei, da der ehrbare Kaufmann mit eigenem Vermögen wirtschaftete und seinen Gläubigern auch im Konkursfalle eine verwertbare Masse hinterließ", meint Oberstaatsanwalt Günter Bähr. Vor dem Deutschen Anwaltstag meldete der Hamburger Insolvenzrechtler Joachim Kilger den „Konkurs des Konkurses" an.

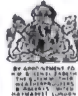
Wie wenig die derzeitigen Gesetze gegen den Pleitevirus auszurichten vermögen, zeigt die wachsende Wucht der Insolvenzen. Konkurse mit Millionenforderungen haben sich seit der Rekordmarke von 280 Großinsolvenzen im Rezessionsjahr 1967 auf 1004 im vergangenen Jahr fast vervierfacht, und im ersten Halbjahr 1975 sind es schon wieder 537. Nur 15,7 Prozent der Konkurse des letzten Jahres waren Millionen-Pleiten, aber 86 Prozent aller Gläubigerforderungen entfallen auf sie.

Dabei steigt die Kurve der Verluste steiler als die Zahl der Konkurse. Bei immer mehr Unternehmen bleibt, wenn es kracht, immer weniger übrig. Nicht weniger als 7,2 Milliarden Mark verlangten im vergangenen Jahr die Gläubiger von ihren Schuldnern — zweimal mehr als 1973 und viermal so-

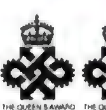
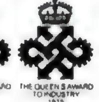
The English look is the Burberry look.

Lord Lichfield und Lady Annunziata Asquith von Lord Lichfield fotografiert. Er trägt den Hamilton, ein einreihiger Trenchcoat mit separatem Futter und Kragen aus handgewebtem Irish Tweed. Sie trägt den Elgin, eine mit Irish Tweed gefütterte Baumwoll Gabardine Jacke (der Kragen ist entfernbar) und einen dazu passenden Faltenrock. Nur zwei von vielen Modellen, die Sie in den Burberrys Häusern in London, Paris und Brüssel und in führenden Fachgeschäften in der ganzen Welt erhalten können. Weitere Information gibt Ihnen gerne: Burberrys of London, 4000 Düsselforf, Königsallee 60, Ruf (0211) 32 14 39.

Burberry and Burberrys are registered trade marks of Burberrys Limited



viel wie 1972. Die „tatsächlichen Insolvenzschäden" indes, schätzt der Kölner Konkursrichter Uhlenbruck „vorsichtig", liegen bei mindestens 15 Milliarden Mark — das ist in etwa der Weltumsatz des VW-Konzerns.

Die „Konkurse enden mangels Masse, obgleich es an Masse nicht mangelt", weiß der Bremer Rechtsanwalt Hans-Richard Schulze, einer der Borgward-Liquidatoren. Denn: „Der Konkurs ist bereits subkutan ausgehöhlt, bevor er überhaupt beginnt."

Privilegierte bedienen sich vorweg.

So machte das Restvermögen der gescheiterten Lagerhausfirma Overmyer GmbH eine Halle bei Frankfurt und elf Hektar Vorratsgelände am Hamburger Elbtunnel aus — 9,9 Millionen Mark. Längst aber hatten sich die Großgläubiger sämtliche Werte gesichert. Die kleinen Gläubiger müssen ihre Forderungen von etwa 2,5 Millionen Mark voll als Ausfall abschreiben.

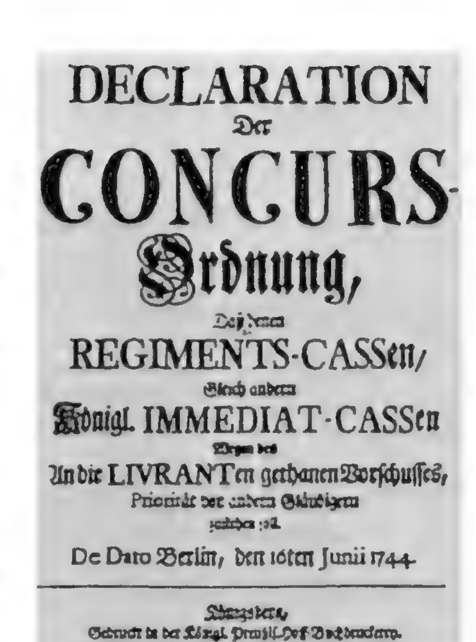
Es sei der Normalfall, bestätigt Uhlenbruck, daß „smarte Gläubiger vielfach rechtzeitig vor Einleitung des Verfahrens die Masse durch ‚konkursfeste' Sicherungen gänzlich ausgeplündert haben".

Eigentlich, in der Theorie, gilt in der Pleite gleiches Recht für alle. „Zweck des Gesetzes" sei, definierte der Bundesgerichtshof die Konkursordnung, „zu verhindern, daß noch nach Offenbarwerden der Krise einzelne Gläubiger sich Deckung verschaffen und dadurch das Prinzip der gleichen Behandlung aller Konkursgläubiger durchlöchert wird". Und Paragraph drei der Konkursordnung bestimmt das Restvermögen des sogenannten Gemeinschuldners ausdrücklich „zur gemeinschaftlichen Befriedigung aller".

In Wahrheit aber ist der Konkurs heute eine „Domäne des Faustrechts" (Kilger) und das Gleichheitsprinzip der Gemeinschaft der Geschädigten „eine Farce" (Uhlenbruck). Das Konkursreglement aus der Jugendzeit Kaiser Wilhelms nämlich setzt ein Zweiklassenrecht: Privilegierte Gläubiger dürfen sich vorweg aus der Masse bedienen, die vielen anderen Gläubiger tragen die Kosten.

Nach geltendem Konkursrecht wird aus der Masse vorab „ausgesondert", was dem Schuldner, weil unter Eigentumsvorbehalt geliefert, nicht gehört. „Abgesondert" wird, was mit Pfandrechten, wie etwa Hypotheken, belegt ist. Werner Klingenberg-Kinder, Wirtschaftsdezernent im hannoverschen Landeskriminalamt: „Auf die Guten und die Frommen läßt der Herr die Reste kommen."

Viel ist das nie. Denn das Aus- und Absonderungsrecht der KO, vor 100 Jahren kodifiziert, entartete inzwischen zu einem raffinierten System von erweiterten und verlängerten Eigentumsvorbehalten, Verarbeitungsklauseln, Sicherungsübereignungen, Vorausabtretungen oder gar Globalzessionen – „eine der übelsten Erscheinungen, das sollte man verbieten" (Rechtsanwalt Wilhelm Andreas Schaaf).



DECLARATION
Der
CONCURS-
Ordnung,
REGIMENTS-CASSen,
Königl. IMMEDIAT-CASSen
An die LIVRANTen gethanen Vorschusses,
De Dato Berlin, den 16ten Junii 1744.

Konkursordnung von 1744
„Domäne des Faustrechts"

„Die gelieferten Waren bleiben bis zur endgültigen Bezahlung unser Eigentum", lautet etwa ein einfacher Eigentumsvorbehalt, oder es heißt: „Werden die von uns gelieferten Gegenstände verarbeitet, so tritt der Käufer bereits jetzt sein Eigentums- und Miteigentumsrecht sowie die aus der Verarbeitung resultierenden Forderungen an Dritte an uns ab."

Als die Rewe-Vema GmbH Rhein-Main mit 72 Verbrauchermärkten und



Konkursrichter Uhlenbruck
„Gleichheit ist eine Farce"

und ewig lockt das Bild

Gleich einem Geheimnis umgibt Faszination die System-Fotografie. Deren Ursache liegt jedoch nicht allein in den erweiterten Möglichkeiten, die Atmosphäre verzauberter Stunden oder die Spontaneität des Augenblicks mit gesteigertem Leistungspotential einzufangen.
Der wahre Grund verbirgt sich vielmehr in dem Anspruch, eine neue Welt zu entdecken, die der normalen Fotografie verborgen bleibt. Eine Welt, die Bildgestaltung mit dem Erfassen des nicht mehr Wahrnehmbaren bis hin zu ungreifbaren Fernen in sich vereint.
Aus der Bewährung in der Praxis resultiert der Nutzen für die Entscheidungsfindung der anspruchsvollen Amateurfotografie. Hier beweist sich die Richtigkeit einer Konstruktions-Philosophie.

Die Wahl zur KAMERA DES JAHRES durch das britische Fachmagazin „Practical Photography" sowie eine in der Bedeutung gleichzusetzende Wertung in USA wurden zur Krönung für eine kameragewordene Idee und ihr System: Olympus OM-1.
Der Welt kleinste und leichteste Spiegelreflexkamera 24 x 36 mm mit Offenmessung. Eingebettet in eines der kultiviertesten Systeme.
Mit vereinfachter Einstellscheiben-Austauschmethode, die in Verbindung mit dem Vari-Winkelsucher die Alternative zu voluminösen Sucher-Auswechselsystemen bildet.
Glanzlichter feinoptischer Präzision füllen die reiche Auswahl an Wechselobjektiven mit Blendenautomatik und unübertroffener Schärfenleistung.
Technologische Höhepunkte im Vergleich zu konventionellen Spiegelreflexkameras liegen in der Reduzierung an Volumen und Gewicht um etwa ein Drittel sowie in der Geräuschdämpfung des Verschluß- und Spiegelablaufs um über die Hälfte.
Gleichbedeutend revolutionär ist ein um 70% helleres und 30% größeres Sucherbild.
Mit Objektiv-Bajonettfassung aus diamantgefrästem Edelstahl und Schlitzverschluß perfektester Bauart.
Der in konstruktiver Konsequenz ultrakompakt ausgelegte Motoransatz erlaubt bis zu 5 Aufnahmen pro Sekunde.
Olympus OM-1. Mit Ausstattungsmerkmalen, von denen andere nur träumen.

OLYMPUS



Präzision hat
einen neuen Namen



Olympus Optical Co. (Europa) GmbH., Produktgruppe Foto, 2000 Hamburg 1, Steindamm 105
Schweiz: Bopp AG., Winzerhalde 97, 8049 Zürich
Österreich: Goëss & Co., 1030 Wien 3, Rennweg 2

OE 012 LEWERENTZ AD


BECK'S BEER
Es gibt doch ein Bier auf Hawaii.

190 Millionen Mark Jahresumsatz unlängst zusammenbrach, reklamierte die Rewe-Zentrale in Köln, gestützt auf gültige Verträge, sämtliche Anlagewerte, Waren und Konten für sich und ließ die vielen weiteren Gläubiger auf Millionenforderungen sitzen — Konkurs entfällt mangels Masse.

„Wer heute über die Wupper geht“, plaudert der Wiesbadener Konkursverwalter Hans-Jörg Hofmann, „ist mausearm und hat überzogene Konten.“ Bei der Baubetreuungsgruppe Niedersachsen Rudolf Engelhardt in Hannover (Schuldenstand: 239 Millionen Mark), die unter anderem das Olympia-Hotel in Kiel-Schilksee baute, war ein Restvermögen von 131 Millionen Mark mit Aus- und Absonderungsrechten über 130,5 Millionen Mark belegt, 0,6 Millionen Mark waren für rückständige Löhne fällig. Konkursverwalter Egon Kretschmer: „Keiner kriegt etwas, nicht einmal der Konkursverwalter.“

Den Hauptmißstand im Konkurs sehen kompetente Kritiker in dem überzogenen Sicherungssystem. Es ermöglicht Geschäftemachern, ohne allzu großes Risiko selbst hoffnungslos überschuldeten Unternehmen ihre Waren zu verhökern — und nach der Pleite zu Lasten aller anderen Kasse zu machen.

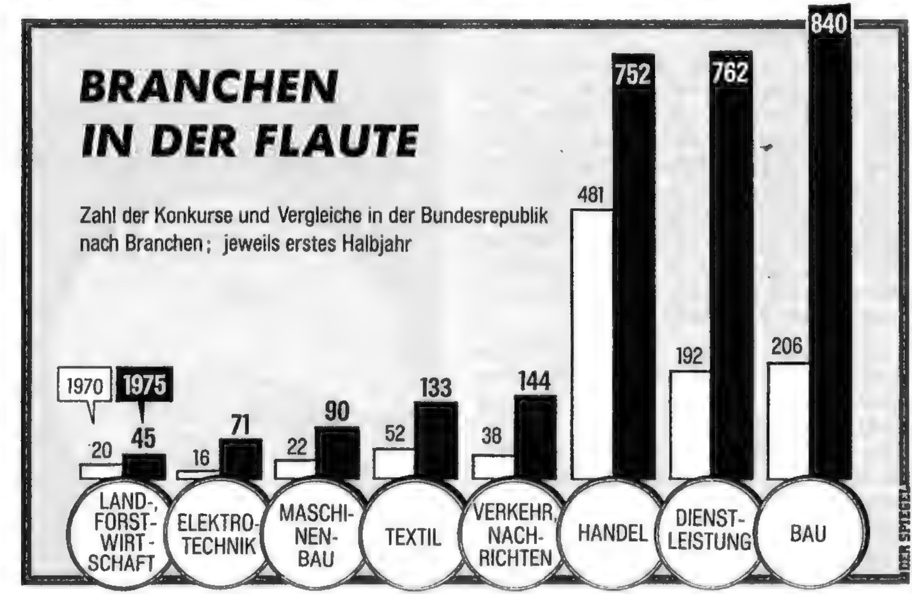
Nach dem Zusammenbruch der Maschinenfabrik Ludwig Maurer KG in Malterdingen etwa präsentierten Lieferanten bis zu neun Monate alte Forderungen über 20 Millionen Mark und begehrten die rasche, vor allen anderen Gläubigern ausgesonderte Herausgabe. Auch nicht wenige der 600 Lieferanten, die der maroden Walther Büromaschinen GmbH in Gerstetten „in sehr bedenklicher Weise Zahlungsziel-Kredit eingeräumt hatten“ (Konkursverwalter Hans-Richard Schulze), gingen „mit Millionenforderungen in die Konkurstabelle ein“.

Im Falle der Heilbronner Tiefbaufirma Friedrich Glass GmbH & Co. KG bedienten sich die Gläubiger selbst, auf einer großen Autobahnbaustelle war nach der Pleite eine Dose Rattengift alles, was übrigblieb. Auf Baustellen der Werner Freitag KG sah es aus, erinnert sich der Konkursverwalter, „als seien die Hunnen darübergezogen“.


Sanierungs-Objekt Sonnenring bei Frankfurt: „Die Hunnen waren da“

In feineren Branchen geht es kaum nobler zu. Vorrechtsgläubiger erzwingen nicht selten ihren Vorteil „mit einstweiligen Verfügungen, ohne Rücksicht darauf, welche Folgen das für den Betrieb und die Gesamtheit der Gläubiger haben könnte“ (Konkursverwalter Schulze).

Am routiniertesten gehen die Geldprofis vor, den anderen Leidensgenossen zumeist durch einen erheblichen Informationsvorsprung ohnehin überlegen. Die Herren der Dresdner Bank etwa hatten sich „für die bestehenden bzw. zukünftig in Anspruch zu nehmenden Kredite“ von der Wiesbadener Lebensmittelgroßhandlung Kurt Pfister + Co. gleich „alle gegenwärtigen und zukünftigen Kundenforderungen“ im voraus abtreten lassen. Als die Firma fallierte, gehörten 150 000 Mark Aktiva der Bank. Allen anderen Gläubigern, die Ansprüche auf insgesamt 350 000 Mark geltend machten, blieb keine müde Mark.



Gestorben wird, wenn die Bank ihr Geld hat.

Oder: Am Tage nach dem spektakulären Zusammenbruch der Stumm-Handel GmbH teilte die Westdeutsche Landesbank, bis dahin stets spendable Geldgeberin des maroden Unternehmens, der verdutzten Stumm-Klientel mit, daß die Banken, bei denen die Stumms mit 268 Millionen Mark in der Kreide standen, sich alle Außenstände hatten übereignen lassen.

Umsichtig handelte auch die Deutsche Bank. Sie hatte sich drei Tage vor dem Ende der Eisengießerei Hardenberg GmbH rasch die noch freien Außenstände abtreten lassen. Um das Unternehmen nicht vorher untergehen zu lassen, was ihren Kredit gefährdet hätte, lösten die Deutschbankiers sicherheitshalber sogar noch einen ungedeckten Wechsel ein — erst dann durfte die GmbH sterben.

Nach der Pleite füllte die Bayerische Vereinsbank, heftig bemüht, beim Zusammenbruch ihres Kunden glimpflich davonzukommen, das Minuskonto der Grochut + Co. KG in Aindling mit eingehenden Zahlungen auf — Rechtens

gehörten die Gelder schon in die Masse.

Ähnlich gedachte die Deutsche Bau- und Bodenbank, 3,1 Millionen Mark aus dem Crash des pfälzischen Bauträgers Hermann Luppert zu retten, zu dessen Beratern der Finanzexperte der CDU-Bundestagsfraktion, MdB Albert Leicht, gehörte. An dem Tag, als Luppert leere Kasse anzeigte, buchte die Bank den Betrag aus dem notleidend gewordenen Firmenkonto zu Lasten eines ahnungslosen Käufers um, der mit der Bank über eine Finanzierung verhandelt hatte. „Schweres Jahr gut gemeistert", meldete das Institut später.

Die Zinsen-Sense mäht den Rest.

Meist drängen die Banken darauf, die Pfandobjekte möglichst schnell zu Geld zu machen, selbst wenn ein langwieriges, aber einträgliches Abstoßen der Restwerte im Interesse der übrigen Gläubiger liegt. Auch alle Versuche, etwa durch Aufarbeitung von Restmaterial die der Gläubigergemeinschaft zustehende Masse anzureichern, treffen auf allenfalls mäßige Begeisterung. Denn den Banken geht es im Konkurs nicht zu schlecht: Den Differenzbetrag zwischen dem Versteigerungserlös und ihrer Hypothekenforderung melden sie vorrangig zur Konkurstabelle an.

Auch müssen zugunsten der Bevorrechtigten, aber zu Lasten der Masse vorab die Kosten für das Sicherungsgut — Grundstücke und Gebäude — berichtigt werden: Grundsteuer, Anliegergebühren, Müllabfuhr, Strom, Wasser, Heizungskosten, Fensterscheiben-, Feuer- und Haftpflichtversicherungsprämien, Einzäunung und Beseitigung von Autowracks und Schutt.

„Explosionsartig zerrissen" (Walter Zirpins) wird die Masse gar, wenn die Institute auf ihre Sicherungsrechte pochen. Denn die Banken genießen das Privileg, daß ihre Forderungen weiter verzinst werden.

„Zinsen und die Nebenansprüche", jammert Rechtsanwalt Schaaf, „das ist die Sense beim Konkurs." Neben den weiterlaufenden Zinsen nämlich kassieren die Geldverleiher obendrein ein Prozent Verzugszinsen monatlich und fünf Prozent Vorfälligkeitsentschädigung. Bei Heinz Mosch zum Beispiel tickt die Zinsen-Uhr (Konkursverwalter Gerhard Hempel: „Elf Prozent und mehr") seit dem April 1974.

Bei dem Bremer Makler Wilhelm Lohmann — gemeinsam mit dem Duzfreund und Genossen Richard Boljahn („König Richard") als „Millionen-Willi" im „größten Grundstücksskandal der Nachkriegszeit" („FAZ") bekannt geworden — hatten die Banken sich selbst bedient: Als Lohmann seine Insolvenz anmelden mußte, waren zwölf Institute auf Lohmann Im-



Bau-Berater Leicht
„Schweres Jahr gut gemeistert"

mobilienbesitz hoch überversichert. Die Bankverein Bremen AG etwa hatte 14,3 Millionen Mark ausgeliehen, aber 19,9 Millionen Mark eingetragen.

Mittlerweile haben Zinsen und Kosten die Millionen aufgezehrt, selbst für Konkursverwalter Schulze („Dies ist ein officium nobile") bleibt kein Pfennig.

Das Zinsprivileg tröstete auch über die herben Enttäuschungen hinweg, die Gläubigerbanken erfahren mußten, als sie versuchten, die von ihnen beliehenen Immobilien meistbietend versteigern zu lassen. Die Hessische Landesbank zum Beispiel, die erst mühsam das Frankfurter Bauobjekt Sonnenring sanieren mußte, blieb auf der Ruine des Speyerer Wetterstein-Seniorenheims des Münchner Baulöwen Georg Hubmann sitzen — niemand bot für das einst auf 108 Millionen Mark veranschlagte Projekt.

Der berühmte Steglitzer Kreisel der Berliner Stararchitektin Sigrid Kress-

ALTER SCHÜTZT VOR PLEITE NICHT

Von je 100 Konkursverfahren in der Bundesrepublik richteten sich 1974 gegen Unternehmen im Alter von

unter 6 Jahren: 56

6 bis 16 Jahren: 28

über 16 Jahren: 16

(berücksichtigt sind nur Firmen mit statistisch verwertbarer Altersangabe)

Jetzt Niedrig-Zinsen für den Kredit vom Girokonto. Testen Sie unser Angebot!

Mal ehrlich – wer hat nicht ab und zu Wünsche, die mehr Geld kosten, als man gerade flüssig hat? Schließlich gehört es doch zu den Annehmlichkeiten des Alltags, dann und wann von Sonderangeboten für Kleidung, Reisen, Hobby oder Einrichtungen spontan Gebrauch machen zu können. Mit einem Dispositionskredit vom Girokonto ist das kein Problem; besonders jetzt nicht: denn Niedrig-Zinsen und günstige Angebote lassen Ihre Wünsche Wirklichkeit werden.

Wußten Sie z. B., daß ein Dispositionskredit von 1.000 DM für 10 Tage derzeit nur 2,70 DM Zinsen kostet, das entspricht einem effektiven Zinssatz von 9,75%.

Über den Dispositionskredit können Sie verfügen, wann immer Sie wollen.
Zeitpunkt und Art der Rückzahlung bestimmen Sie selbst.
Nur einmal, eben am Anfang, sollten Sie mit Ihrem Sparkassenberater darüber sprechen. Er erwartet Sie gerne.



mann-Zschach, auf 130 Millionen Mark taxiert, steht am 11. November zum zweitenmal zur Versteigerung. Mit „Quote null“ endet auch diese Pleite, schätzt Konkursverwalter Wolfgang Hain.

Auf der Zwangsversteigerung des Schlosses von Niederflorstadt, das der Motoporter Nutzfahrzeuge GmbH gehörte, wurden statt der geforderten 1,36 Millionen Mark ganze 180 000 Mark geboten. Die Residenz des früheren Bremer Holzkaufmanns und erfolgreichen Aktienhändlers Hermann Krages, die Makler Wilhelm Lohmann einst für 950 000 Mark erworben hatte, kam jetzt für 420 000 Mark unter den Hammer.

Lohnend finden es Banken gelegentlich, über vorgeschobene Tochterfirmen ihre Objekte selbst zu ersteigern, wie etwa die Norddeutsche Landesbank (Nola) das „Kosmotel“ des Hans W. Langner am Lüneburger Kurpark. Nola-Grundbuchforderungen: 21,25 Millionen Mark, Versteigerungszuschlag: 16 Millionen Mark. Solche Okkasionen lassen sich später in besseren Zeiten profitabel verwerten — der Ausfallbetrag indes erscheint sofort als Konkursforderung.

An den vielen Vorrechten stirbt auch mancher Versuch, den Konkurs durch einen gerichtlichen Vergleich abzuwenden. Noch 1954 waren 23,5 Prozent aller Insolvenzen Vergleiche, im Vorjahr waren es nur noch sechs Prozent.

Im Vergleichsverfahren, das — im Gegensatz zum Konkurs — nur der Schuldner selbst beantragen kann, strebt der Schuldner einen Teilerlaß seiner Schulden an. Dazu muß er den Gläubigern wenigstens 35 Prozent ihrer Forderungen erfüllen.

Bei der Baugemeinschaft Donau Schwaben GmbH in Biberach etwa kam dieses glimpfliche Verfahren gar nicht erst in Gang, weil die bis zur Verwertung der Grundstücke und Häuser zu rund 5,6 Millionen Mark auflaufenden Bankzinsen das verbliebene Vermögen auffraßen.

Besonders ärgert Heinz Moschs Konkursverwalter Gerhard Hempel und viele seiner Kollegen, daß viele Geldinstitute zuvor „wahllos Kredit“ gaben. Die Deutsche Bau- und Bodenbank beispielsweise, fürchtet Hempel, wird sechs Millionen Mark Ausfall anmelden. Sie belieh ein Mosch-Grundstück bei München mit acht Millionen Mark — nur ist es mangels Bauerlaubnis wesentlich weniger wert. Dem Baulöwen Werner Freitag hatte die feine Vereinsbank in Nürnberg ein Baugelände im Verkehrswert von 616 000 Mark mit einer vollen Million beliehen.



Bankrotteur Bauer (r.), Freund: Ein 250-Millionen-Rad gedreht

Auch dem Mannheimer Strebelwerk, der zweitgrößten deutschen Gußheizkesselfabrik, vertrauten Institute wie die Deutsche Bank und die Industriekreditbank — absonderungsgesichert — 70 Millionen Mark an, ohne sich groß um die Verwendung der Kredite zu kümmern. Strebel finanzierte damit denn auch nicht etwa Investitionen, sondern — nach Art der Deutschen Bundesbahn — die wachsenden Verluste sowie die Zinsen für die aufgelaufenen Schulden.

Bankverluste treffen, geht alles schief, auch die solide Kundschaft durch Verteuerung der Kredite und erhöhte Sicherheiten. Minusposten können überdies in den Bilanzen als uneinbringliche Forderungen ausgewiesen und so dem Staat angelastet werden.

Das System der „konkursfesten Sicherungen“ ist deshalb gemeingefährlich, weil jene Betriebe, die in Wahrheit von Großgläubigern und Banken längst ausgeschlachtet sind und buchstäblich nichts mehr besitzen, bis zuletzt als solvente Unternehmen ausgegeben werden. Selbst über Firmen, die von der Gründung an rein nichts besitzen, zaubern jene, die sich zuerst bedienen können, lange, oft zu lange einen Glanz von Seriosität.

Das geltende GmbH-Recht begünstigt solchen Schwindel. Wer nur einen — zudem selbstgeschätzten — Sachwert von 5000 Mark in ein Geschäft einbringt, darf eine GmbH gründen. Niemand prüft die Eröffnungsbilanz oder gar Jahresabschlüsse. Die GmbH (Volksmund: Gehste mit, biste hin) ist „die mit Abstand insolvenzträchtigste Rechtsform“, fand der Kölner Betriebswirt Professor Hans Büschgen, „ein Extremfall von unzureichender Publizität und von begrenzter Haftung“.

Gesellschafterdarlehen sind ein beliebter Trick, das Risiko einer mit reichlich knapper Kapitaldecke ausgestatteten GmbH vollends auf die Gläubiger abzuwälzen. So hatte die Deutsche Lufthansa ihre längst konkursreife Tochter Travelair, die sie einer Empfehlung des damaligen Bundesfinanzministers Franz Josef Strauß verdankte, statt mit dem Nachschießen neuen Kapitals mit Darlehen und Bürgschaften über 17 Millionen Mark jahrelang künstlich beatmet. Jetzt, nach dem Exitus, reiht sich Travelair-Mutter Lufthansa ungeniert mit ihrer 17-Millionen-Forderung unter die Travelair-geschädigten Gläubiger ein.

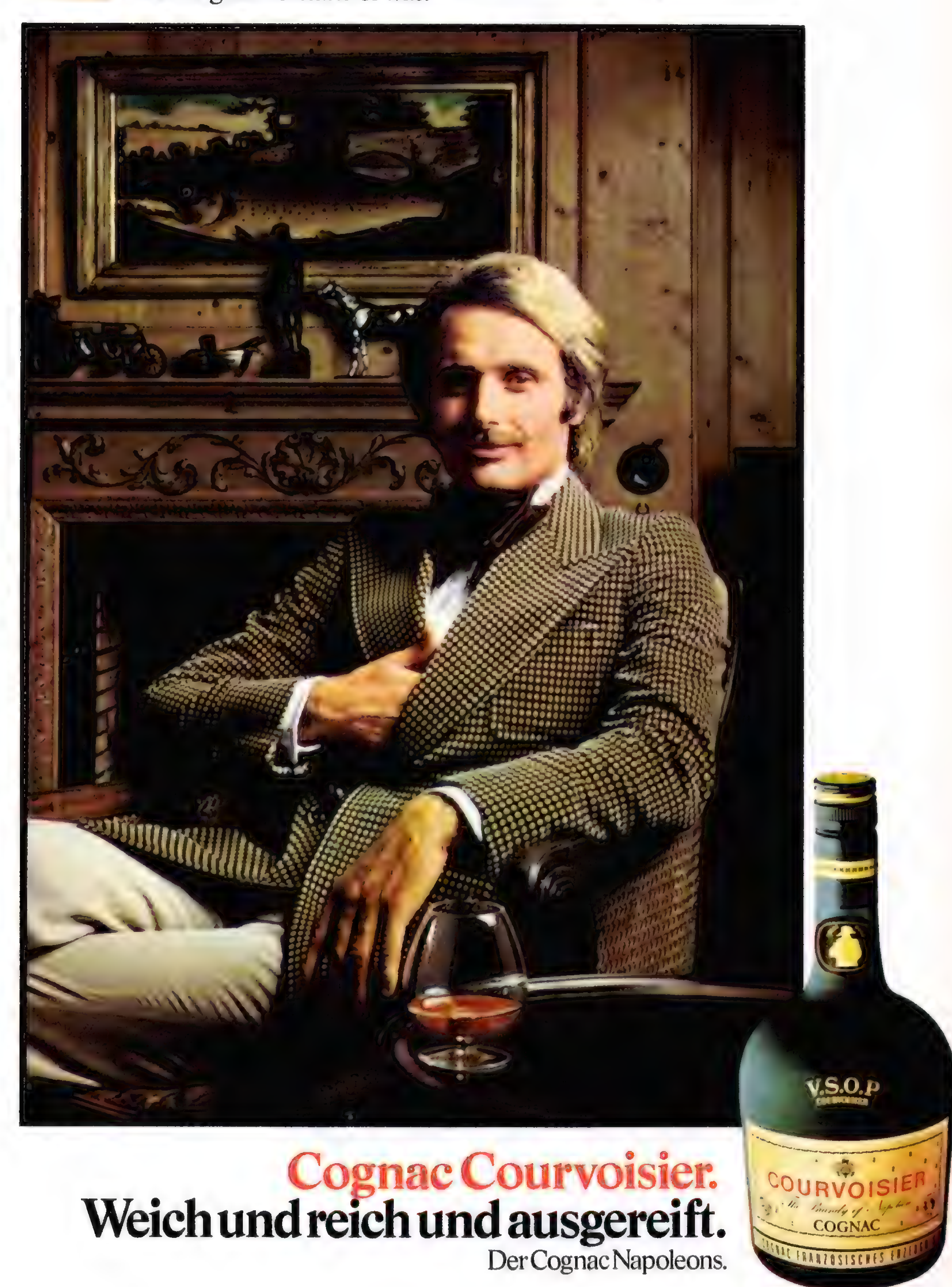
Die Beliebtheit dieser Firmenform an der „untersten Seriositätsgrenze“ (Werner Klingenberg-Kinder) ist ungebrochen: Seit 1960 vermehrten sich die GmbHs von 35 430 auf 128 784. Bezeichnend auch ihr oft kurzer Lebensweg: 1974 wurden 6155 GmbHs gelöscht, doch 15 589 neu eingetragen. Und knapp zwei Drittel aller 128 784 GmbHs bringen gerade das Minimum an Haftungskapital von 20 000 Mark auf.

„Konkurse fallen nicht vom Himmel.“

Aus der Haftungsbegrenzung wird eine volle Risikoabschiebung, wenn etwa in Wiesbaden eine kümmerliche 20 000-Mark-Compagnie, die Lenz-Grundstück GmbH (in Konkurs), ein 16-Millionen-Bauobjekt hochzieht. Für den 36-Millionen-Coup des Charterflug-Unternehmens „Calair“ („Knallair“) — der Edelmann Kurt Alexander von Prohaska zelebrierte die Totalpleite — stand die 20 000-Mark-GmbH TF Transportflug in Hanau gerade.

Mit einer Mini-GmbH drehte John Bauer („Hähnchen-Bauer“), der es als

„Eines muß man Napoleon lassen:
von Cognac verstand er was!"



zeitweiliger Arbeitgeber des Altkanzlers Ludwig Erhard zu An- und Aufsehen brachte und dann Pleite machte, ein 250-Millionen-Rad.

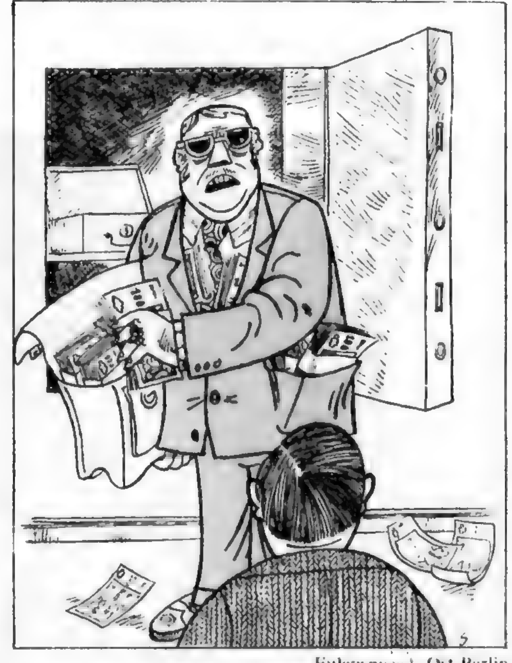
Auch machen die Bankrotteure ihr letztes Geschäft immer häufiger auf Kosten der kleinen Leute. In Leonberg blieb die Maschinenfabrik Bammesberger ihren 600 Bediensteten zwei Monate vor der Pleite die Löhne schuldig. Die Geschäftsherren der Strickmaschinenfabrik Fouquet in Rottenburg zogen ihren 650 Mitarbeitern ein Jahr die Sozialversicherungsbeiträge ab, behielten sie aber für sich — bis die Betriebskrankenkasse Konkursantrag stellte.

Als das Strebelwerk in Mannheim die Zahlungen einstellte, bekamen die 2200 Arbeitnehmer ihre Löhne aus der Stadtkasse. Die Stadtväter hätten sich sonst auf Chaos und Aufruhr gefaßt machen müssen. Ärger erging es dem Personal der Rewe-Vema GmbH Rhein-Main, die eine der brutalsten Pleiten des Jahres baute. Nachdem Konkurs mangels Masse abgelehnt war, wurde jetzt, weil selbst die Liquidation wegen Geldmangels scheiterte, die Zwangslöschung der Firma betrieben, bei der 1500 Arbeiter und Angestellte nur haarscharf daran vorbeikamen, ohne Arbeitspapiere, Zeugnisse und Rentenaufrechnungen auf der Straße zu stehen.

Die Ermittlungsbehörden, fordert Anwalt Karl Eibofner, sollten künftig schärfer prüfen, „ob sich ein Unternehmer gegenüber seinen Arbeitnehmern dadurch strafbar macht, daß er sie Dienstleistungen erbringen läßt, obwohl ihm bewußt ist, daß er die fälligen Löhne und Gehälter nicht mehr bezahlen kann“. Der Mannheimer Rechtsanwalt Otto Hoffstadt sekundiert: „Konkurse fallen nicht vom Himmel, sondern haben eine lange Entwicklung.“

Den Staatsanwalt brauchen solche Arbeitgeber ohnehin nicht zu fürchten. Bis zu drei Monate vor dem Bankrott, so bestimmt es das Konkursausfallgesetz vom Juli letzten Jahres, bezahlen die Arbeitsämter die Löhne und Gehälter, die Prinzipale ihren Mitarbeitern vorenthielten: in den ersten sieben Monaten dieses Jahres 149,5 Millionen Mark.

Gewirtschaftet wird bis zuletzt. Erst als die Lichter erloschen und die Maschinen stehenblieben, erfuhren die 70 Mitarbeiter der Frisöni Süßwaren- und Nahrungsmittel GmbH in Berlin-Kreuzberg, daß ihre Firma pleite war: Das Berliner Elektrizitätsunternehmen Bewag hatte wegen einer offenen Stromrechnung von 30 000 Mark den Strom gesperrt und Konkursantrag gestellt.



Eulenspiegel, Ost-Berlin

„Buchen Sie mir einen Flug nach Zürich, und morgen melden Sie Konkurs an!“

Auch mit der Zahlungsmoral steht es nicht zum besten: 267 253 Wechsel im Wert von 1,2 Milliarden Mark — 23 Prozent mehr als 1973 — gingen im letzten Jahr zu Protest, und 1,55 Millionen Schecks über insgesamt 2,1 Milliarden Mark waren nicht gedeckt.

Wie es mit der Steuermoral bestellt ist, schildert Richter Uhlenbruck: „Ein Viertel der deutschen Wirtschaft wäre geliefert, wenn der Fiskus mehr Konkursanträge stellte.“ Wie die Staatskasse, so kann auch die Nürnberger Bundesanstalt für Arbeit das ausgelegte Konkursausfallgeld vorrangig aus der Masse zurückverlangen. Wegen dieses Privilegs, von Kritikern oft als „Soziallastigkeit“ diffamiert, kommen Konkursverwalter oft nicht leicht zurecht.

Die Parole „Fort mit den Konkursprivilegien“ (Professor Ernst Jäger) meint denn auch etwas anderes. Die „konkursfeste Kreditsicherung“ ist, warnt Professor Friedrich Weber, „die Lebensfrage des Konkurses als Rechtsinstitution“.

In Europa ist das deutsche Kautelen-System längst ein Unikum. In Frankreich etwa werden alle Kreditsicherungen im Konkursfall wirkungslos. Konkurs wird dort den Verantwortlichen, auch wenn sie sich nichts zuschulden kommen ließen, ins Strafregister eingetragen.

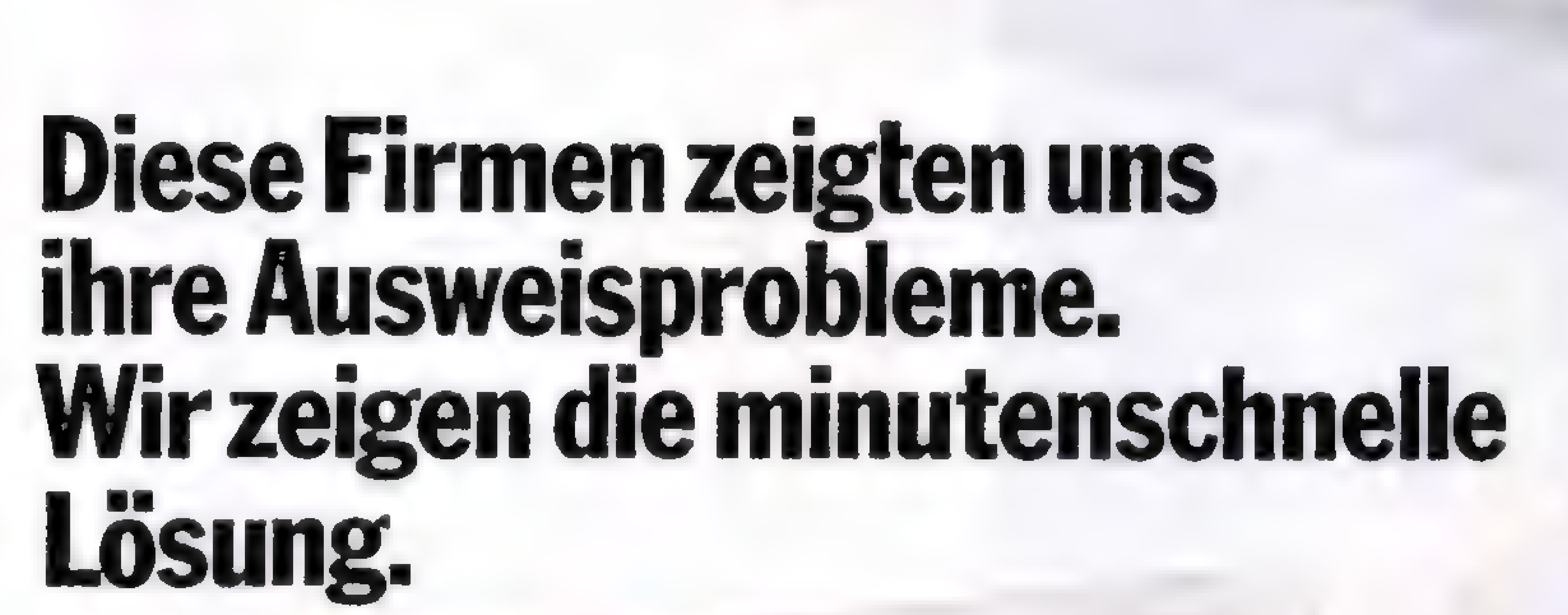
Anders die Bräuche hierzulande. Da ist der Pleitier mit beschränkter Haftung vor den Nachstellungen seiner Gläubiger weitgehend sicher. So ging der Braunschweiger Makler Karl Heinz Moos nach der Millionenpleite seines Suninvestfonds („Sonne im Privatbesitz“) 1967 unter neuer Firmierung den alten Geschäften nach. Zufrieden vertraute er Freunden an: „Wenn ich gewußt hätte, wie schön ein Konkurs ist hätte ich's schon früher gemacht.“ ◆



Demonstrierende Arbeiter bei Bammesberger: Zwei Monate ohne Lohn

b

c



Diese Firmen zeigten uns ihre Ausweisprobleme. Wir zeigen die minutenschnelle Lösung.



d

a

Nicht alle Firmen haben die gleichen Identifikationsprobleme.

Darum haben wir viele Arten von Identifikationsausweisen für alle möglichen Anforderungen entwickelt. Heute setzen mehr als 7.000 Organisationen in aller Welt unser Ausweissystem ein.

Zusätzlich zu der preiswerten Ausweiskarte (a), die man in der Tasche, in der Geldbörse oder in der Brieftasche tragen kann, bietet Polaroid Ausweise mit noch spezielleren Funktionen an.

Zum Beispiel den Sicherheitsausweis (b), der mit Code-Lochungen versehen werden kann. Ein Ausweislesegerät liest ihn schnell und genau. Außerdem kann er zum Beispiel so codiert werden, daß er die Funktionen eines Schlüssels übernimmt, der dem Ausweisinhaber Zutritt zu einem besonderen Sicherheitsbereich innerhalb der Firma ermöglicht.

Dann haben wir einen Ausweis (c), der sich leicht an der Kleidung befestigen läßt. Er hat eine besonders widerstandsfähige Beschichtung und eine große Bildfläche zum schnellen und zuverlässigen Identifizieren.

Eine Neuentwicklung ist der Ausweis (d), der einen Magnetstreifen, das Foto und den in Prägeschrift aufgestanzten Namen und die Stamm-Nummer des Ausweisinhabers aufnimmt. Der Magnetstreifen kann mit einer Vielzahl von Informationen codiert werden, die zum Ablesen in automatischen Datenlesegeräten bestimmt sind, zum Beispiel bargeldloser Zahlungsverkehr, Zeitkontrolluhren, automatische Zutrittsicherungen usw.

Es ist sicher, daß wir auch die Ausweiskarte mit Farbbild haben, die genau Ihren Anforderungen entspricht.

Mit dem preisgünstigen Polaroid ID-3 Ausweissystem kann jedes Unternehmen diese verfälschungssicheren Ausweise selbst, leicht und schnell herstellen.

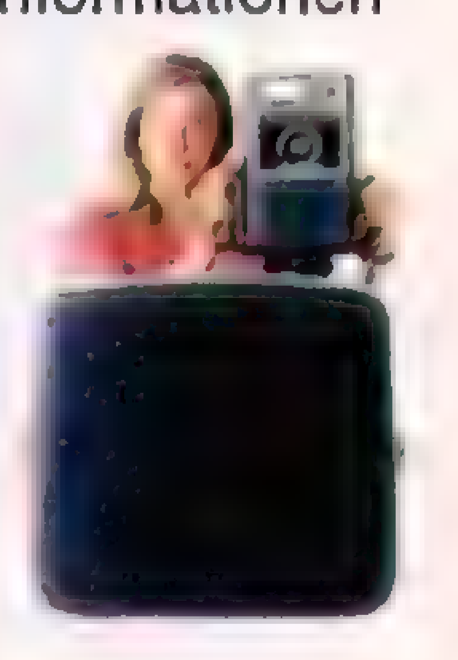
Es ist tragbar, so daß Sie es an jedem beliebigen Ort einsetzen können. Das Bedienungspersonal kann in wenigen Minuten angelernt werden.

Mit dem ID-3 System können Sie sofort dauerhafte Ausweise an alle Mitarbeiter ausgeben. Sie können sofort einen neuen Ausweis machen, wenn Sie feststellen, daß jemand während der Aufnahme die Augen geschlossen hatte.

Wir sind gerne bereit, das ID-3 System in Ihrem Unternehmen vorzuführen.

Ein Ausweis mit Ihrem Bild – spricht für sich selbst.

Bitte, schreiben Sie uns, wenn Sie weitere Informationen oder eine Vorführung wünschen: Polaroid GmbH, Abteilung Ausweissysteme, 6 Frankfurt am Main 73, Königslacher Straße 15-21. Oder rufen Sie uns an: 0611/6678-345. Polaroid AG, 8037 Zürich, Hardturmstr. 175, Tel. 447272. Polaroid GmbH, 1031 Wien, Postfach 349, Tel. 732547. Sie finden uns auf der ORGATECHNIK Köln, vom 21. bis 24. Oktober 1975, Halle 12, Obergeschoß.



Das Polaroid Sofort-Ausweissystem.

Wir werden ihn haben

Mit einem Klein-Diesel will der VW-Konzern demnächst seinen Konkurrenten davonfahren.

Warum soll ein Golf", philosophierte VW-Chef Toni Schmücker im September auf der Internationalen Automobil-Ausstellung in Frankfurt, „in ein bis zwei Jahren nicht mit fünf Litern Sprit auskommen?"

Die Zunft der Motorjournalisten überhörte den Hinweis und dachte allenfalls an lahme Mini-Motoren für Wolfsburgs Neuen. Doch auf Wüstenpisten der Sahara, auf nordamerikanischen Highways, auf Schotterbahnen am Nordkap und auf Heidestrecken um Wolfsburg hören Passanten schon lange, was los ist: Unter Golf-Hauben rattert und nagelt es, aus den Auspüffen mieft es, als wären es Diesel aus Untertürkheim. Es sind auch Diesel — aber aus Wolfsburg.

In aller Stille und mit ungewohnter Hast hat der VW-Konzern den Diesel-Trieb entwickelt: Schon seit Wochen kreuzt eine Armada von Versuchswagen auf den Straßen der Welt, und in wenigen Monaten schon wollen die Wolfsburger entscheiden, ob und wann die ersten Passat-, Audi-80- oder Golf-Diesel vom Band rollen. VW-Chef Schmücker: „Wir werden dieses Fahrzeug in absehbarer Zeit haben."

Mit dem Diesel-Knüller könnten die Wolfsburger Konstrukteure — wie schon einmal mit dem Golf — den Großen der Branche davonfahren. Zwar arbeiten Ford, Fiat und General Motors bereits seit Jahren an der Entwicklung neuer Diesel-Motoren. Von der Produktionsreife eines leichtgewichtigen und ruhig laufenden Diesel aber sind sie noch weit entfernt. Einen solchen Mini-Diesel jedoch reklamiert VW nun für sich.


VW-Sprinter Golf: Mief aus dem Auspuff


Diesel-Konstrukteur Piëch
Mehr Dampf mit Turboladung

Energiekrise, Abgasgesetze und steigende Benzinpreise haben das bisher vorzugsweise bei schweren Lastwagen genützte Prinzip des selbstzündenden Hochdruckmotors plötzlich auch für die Personenwagen-Kundschaft attraktiv gemacht.

Besonders auf dem größten Automarkt der Welt, den USA, waren die miefenden und leistungsschwachen Diesel vordem nahezu unverkäuflich. Heute ist bereits mehr als jeder dritte Mercedes, der in Nordamerika verkauft wird, ein Diesel. Selbst Prominenz, wie Raketenmann Wernher von Braun, schätzt die schwergewichtige und auch mit 80 PS noch relativ leistungsmüde 300-D-Karosse aus Stuttgart neuerdings wegen des Image — das „D" gilt als Symbol vernünftigen, umweltbewußten Automobilbaus.

Auch deutsche Autofahrer begnügen sich — für Preise von 12 000 Mark aufwärts — zunehmend mit Vehikeln, die an der Kreuzung von schwachbrüstigen Kleinwagen abgehängt werden. Lange Jahre erreichten Diesel-Kaleschen bei den Personenwagen-Verkäufen von Daimler-Benz allenfalls ein Drittel des Absatzes. 1975 kletterte ihr Anteil jäh auf über 45 Prozent.

Diesel-Triebwerke, so wissen Mercedes-Verkäufer, halten länger und verbrauchen ungefähr zwei Liter weniger Sprit als vergleichbare Otto-Motoren. In vielen Ländern kostet Diesel-Öl die Hälfte, in Schweden gar ein Drittel des Super-Preises. Für solche wirtschaftlichen Vorzüge nehmen Daimlers Diesel-Kunden klaglos Nachteile beim Fahrkomfort in Kauf: Der Diesel ist temperamentlos, verbreitet im Stand und beim Beschleunigen üble Nebengeräusche und verpufft gelegentlich rußgraue Abgaswolken.

Doch der Diesel-Dreck ist harmlos: Die nagelnden und stinkenden Hochdruckmotoren erfüllen — im Gegensatz zu vielen Vergasermotoren — sämtliche gegenwärtigen und zukünftigen Abgasbestimmungen selbst amerikanischer Umweltschutzbehörden — ohne daß technisch noch etwas geändert werden müßte. Zudem imponiert besonders den Nordamerikanern, deren Achtzylinderschiffe zwischen zwanzig und dreißig Liter je hundert Kilometer saufen, die Bedürfnislosigkeit der europäischen Diesel-Importe.

So verbrauchten die von der Umweltbehörde Environment Protection Agency getesteten Golf-Diesel im Stadtverkehr nur sieben und auf Fernstrecken gar nur 5,6 Liter je hundert Kilometer.

Bei alledem freilich rätseln die VW-Konkurrenten, wie die Wolfsburger den allgemein als schwergewichtig und rauh verrufenen Diesel in ihre zierlichen Karossen einpassen wollen. Bisher nämlich wird der Diesel-Motor vorwiegend in schweren Mittelklassefahrzeugen — Mercedes, Peugeot 504, Opel Rekord, Citroën CX, Datsun — verwendet, in denen ohnehin viel für Geräuschdämmung und massive Motoraufhängung getan wird. Der einzigen Ausnahme, dem Peugeot 204 Diesel, bescheinigten Autotester, daß er für seine 45 PS „tosende 5000 Umdrehungen pro Minute riskiert" („Auto, Motor und Sport").

VW indessen beschäftigt einen Mann, der einen leichtgewichtigen Diesel auf Alltagsbetrieb zurechttrimmte: Ferdinand Piëch, 38, Enkel des Professors Ferdinand Porsche und seit 1972 in VW-Diensten. Piëch, der heute die gesamte Motorenentwicklung im VW-Konzern steuert, verwandelte den leichten Audi-80-Motor zum Diesel-Aggregat, ohne „das Motorgewicht wesentlich zu erhöhen". So jedenfalls sagen VW-Forscher, auf deren Expertisen Piëch seine Konstruktion baute.

Die Diesel-typische Leistungsschwäche allerdings konnte auch Ferdinand Piëch bislang nicht beseitigen: Statt der 75 PS, die das benzingetriebene Audi-Aggregat im Passat oder Audi 80 mühelos von sich gibt, verbraucht es als Diesel zwar 30 Prozent weniger Treibstoff, produziert aber nur noch 50 Pferdestärken.

Mit solchen Spar-PS will sich der Österreicher Piëch, der den Porsche-


Faszinierendes
Leben.
Ein großer Scotch
gehört dazu.
Ballantine's
Superb Scotch Whisky
Very Fine Scotch Whisky
Ballantine's
FINEST
SCOTCH WHISKY
Bols-Import, Neuss
The more you know about Scotch, the more you like Ballantine's
© - Georg Ballantine & Son Limited – 1975

Rennwagen 917 mit Turboladung auf 1000 PS brachte, nicht lange aufhalten: VW-Werker wissen, daß der Porsche-Enkel längst an der Turboaufladung seines Kleindiesels bastelt, mit der er doppelte Pferdestärken herauslocken könnte.

LUFTFAHRT

Alle kommen dran

Mit ihrem bisher einzigen Versuch, ins westliche Flugliniennetz einzudringen, ist die sowjetische Luftfahrtindustrie jetzt gescheitert.

Drei Jahre und drei Wochen überdauerten vier sowjetische Yak-40-Düsenflugzeuge am westlichen Himmel. Am 31. Oktober, um 21.55 Uhr, sind sie alle wieder unten.

In dieser Minute beendet der um sieben Uhr morgens in Düsseldorf gestartete Yak-40-General-Air-Jet seinen Tagesumlauf DUS 1900 — 1747 SCN Düsseldorf, Saarbrücken, Frankfurt und wird nie wieder zu einem Linienflug im Westen abheben: Der einzige Versuch, Sowjet-Jets auf westlichen Liniendiensten einzuführen, endete im Nichts.

Auf Luftfahrtsalons und Demonstrationsflügen, über Botschaften und bei Visiten westlicher Wirtschaftsbosse hatten die Luftfahrt-Manager der Russen lange versucht, Exportchancen für ihre als robust geltenden Verkehrsflugzeuge — vom Überschall- zum Mini-Jet — auszuloten. Aber nur der dreistrahlige Kurzstreckenjet Yak 40 des Ingenieurteams Alexander Jakowlew schien in kapitalistischen Ländern anzukommen: Ein so kleines Düsenverkehrsflugzeug gab es auf den westlichen Pisten bis dahin nicht.

Das erkannte auch der Hamburger Immobilien-Millionär Hans Salb, der sich eigens das Bankhaus Mertz & Co. zugelegt hatte, um sein ererbtes Riesenvermögen mit Zins, Zinseszins und Steuerkniffen geräuschlos zu mehren, und der nebenher auch Anteile an den Flugunternehmen Bavaria und General Air erwischt hatte. Der einstige Generalstabsoffizier kam schnell mit den Sowjets ins Gespräch, und beide Partner stellten ihr Geschäft auf die angemessen solide Basis: Während die Hamburger Luftreeder ohne Kasse Flugzeuge wünschten, wollten die Russen schnell auf einen Markt, den es nicht gab.

Solche Traulichkeit machte geschmeidig. Anfangs noch hatten die Moskauer von den Deutschen dreißig Prozent Anzahlung, vier Jahre Tilgung und die Bürgschaft einer erstklassigen Bank verlangt. Am Ende aber lief das Geschäft mit 15 Prozent Anzahlung, und sechs Jahren Tilgung, und des Hans Salb privates Bankhaus Mertz & Co. wurde von den Sowjets unversehens in den Rang einer bürgschaftswürdigen, erstklassigen Bank erhoben.

Überdies schlossen die Sowjets in den Yak-40-Stückpreis von 3,6 Millionen Mark ein überquellendes Ersatzteillager ein, stellten kostenlos acht Techniker nach Deutschland ab und schulten sechzehn Piloten mehrere Monate lang auf sowjetischen Pisten: Am 2. Oktober 1972 erhob sich die erste General-Air-Yak in Hamburg.

Schon ein halbes Jahr später, am 1. April 1973, setzten General Air und Lufthansa-Chef Herbert Culmann ein Abkommen in Kraft, nach dem die Hamburger Privatfirma Nebenstrecken bedienen sollte, die für die weit größeren Lufthansa-Jets nicht lohnten, und bald auch beteiligte sich das Saarland an dem aufstrebenden Unternehmen: „Wir haben", schwärmte Salb-Prokurist Heinz Koch, inzwischen auch Geschäftsführer bei General Air, „das Düsenflugzeug in der Regionalluftfahrt eingeführt."

Schon wollte Luftreeder Koch, der sich auch zwei Optionen auf den Bremer Kurzstreckenjet VFW 614 geben ließ, großartig eine deutsche Regionalfluggesellschaft nach Muster der französischen Air Inter aufziehen und mit eigenen Flugplänen sämtliche deutschen Nebenflughäfen bedienen. Doch der Aufstieg der Salb-Air-Line wurde jäh durch eine Pechsträhne gestoppt.

Schon 1972/73 waren die fünf 27sitzigen General-Air-Jets in einen kostspieligen Nebelwinter (Koch: „Da gingen wochenlang die Spatzen zu Fuß") geglitten, dann zelebrierte eine der Yaks bei Frankfurt eine Bruchlandung und wurde auf Kosten der Versicherung abgeschoben („kannibalisiert"). Im Herbst fiel die mit durstigen Triebwerken bestückte Yak-Flotte der Ölkrise anheim — der Treibstoffkosten-Anteil schoß von 12 auf 36 Prozent hoch. Im Februar 1974 endlich krachte Hans Salbs Bankgeschäft zusammen, und General Air verlor eine halbe Million Mark Kasse.

Sowjets und Saarländer hatten es nun nicht mehr mit Geschäftsleuten, sondern mit dem Vergleichsverwalter Dieter Niethammer zu tun, der vorwiegend den auf drei Jahre terminierten Salb-Vergleich (mindestens 50 Prozent für alle) sauber hinbekommen wollte. Unternehmerisches war nicht mehr gefragt, und für Saar-Ministerpräsident Franz Josef Röder hatte die Firma ihre Schuldigkeit getan: Insgeheim bot er Lufthansa-Chef Culmann die subventionierten General-Air-Liniendienste rund um Saarbrücken an. Culmann akzeptierte — Koch war am Ende.



Sowjet-Jet Yak 40: Einer wurde kannibalisiert

Rund 26 Millionen Mark Schulden, davon 15 Millionen gegenüber dem Flugzeughersteller und vier Millionen der sowjetischen Ost-West-Handelsbank — „gesichert" durch Salbs Grundstücke —, schiebt die General Air nun vor sich her. Während die meisten Gläubiger mit Stillhalte-Abkommen den Konkurs abwenden wollten, spielen die Moskauer Funktionäre bis jetzt nicht mit. Falls sie weiter auf ihren Millionen bestehen, muß General Air in Konkurs, und die vier Yak werden als Konkursmasse irgendwo an einer deutschen Piste verwesen.

Die ersten gammeln schon jetzt. Vergangenen Dienstag ließen die um ihr Gehalt bangenden General-Air-Piloten eine Yak 40 in Lübeck und am Donnerstag eine zweite in Düsseldorf unter Arrest stellen. Drohen die Piloten: „Die anderen kommen auch noch dran." ◆

LORD EXTRA

Ihre Extra-Leicht-Cigarette



LORD EXTRA Genuß im Stil der neuen Zeit

Dreimal gestorben

Interpol fahndet seit letzter Woche in Italien, Frankreich und der Schweiz nach Carré d'As aus Lörrach in Südbaden. Es geht um Mord.

Der Steckbrief lautet: Alter sieben Jahre, Farbe braun; unveränderliche Kennzeichen: Stern auf der Stirn, weiße Oberlippenschnippe, Bißwunde am Hals; Geschlecht Wallach. Der Name ist Carré d'As.

Carré d'As, ein Springpferd der Spitzenklasse, spielt in einem Mordfall, der in der Kriminalgeschichte nicht seinesgleichen hat, eine besondere Rolle: Es ist Mordwaffe oder Mordmotiv.

Es geschah am 21. Juni um 23.10 Uhr bei strömendem Regen auf der Autobahn Basel—Freiburg, unweit der Auffahrt Lörrach bei Kilometer 809. Zwei wild galoppierende Pferde rasten auf die Lichtkegel herannahender Autos zu, wurden von einem Ford Consul und einem Opel Admiral erfaßt, in die Luft geschleudert und landeten krachend auf den Dächern der Fahrzeuge. In dem Ford starb die 45jährige Gertrud Schlempp, ihr Mann, Uhrmacher aus Freiburg, erlitt einen Wirbelbruch, ihre beiden Kinder kamen mit leichten Verletzungen davon.

Wenige Sekunden später hielt an der Unfallstelle ein VW-Porsche, Kennzeichen LÖ-ZS 12. Der Fahrer wies sich als Hans Brändlin und Halter der Pferde aus. Er selbst gab den verletzten Tieren an Ort und Stelle den Gnadenschuß und identifizierte sie als „Esta und Carré d'As aus meinem Stall".

Wie die Stute und der Wallach, die in ihren Boxen hinter Schloß und Riegel zusätzlich mit Karabinerhaken festgemacht waren, auf die Autobahn gerieten, konnte der Pferdehändler aus Lörrach sich nicht erklären. Er selbst hatte zusammen mit seiner ganzen Familie gegen 21.20 Uhr Haus und Stall verlassen und war zum Abendessen in den Gasthof „Blume" nach dem benachbarten Kleinkems gefahren. Lörrachs Oberstaatsanwalt Ernst Hilbert: „Das perfekte Alibi."

Auf Brändlins Anwesen befanden sich zur Tatzeit nur zwei türkische Pferdeknechte mit Verwandten und Freunden, und die sagen einstweilen, sie hätten nicht bemerkt, wie die beiden Pferde aus dem Stall auf die Asphaltpiste entwichen waren.

Oberstaatsanwalt Hilbert erinnert sich allerdings, daß schon 1970 zwei Pferde aus Brändlins Besitz nach Karambolagen mit Fahrzeugen, bei denen mehrere Personen schwer verletzt wurden, auf der Autobahn notgeschlachtet werden mußten. Die Versicherungen hatten damals, wie in erstaunlich vielen anderen Fällen von Pferdeverlusten Brändlins, den Schaden ausgeglichen.

Dem Chef der Lörracher Staatsanwaltschaft war auch bekannt, daß der hochverschuldete Brändlin vor dem Schöffengericht wegen eines ganzen Katalogs von Versicherungsbetrügereien angeklagt ist. Manipulationen mit Pferden und Papieren sollen es dem schmächtigen Reitersmann beispielsweise ermöglicht haben, „das Pferd Orbiter dreimal sterben zu lassen und viermal zu verkaufen", so ein Mitarbeiter der Staatsanwaltschaft.

Als Oberstaatsanwalt Hilbert am Montag nach dem Autobahn-Unglück den Polizeibericht studierte, ließ er denn auch sofort sicherstellen, was von den toten Pferden in der Abdeckerei übrig war: Felle und Hufe der Rösser. Zugleich ermittelten Beamte Lebensweg und Besitzverhältnisse des 60 000-Mark-Pferdes Carré d'As. Der Wallach hatte drei Jahre lang einem engen Geschäftsfreund Brändlins, dem Elsässer Roßschlächter, Pferdehändler und Reitstallbesitzer Pierre Baldeck aus Morschwiller, gehört, ehe er im Januar durch Brändlins Vermittlung für 40 000 Mark an die schweizerische Unternehmertochter Annemarie Straumann in Waldenburg verkauft wurde.



Pferdehändler Brändlin
Gnadenschuß auf der Autobahn

Ohne Zollschein mit einem Freipaß für sechs Monate versehen, bezog Carré d'As Quartier in Brändlins Stall. Der Lörracher trainierte das hochtalentierte Spitzenpferd und ritt es auf diversen schweizerischen Springveranstaltungen von Sieg zu Sieg.

Wenige Tage bevor das hochdotierte Tier verzollt und nach Waldenburg weitergereicht werden sollte, erlitt Carré d'As den Autobahntod — es sei denn, Hans Brändlin habe es in Wirklichkeit zuvor unter anderem Namen verschachert und einen billigen Doppelgänger an dessen Stelle sterben las-

Gordon's.
Der Schuß Anspruch im Genuß.

Wer auch bei Longdrinks seinen Lebensstil beweisen will, mixt Orangensaft oder Tonic mit Gordon's.

Seine feine Nuancierung und sein mildes Aroma machen ihn ideal für anspruchsvolle Drinks.

Einige weitere Anregungen dazu gibt Ihnen das Gordon's Mix-Brevier. Sie bekommen es kostenlos von der Charles Hosie GmbH, 2 Hamburg 1, Postfach 103 140.



4/75

sen. Und diese Theorie wird immerhin durch eine Kette von Indizien gestützt.

So sagte der Hufschmied Karl Kaufmann aus Rheinfelden aus, er habe Carré d'As noch am 14. Mai beschlagen; die bei dem toten Gaul gefundenen Eisen aber zeigten weder seine unverkennbare Handschrift noch entsprächen sie der Hufgröße des Springstars: „Das ist, wie wenn einer mit Schuhgröße 38 plötzlich Schuhe Größe 41 tragen würde."

Annemarie Straumann bezeugt, daß der weiße Stern auf der Stirn ihres Pferdes und die Schnippe zwischen den



Springpferd Carré d' As
Mordwaffe oder Mordmotiv?

Nüstern den Zeichnungen auf dem abgezogenen Fell des toten Tieres in Größe und Form nicht voll entsprechen. Und Tierärzte vermuten, daß die Bißwunde auf dem Hals des verendeten Tieres möglicherweise „künstlich angelegt" worden ist.

„Wenn nun", so Oberstaatsanwalt Hilbert, „Carré d'As lebt, war es zwingend notwendig, das Ersatzpferd so schnell wie möglich in die Abdeckerei zu bringen, und das wird durch einen solchen Unfall am ehesten gewährleistet." Wer aber einen solchen Unfall herbeiführe, der müsse schon „aus dem Schulmaterial der ersten Unfälle" vor fünf Jahren wissen, daß „nicht nur das Pferd, sondern auch die am Unfall beteiligten Menschen zu Tode kommen können".

Wenn aber der Tod eines Menschen billigend in Kauf genommen wird, gilt das juristisch als „dolus eventualis", bedingter Vorsatz. Wer mithin das Verbrechen ausgeheckt hätte und dabei „notfalls über Leichen geht" (so der ermittelnde Lörracher Staatsanwalt Detlef Engel) — sei es, um die Unterschlagung des Pferdes zu vertuschen, oder um die Versicherung zu betrügen —, wäre nicht Totschläger, sondern Mörder. Die Lörracher Staatsanwaltschaft ließ denn auch Hans Brändlin nach dreimonatigen Ermittlungen am 26. September verhaften.

Brändlin freilich beteuerte noch letzten Montag bei einem Haftprüfungstermin: „Carré d'As kann gar nicht mehr gefunden werden, denn ich habe ihn auf der Autobahn auf Weisung des Regierungsveterinärs eigenhändig erschossen. Ich werde noch beweisen, daß es Carré d'As war, der dort tot auf der Autobahn lag."

In Beweisnot ist freilich zunächst die Lörracher Staatsanwaltschaft. Ihr muß es gelingen, den lebenden Wallach aufzutreiben, jedenfalls aber den Täter zu finden, der die Tiere auf die Autobahn getrieben hat. Zwar zeigt sich bereits, so Staatsanwalt Engel, „die eine oder andere Spur". So will die Polizei ermittelt haben, daß einer der türkischen Mitarbeiter Brändlins „beim Ausgeben unverhältnismäßig hoher Geldbeträge" aufgefallen sei. Aber ob das Komplott zu beweisen ist, scheint fraglich.

Brändlins Anwalt Trudpert Meder hat für alle Fälle noch die These des dritten Mannes in der Hinterhand: „Wenn jemand dem Brändlin einen bösen Streich gespielt hat, findet man Carré d'As eines Tages in Frankreich, und der Brändlin war gar nicht der Verkäufer."

BUNDESWEHR

Vorwiegend abnorm

Gewerkschaftliche Aktivität gilt in der Bundeswehr noch weithin als „abnormes Verhalten" — das zeigte ein Disziplinarverfahren gegen einen Major in München.

Während der Freizeit pflegte Bundeswehrmajor Manfred Kuhnen „Arbeiterkindern Latein und Physik beizubringen". Auf seiner Dienststelle in Nürnberg kümmerte er sich um die von ihm gegründete Abteilung Soldaten in der Gewerkschaft Öffentliche Dienste, Transport und Verkehr (ÖTV).



ÖTV-Major Kuhnen
Mal „rote Sau", mal „Faschist"

Die Folgen des gewerkschaftlichen Engagements waren zwiespältig. Der forsche Major, heute Phantom-Pilot beim Aufklärungsgeschwader 52 in Leck (Schleswig-Holstein), hatte zwar an seinem damaligen Standort Nürnberg vorwiegend unter den niederen Dienstgraden des dortigen Transportbataillons 270 bald über 100 Mitglieder für seine Gewerkschaft rekrutiert und so „die stärkste Gruppe im ganzen Bundesgebiet aufgebaut" (Kuhnen), nachts aber wurde er am Telephon von anonymen Anrufern als „Kommunistenschwein" und „rote Sau" beschimpft.

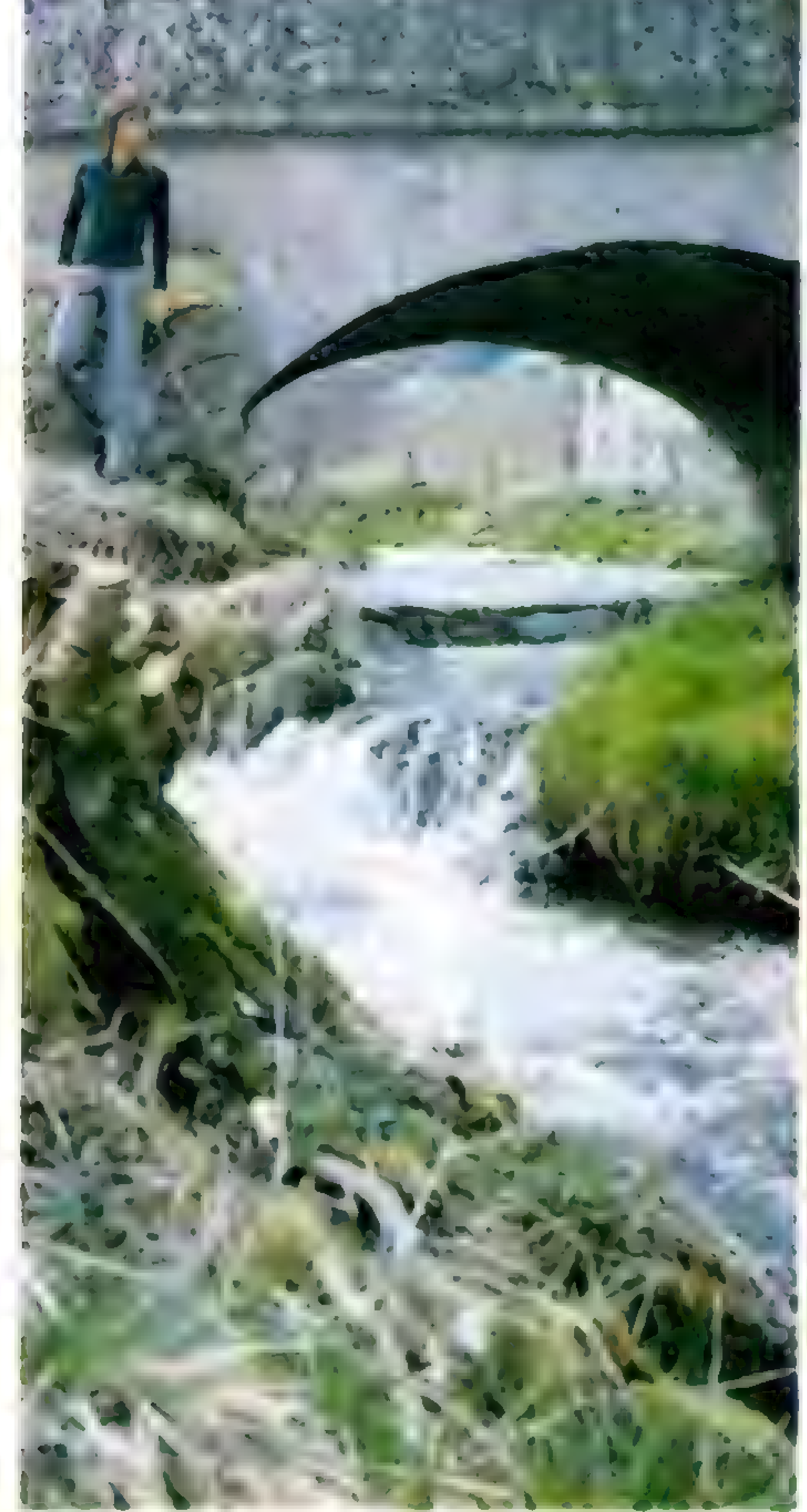
Binnen kurzem hatte der Major auch elf Dienstbeschwerden am Hals, von denen freilich die meisten als unbegründet zurückgewiesen oder von den Beschwerdeführern zurückgenommen wurden. Nur einer Beschwerde wurde bisher stattgegeben: Der ÖTV-Major hatte einen Oberstleutnant nicht mit dem Dienstgrad, sondern schlicht als „Herr Müller" angeredet.

Schon ein halbes Jahr nach dem Eintritt des Majors in die ÖTV hatte sogar der Befehlshaber des Wehrbereichs VI, Richard Frodl, den gewerkschaftlichen Brückenkopf im Fränkischen ausgemacht. In Begleitung seines Rechtsberaters Dr. Dieter Stöber hörte sich der General, der sonst gerne Traditionsbälle für seinen Bundeswehrverband organisieren hilft, im Oktober 1973 höchstpersönlich bei Soldaten und Zivilangestellten in Kuhnens Dienststelle um. Zurück in München, ließ er unverzüglich ein Disziplinarverfahren gegen den Major einleiten.

Der rechtskundige Stöber, nebenher auch Disziplinaranwalt beim Truppendienstgericht Süd, faßte die Nürnberger Erkundigungen in einer Anschuldigungsschrift gegen Major Kuhnen zusammen: Der Gewerkschafter habe Untergebene schikaniert („Auf dieser Dienststelle können Sie nur bestehen, wenn Sie Mitglied der ÖTV sind"), einen Gefreiten als „Wichser" und eine Sekretärin als „dumme Gans" beschimpft — und alle derart mit dem Ankleben von ÖTV-Plakaten und dem Tippen von ÖTV-Rundschreiben strapaziert, daß sie mit „Überforderungssyndromen" und „reaktiven Depressionen" zu kämpfen hatten.

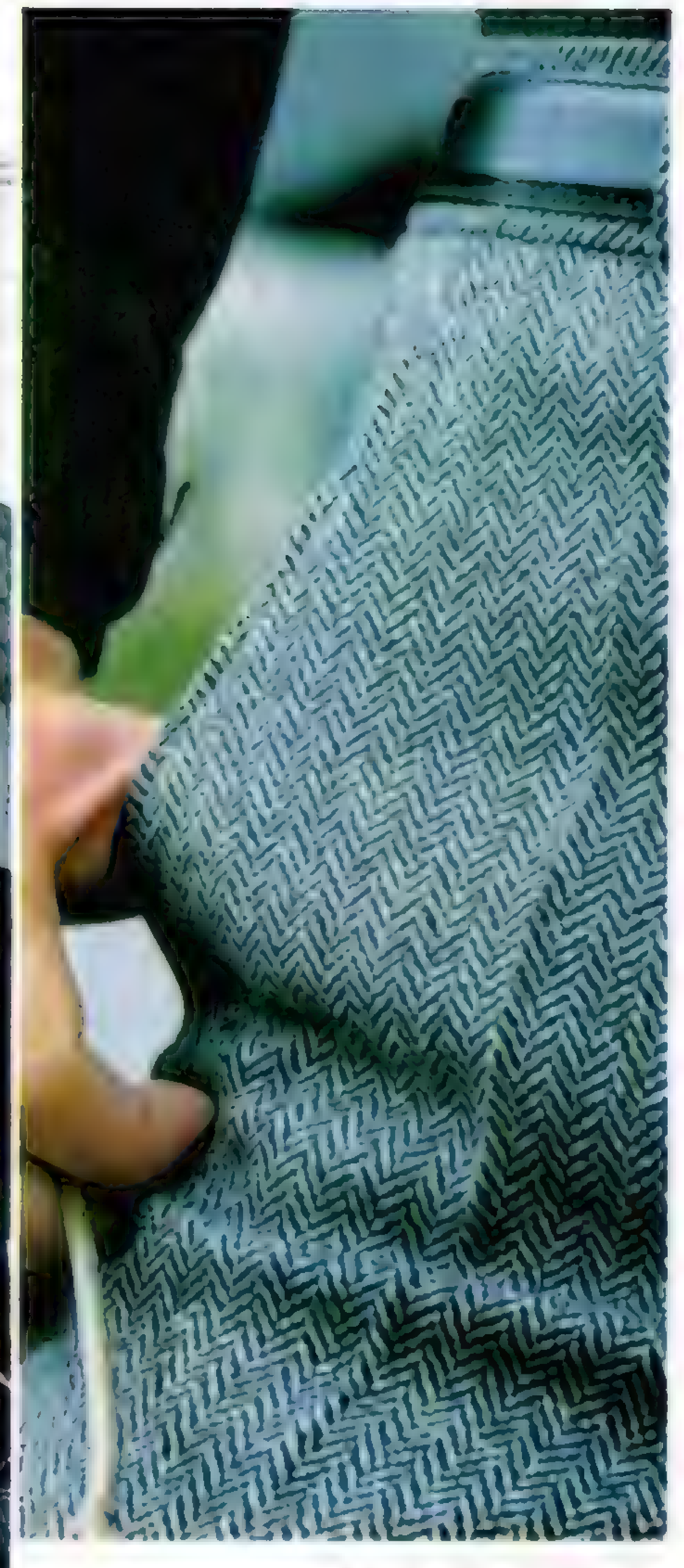
Überdies hatte Ankläger Stöber „im Zuge der Ermittlungen den Eindruck bekommen, daß Ihr Verhalten als abnorm zu werten ist" — und bestellte folgerichtig bei der truppeneigenen „Untersuchungsstelle für Neurologie und Psychiatrie" ein Gutachten über den ÖTV-Major. Die Heeres-Psychiater werteten die gewerkschaftliche Aktivität des Offiziers prompt als „vorwiegend in quantitativer Hinsicht abnorm", fanden aber die vorgelegten Akten dann doch „nicht ausreichend,

Leisten Sie sich das Echte





...man sieht es



...man fühlt es

Eine „Wool-Youngster"-Hose.

„Wool-Youngsters" sind top-modische Hosen – angenehm, schmiegsam und hautfreundlich. Für junge Männer, die ausgefeilten Schnitt und Komfort zu schätzen wissen.

Aus reiner Schurwolle, dem echten Material, das modische Eleganz, tadelloses Aussehen und behaglichen Tragekomfort ideal in sich vereint. In geprüfter, kontrollierter Wollsiegel-Qualität.

Und: Das Wollsiegel ist ein vom RAL anerkanntes Gütezeichen.



Wollsiegel-Qualität: Darauf können Sie sich verlassen.

Weitere Informationen durch Internationales Woll-Sekretariat, Abt. 25142, 4 Düsseldorf 1, Postfach 4409, oder direkt durch Heinrich Wirtz, 5144 Wegberg-Rath-Anhoven, Rochusstraße 6.

den Probanden gegen seinen Willen in eine psychiatrische Anstalt zur Begutachtung einzuweisen".

Noch während der einwöchigen Verhandlung vor der 7. Kammer des Truppendienstgerichts Süd versuchte ein heereseigener Psychiater den gewerkschaftlichen Eifer des Majors auszuloten: „Warum engagieren Sie sich eigentlich so, kriegen Sie da Geld?" Der Major: „Nicht einen Pfennig, kaufmännisch gesprochen, war das Ganze sogar ein Verlustgeschäft." Denn: „Innerhalb der Gewerkschaft galt ich als ganz Rechter, fast als Faschist, in der Bundeswehr war ich der rote Major."

Der Aufmarsch der Zeugen, Befehlshaber Frodl eingeschlossen, bot in der Verhandlung freilich ein so jammervolles Bild, daß journalistische Beobachter von „skrupellosen Machenschaften einer vom Standesdünkel beherrschten Offiziersclique" („Nürnberger Nachrichten") schrieben und sogar Ankläger Stöber am Ende die Einstellung des Verfahrens verlangte: „Ich mache mich doch nicht lächerlich und halte an einer Anschuldigungsschrift fest, die hinten und vorne nicht zu halten ist."

Major Kuhnen wurde freigesprochen, hat aber inzwischen längst Konsequenzen aus den disziplinarrechtlichen Schwierigkeiten, die ihm erwachsen waren, gezogen. Bei seinem Aufklärungsgeschwader, so sagt er, mache er nun „keine ÖTV-Arbeit mehr", weil sie „mit dem fliegerischen Dienst nicht vereinbar" sei.

Ein Prozeßgutachter, der Psychologe Dr. Gerbert vom Flugmedizinischen Institut der Bundeswehr — der sich freilich noch während des Verfahrens wegen Befangenheit verabschiedete —, formulierte es wissenschaftlich: Gewerkschaftsarbeit eines Soldaten sei — jedenfalls bei der Luftwaffe — „kontraindiziert".

„Eine höchst unerquickliche Affäre", urteilte jüngst der SPD-Pressedienst, und zugleich ein „Schlaglicht auf noch zu überwindende Verkrustungen in gewissen Teilen der Bundeswehr".

NS-VERBRECHEN

Heiliger Ernst

Zum erstenmal seit dem Nürnberger Militärtribunal steht ein Arzt wegen verbrecherischer Humanversuche in der NS-Zeit vor Gericht. Die Anklage: elffacher Mord durch Eiterinjektionen an KZ-Häftlingen.

Betagte und betuchte Herren vom feudalen Korps „Bavaria" sammelten für einen unverhofft in Not geratenen Bundesbruder. Sie stellten einen sechsstelligen Betrag als Kaution bereit, damit ihrem alten Kameraden



Angeklagter Internist Schütz
„Eine weit über die Nazizeit . . .

Schütz-Wehrpaß
. . . reichende Gesinnungsgemeinschaft"?

eine peinliche Untersuchungshaft erspart bliebe. Von dessen Unschuld überzeugt, priesen sie bei der Staatsanwaltschaft seine „hohe ethische Einstellung" und seinen „tadellosen Charakter" — so „Bavaria"-Bruder Heinz Wolf, Mitglied der Gesamtleitung des Stahlkonzerns Klöckner & Co. in Duisburg.

Repräsentanten des öffentlichen Lebens und der Industrie im Ruhrgebiet bescheinigten dem Bedrängten „Lauterkeit des Charakters" und eine „integre, nie im geringsten angezweifelte Persönlichkeit", wie Curt Edeling, Vorstandsvorsitzender der Essener Th. Goldschmidt AG. Der Rechtsanwalt Ernst Schmid, Aufsichtsratsvize der Ruhr-Stickstoff AG in Bochum und Präsident des Rotary Clubs Essen-Mitte, schrieb namens „aller Mitglieder unseres Clubs" über den „Arzt, Rotarier und Freund": „Ich glaube, daß er

DUGENA[S]

Non-Stop Automatic-Show

Seit dem 29. September 1975 läuft die große Show. In ganz Deutschland.
In allen Dugena-Fachgeschäften. Mit der Dugena-Automatic-Kollektion '76.
Es wirken mit: 35 Dugena-Automatics. Die Uhren, die selbst ans Aufziehen denken.
Darunter allein 15 Modelle aus der Kollektion Dugena-Genève.
Im sportlich-technischen Design, im klassisch-eleganten Design.
Alle schick verpackt in der eleganten roten Dreieck-Box. 6 Modelle aus
der Kollektion Dugena-Genève präsentieren wir heute.
Und wenn auch Sie in Zukunft bei Ihrer Uhr das Aufziehen vergessen
möchten – vergessen Sie nicht Dugena[S] Non-Stop Automatic-Show.
Jetzt in jedem Dugena-Fachgeschäft. Eintritt frei!











Genève-
Herren-Automatic.
Gehäuse
Edelstahl.

Day-Date-Anzeige.
Waterresistant.
DM 398,–



zu Handlungen, wie sie ihm ... vorgeworfen werden — auch unter Druck gesetzt —, niemals fähig war."

Als ob nicht sein kann, was nicht sein darf. Undenkbar schien den prominenten Petenten, daß einer der Ihren, Dr. Heinrich Emil Schütz, 69, Facharzt für innere Krankheiten und Inhaber einer prosperierenden Praxis im vornehmen Stadtteil Essen-Bredeney, verantwortlich sein soll für elffachen Mord, begangen im Jahre 1942 an Häftlingen des Konzentrationslagers Dachau bei München.

Aber unter dieser Beschuldigung steht der Doktor, einst Korps-Student in München, nun doch vor dem Münchner Schwurgericht — nach jahrelangen Ermittlungen und trotz der Entlastungsmanöver, die für die Münchner Staatsanwaltschaft eher „auf eine weit über die Nazizeit hinausreichende Gesinnungsgemeinschaft" hindeuten.

Seit dem Nürnberger Militärtribunal ist Schütz der erste Arzt, der sich vor einem ordentlichen Gericht wegen voraussehbar tödlicher medizinischer Menschenversuche (so der Anklagetenor) verantworten muß. Der Angeklagte soll „aus gefühlloser, unbarmherziger und vom Rassenwahn getragener Gesinnung" gehandelt haben. Dutzende von Zeugen aus Polen, der Tschechoslowakei und Österreich, den USA und Australien sollen in dem bis zum Jahresende dauernden Prozeß den Sachverhalt erhärten, der, so ein Staatsanwalt, „alle Merkmale unmenschlicher Grausamkeit" aufweist.

Schütz, „jahrzehntelang frisch und fröhlich unentdeckt geblieben" (so ein Staatsanwalt), leitete 1942/43 als damals 36jähriger SS-Sturmbannführer in geheimem Auftrag des Reichsführers-SS, Heinrich Himmler, Experimente an mindestens 40 Dachau-Häftlingen, vorwiegend polnischen Geistlichen aus dem sogenannten Pfarrer-Block. Und die Menschenversuche dienten einzig und allein einem Nachweis, der für Experten längst als erbracht galt — daß die Behandlung schwerer septischer Erkrankungen mit den damals sogenannten „biochemischen" Präparaten — Volksmittel aus der Zeit der Bader und Eisenbarts — statt mit den bereits bewährten Medikamenten moderner Pharmaindustrie aussichtslos sei.

Die Schütz-Patienten seien, so bezeugte der ehemalige Dachau-Pfleger Heinrich Wilhelm Stöhr, ursprünglich „vollkommen gesunde und kräftige Menschen" gewesen, obschon auch in Dachau die Phlegmone als typische Lagerkrankheit grassierte — eine eitrige Gewebsentzündung als Folge von Hungerödemen oder Wassersucht. Jedoch habe Schütz persönlich, wie Zeugen „absolut glaubhaft" (so die Anklage) bekundeten, 40 phlegmonefreie Häftlinge selektiert. Und Schütz persönlich habe vielen von ihnen ein bis drei Kubikzentimeter Phlegmone-Eiter meist in den Oberschenkel gespritzt und die Vergifteten in zwei Versuchsreihen geteilt: Je 20 Mann seien einer „biochemischen" Therapie (etwa mit Natrium muriaticum oder Magnesium phosphoricum) beziehungsweise der modernen Behandlung mit Sulfonamiden unterzogen worden.

„Die Sepsisfälle", so hieß das damals in der Sprache des „Reichsarztes-SS" Dr. Ernst Grawitz, der über das Phlegmone-Programm seinem Chef Himmler berichtete, „wurden größtenteils künstlich gesetzt" (auch in anderen Konzentrationslagern) — und „kamen größtenteils ad exitum". Nachweislich starben auch mindestens elf der Dachauer Schütz-Patienten.

Die es überlebten, weil ihnen mitleidige Pfleger unter Lebensgefahr heimlich auch Sulfonamide gaben, schilderten Fieberwahn und „fürchterliche Schmerzen". „Die Beine schwollen, vereiterten und faulten", berichtete der Zeuge Isydor Szyma aus Krakau, „ich konnte es vor Schmerzen nicht aushalten, ich schrie und heulte wie ein Tier."

SS-Arzt Schütz, der im Lager stets die SS-Kluft und nicht den weißen Arztkittel trug, diktierte die Krankengeschichten (von denen eine als Dokument im Prozeß vorliegt) und ließ die eitrigen Abszesse photographieren. Er dosierte, gaben Zeugen zu Protokoll, die Medikamente, die nicht heilen sollten, aber „barbarische Qualen" verursachten und mitunter alle fünf Minuten, auch nachts, eingenommen werden mußten — offenbar ganz im Sinne von Heinrich Himmler, der für die Eiter-Experimente „Zivilcourage" befahl und den „heiligen Ernst, etwas erforschen zu wollen".

Erforscht werden sollte in Wirklichkeit gar nichts. Vermutlich wollte der SS-Chef, der im allgemeinen eine schlechte Meinung von den Medizinern hatte („Die Ärzte sind Bürokraten, daß es einen Hund jammern kann"), lediglich Behauptungen entkräften, daß der im Mai 1942 nach einem Bombenanschlag in Prag an Blutvergiftung gestorbene Reichssicherheits-Chef Reinhard Heydrich hätte gerettet werden können, wäre er mit biochemischen Präparaten behandelt worden.

Himmler-Briefe beseitigten jedenfalls bei der Münchner Staatsanwaltschaft „allerletzte Zweifel daran, daß das ausschließliche Ziel der Versuche" in der „Abqualifizierung einer bereits als wirkungslos angesehenen Medizin" bestand: Das Ableben der Testpersonen sei mithin als „notwendige Folge der Versuchsreihe" betrachtet worden.



Pfarrer-Block im KZ Dachau: „Barbarische Qualen"

Schütz, der nach dem Krieg als „Mitläufer" entnazifiziert wurde und sich 1947 in Essen niederließ, weiß heute aus seiner Dachauer Zeit nur noch, daß er offiziell Leiter einer sogenannten Kreislaufprüfstelle war — sonst läßt er sich zur Sache nicht ein. Zu seiner Entlastung bot er nur einen Packen vergilbter Papiere an: Persilscheine, teils von Leuten, die ihn erst nach 1945 kennengelernt hatten, „keinesfalls geeignet" für die Staatsanwaltschaft.

Einer der von Schütz benannten Zeugen, Alfred Langbein, sagte bei seiner Vernehmung, die angeblich von ihm stammende eidesstattliche Erklärung vom 1. April 1947 könne er gar nicht abgefaßt haben. Vermutlich sei sie ihm damals während seines Aufenthaltes im US-Hospital zu Garmisch-Partenkirchen „zur Unterschrift untergeschoben" worden. ◆

Swissair über ihre stleistungen.)



In der DC-10
hast Du sogar in Economy
genug Bewegungsfreiheit:
Es stehen praktisch
nie mehr als 2 Sitze direkt
nebeneinander.



Das Handgepäck
nimmst Du mit in die Kabine.
Passt genau in
diese extragrossen Fächer
über den Sitzen,
und Du sparst Zeit
bei der Gepäckausgabe.



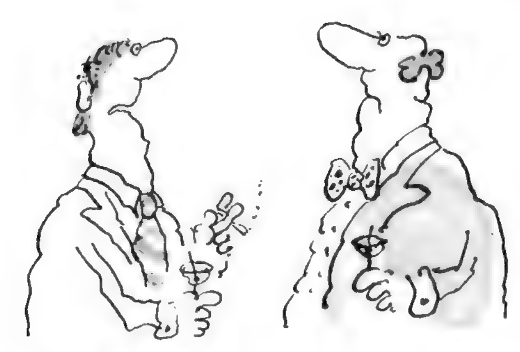
Zollformalitäten
für Musterkollektionen,
Foto- und Filmausrüstungen,
das erledigen die für Dich.



Auf den Fernostrouten
in der DC-10 oder im Jumbo
nach New York schau'
ich mir meist den Film an.
Und dann gibt's 8 verschiedene
Musikprogramme: Richtung Rio
höre ich immer Samba.



Wenn Dein Junge
allein verreist, organisieren
die einen speziellen
Juniorenservice;
meine Jüngste flog kürzlich
ganz allein zu ihrer Tante
nach Bangkok.



Und wie lief
das Geschäft
in Toronto?



Wie gesagt, die Reise war
ein voller Erfolg.



„An meiner Linken kommt keiner vorbei"

Die Erinnerungen des Boxweltmeisters Muhammad Ali / Erster Teil

Von allen Gedichten, die ich geschrieben habe, allen Worten, die ich gesprochen, allen Slogans, die ich von mir gab („Ich bin der Größte!"... „Ich bin der Schönste!"... „Ich bin unbesiegbar!"), hat nichts mehr mein Leben verändert als das „Gedicht", das ich in einer Fernsehübertragung an einem warmen Februarnachmittag des Jahres 1966 in Miami vorlas.

Ich trainierte gerade, um meinen Weltmeisterschafts-Titel im Schwergewicht zum dritten Mal zu verteidigen. Diesmal ging es gegen den 1,98 Meter großen Ernie Terrell, genannt „die Krake", weil er seine langen Arme wie Saugnäpfe um seine Gegner schlang, um so ihre Schläge abzumildern und sie halb tot zu drücken.

Ich war in den Vorgarten der kleinen grauen Zementbude gekommen, die meine weißen christlichen millionenschweren Südstaaten-Finanziers für mich im Negerviertel Miamis gemietet hatten. Ein Fernsehreporter erschien und wollte wissen, was ich dazu sagte, daß die Musterungsbehörde von Louisville mich gerade vom 1-Y-Status zum 1-A-Status befördert hatte, was meine sofortige Einberufung zur Army ermöglichte.

Ich gab ihm die Antwort: „Ich hab' keinen Streit mit dem Vietkong." Später, als sie mir immer wieder die Frage stellten, gab ich es ihnen gereimt:

> Fragt mich, wie ihr wollt so oft und so long,
> über den Krieg in Vietnam sing ich den Song:
> Ich hab' keinen Streit mit dem Vietkong.

Ich hab' dann natürlich noch mehr gesagt, noch viel mehr, und das den ganzen Abend, aber das waren die einzigen Worte, die die Welt offenbar von mir hören wollte. Sie machten Schlagzeilen in ganz Amerika und in Übersee — noch Jahre danach dröhnte mir das Echo in den Ohren.

Tatsächlich begann das Gedröhne schon, bevor ich in dieser Nacht schlafen ging. Ich war zu einem Steakhaus in Miami-Beach gefahren, und als ich zurückkam, stand mein Bruder in der Haustür. „Die Telephone hören gar nicht auf," sagte er, als ich an ihm vorbeistürmte. „Sie spielen verrückt." Wir hatten drei Telephone, und alle drei klingelten, als ich das nächststehende abhob.

Ich hörte eine harte, fiese Männerstimme am anderen Ende der Leitung: „Bist du's, Cassius?"

„No, Sir", sagte ich und dachte, daß er wenigstens meinen Namen kennen sollte. „Hier Muhammad Ali."

„Muhammad, Cassius — wie du dich auch nennst, ich hab' dich im Fernsehen gehört!" brüllte er. „Du feige schwarze Ratte, die ihr Mäntelchen nach dem Wind hängt! Wenn ich eine



Weltmeister Muhammad Ali, geschlagener Liston: „Symbol einer unzerstörbaren Kraft"



Autor Ali auf der Frankfurter Buchmesse: „Was du gesagt hast, hast du gesagt — laß es stehen unbeklagt“

Bombe hätte, würde ich dich zur Hölle pusten! Ich möchte dir und deinesgleichen folgendes sagen. . .“

Ich legte auf, weil ich schon verstanden hatte, was er mir zu sagen hatte, und hob den Hörer des Telephons in der Küche ab. Eine Frauenstimme kreischte hysterisch: „Cassius Clay? Bist du das? Bist du was Besseres als mein Sohn? Du schwarzer Bastard, du! Ich bete zu Gott, daß sie dich morgen einziehen. Dich einziehen und auf der Stelle erschießen! Hör mir zu. . .“

Vier Tage lang sprach ich mit Leuten aus einer völlig anderen Welt. Mit Leuten, die sich nicht einmal für Sport und schon gar nicht für Boxkämpfe interessierten. Besonders einen Menschen werde ich niemals vergessen: Es war ein bemerkenswerter Mann, 70 Jahre älter als ich, aber mit einem frischen Aussehen, das mir schöner schien als das Aussehen jedes Weißen, den ich je in Amerika getroffen hatte.

Mein Bruder Rachman hatte mir den Telephonhörer mit den Worten überreicht: „Die Vermittlung sagt, ein Mr. Bertrand Russell will Mr. Muhammad Ali sprechen.“ Ich nahm den Hörer und hörte den scharfen Akzent eines Engländers: „Ist dort Muhammad Ali?“ Als ich sagte, daß ich es sei, fragte er mich, ob ich korrekt zitiert worden sei.

Ich bestätigte das und wunderte mich dann laut: „Warum interessiert sich jeder dafür, was ich über Vietnam

Muhammad Alis Memoiren

gehören zu den überraschendsten Neuerscheinungen auf dem internationalen Buchmarkt dieses Herbstes. Seit der Weltmeister aller Klassen und Kassen mit dem ihm eigenen Publicity-Aufwand sein Produkt auf der Frankfurter Buchmesse vorstellte, dämmert auch besorgten Kulturkritikern, daß sein Buch alles andere ist als „ein Tiefschlag gegen die Literatur“, wie ein ahnungsloser ZDF-Reporter klagte: Es ist ein Spiegelbild des modernen Amerika, ein Stück spannender Sport- und Sozialgeschichte.

Denn auf seine clownesk-bizarre Art hat der Boxer, Showman, Sprüchemacher und Polit-Sektierer Muhammad Ali mehr zur Veränderung der amerikanischen Gesellschaft beigetragen als jeder andere Sportler. Sein Protest gegen den Vietnamkrieg beeinflußte die Haltung der Masse nichtmilitanter Neger, seine Karriere trug dazu bei, die Vorherrschaft der scheinbar hirnlosen Onkel-Tom-Typen im Schwergewichtsboxen zu zerstören.

Als Sohn eines Schildermalers, Jahrgang 1942, wuchs er in den Negerslums der größten Stadt Kentuckys auf. Wie sein Vater trug er den Namen eines ehemaligen weißen Herrn, der freilich nur ihn ein Sklavenhalter-Name dünkt: Cassius Marcellus Clay (1810 bis 1903) war ein heftiger Gegner der Sklaverei.

Ein Zufall führte den schwarzen Clay in eine Sportschule, wo ihm ein Polizist das Boxen beibrachte. Mit 18 Jahren errang er die US-Meisterschaft im Halbschwergewicht, kurz darauf bei den Olympischen Spielen in Rom die Goldmedaille. Schlag um Schlag fegte Clay, inzwischen Profi, seine Gegner aus dem Ring, 1964 besiegte er Sonny Liston und wurde Weltmeister im Schwergewicht.

Doch „Mr. Großmaul“ wurde bald zum Haßobjekt weißer Rassisten. Vietnamkrieg und Rassenkrawalle trieben den im Grunde unpolitischen Boxer in die Konfrontation mit den traditionellen Mächten. Er verschrieb sich der rassistischen Negersekte „Nation of Islam“ und nannte sich fortan Muhammad Ali.

Als er 1967 den Wehrdienst verweigerte, verlor er Meistertitel und Boxlizenz. Wie Muhammad Ali diese „traurigste Zeit meines Lebens“ überstand und die Gegner in Boxring und Gesellschaft bezwang, beschreibt er in den folgenden Auszügen aus seinem Buch.

denke? Ich bin kein Politiker, kein Führer, ich bin nur ein Sportler."

„Dieser Krieg", sagte er, „ist barbarischer als andere Kriege, und weil einen Boxmeister eine besondere Ausstrahlung umgibt, nehme ich an, daß die Welt nicht nur aus Zufall neugierig darauf ist, was ein Weltmeister denkt. Denn meistens schwimmt er mit dem Strom. Sie aber haben die Leute überrascht."

Mir gefiel der Klang seiner Stimme, und ich sagte ihm, daß ich unter Umständen bald nach England kommen würde, um wieder gegen Europameister Henry Cooper anzutreten.

„Wenn ich gegen Cooper kämpfe, werden Sie dann auf mich setzen?"

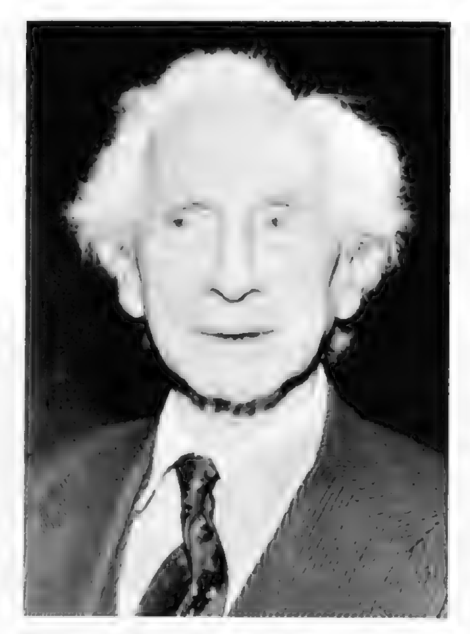
Er lachte. „Henry ist tüchtig, wie Sie wissen, aber ich würde auf Sie setzen."

Ich gab ihm die Standardantwort, die ich bei solchen Gelegenheiten auf Lager hatte: „Sie sind nicht so dumm, wie Sie aussehen." Und ich lud ihn zu dem Kampf ein.

Er konnte nicht zu dem Kampf kommen, aber wir schrieben uns jahrelang Briefe und Karten. Ich hatte keine Ahnung, wer er war (der Name Bertrand Russell war in der Central High School von Louisville nie aufgetaucht), bis ich zwei Jahre später in der „World Book Encyclopaedia" herumblätterte und seinen Namen sah. Er wurde da als „einer der größten Mathematiker und Philosophen" des 20. Jahrhunderts beschrieben.

Noch in der gleichen Minute setzte ich mich hin und schrieb ihm mit der Schreibmaschine einen Brief, in dem ich mich für meine spontane Bemerkung („Sie sind nicht so dumm, wie Sie aussehen") entschuldigte. Er schrieb mir zurück, daß ihm dieser Witz gefallen habe.

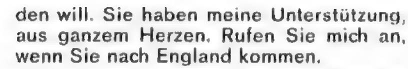
Als mir später wieder ein Kampf in London bevorstand, nahm ich mir vor,



Philosoph Russell
„Nicht so dumm, wie Sie aussehen"

ihn mit meiner Frau Belinda zu besuchen. Aber ich mußte ihm gleichzeitig erklären, daß der Ausgang meines Widerstandes gegen die Einberufung nach Vietnam mich unter Umständen aufhalten könne. Sein Antwortbrief erreichte mich in Houston:

Ich habe Ihren Brief mit größter Bewunderung und voller persönlicher Hochachtung gelesen. In den kommenden Monaten werden die Männer, die Washington regieren, zweifellos versuchen, Ihnen auf jede nur mögliche Weise zu schaden. Aber ich bin sicher, daß Sie wissen: Sie sprechen für Ihr Volk und für die Unterdrückten überall und deren mutigen Verteidigungskampf gegen die Macht Amerikas. Man wird versuchen, Sie zu zerbrechen, weil Sie Symbol einer unzerstörbaren Kraft sind, nämlich des erwachten Bewußtseins eines ganzen Volks, das entschlossen ist, sich nicht länger abschlachten zu lassen, und das nicht länger durch Angst und Unterdrückung erniedrigt wer-



den will. Sie haben meine Unterstützung, aus ganzem Herzen. Rufen Sie mich an, wenn Sie nach England kommen.

Aufrichtig Ihr
Bertrand Russell

Als ich diesen Brief erhielt, hatte man mich bereits verurteilt und mir meinen Paß entzogen, genau wie es ihm im Ersten Weltkrieg widerfahren war. Vier Jahre später gab man mir meinen Paß wieder zurück, aber der Freund, den ich durch meine Bemerkung gegen den Krieg gewonnen hatte, war gestorben. Ich dachte bei jedem Besuch in England an ihn und konnte jahrelang das Bild seines warmen Gesichts und seiner großen Augen nicht vergessen. „Nicht so dumm, wie er aussieht."

Wie war doch alles gekommen? Als ich nach Miami gegangen war, hatte ich nur an den bevorstehenden Kampf mit der „Krake" gedacht. So war ich nicht besonders interessiert, als ein Fernsehreporter namens Robert Halloran eines Abends zu mir kam und sagte, er habe Informationen, die das ganze Trainingscamp auf den Kopf stellen würden: „Es gibt da eine Neuigkeit, wegen der du Terrell total vergessen wirst."

„Mama, was haben sie mit den farbigen Leuten gemacht?"

Ich hatte Halloran erlaubt, sich für ein paar Minuten vor dem Abendläuten auf meinen Bettrand zu setzen, und ich hatte zu schnarchen angefangen, um seinen Weggang zu beschleunigen

Er beugte sich vor und flüsterte: „Ich hab' durch eine undichte Stelle in der Musterungsbehörde in Louisville erfahren, daß man dich wieder als 1A eingestuft hat. Morgen früh soll es bekanntgegeben werden."

„Das haben die auch schon früher gesagt." Ich wurde schläfrig. Seit ich erklärt hatte, daß ich ein Mitglied der „Nation of Islam" sei, ging kein Monat ohne das Gerücht vorüber, daß ich eingezogen werden sollte. „Warum ich, und warum jetzt?"

„Du bist kerngesund, ledig, 24 Jahre alt. Deinen Jahrgang holen sie zuerst. Sie wollen dich kriegen, bevor du 26 bist. Danach können sie dich nicht mehr fassen. So mußten sie einen Weg finden, um dir das Maul zu stopfen."

„Schau, ich bin zweimal durch die Einberufungsprüfung gefallen. Um durchzukommen, braucht man 17 Punkte, und ich machte 16. Ich hatte sogar eine Bruchoperation danach und bin nicht wieder überprüft worden."

„Ich weiß." Er nickte überlegen. „Aber jetzt haben sie die Punktezahl, mit der man eingezogen werden kann, auf 15 gedrückt, und das bringt dich rein."

„Wird man deswegen den Kampf absagen?"

„Dein Kampf bleibt davon unberührt. Heute haben wir den 17. Febru-



Muslim-Propagandist Ali, Freunde: „Allah ist der wahre Weg zur Rettung der Welt"

RATIONALISIEREN KOSTET GELD. HUMANISIEREN AUCH.

ABER WENN UNTERNEHMER UND ARBEITNEHMER DABEI GEWINNE MACHEN, LOHNT ES SICH.

Die Unternehmen befinden sich heute in keiner beneidenswerten Situation. Auf der einen Seite steigen laufend die Kosten. Fürs Personal, fürs Material, für die Energie ... Auf der anderen Seite steigen auch noch die Ansprüche: Mehr Sozialleistungen, humanere Arbeitsplätze, Aufhebung von Taktzwängen ... Eine fast unüberschaubare Kette anscheinend unlösbarer Forderungen.

RATIONALISIEREN UND GLEICHZEITIG HUMANISIEREN DER ARBEITSPLÄTZE HEISST DIE LÖSUNG.

Ja gut. Aber wo? Und wie? Und wer garantiert dem Unternehmen, daß danach erstens ein wirtschaftlicher Erfolg und zweitens humanere Arbeitsplätze erreicht werden? Und vor allen Dingen: was kostet das?

ZUM WO:

In der Fertigung und im Lager! Denn gerade in diesen Bereichen stecken eine Fülle ungeahnter Rationalisierungsreserven. Rationalisierungsreserven, die in den meisten Fällen nur durch eine geänderte Arbeitstechnologie ausgeschöpft werden können.

ZUM WIE:

Mit diskontinuierlichen Fördersystemen. Sie sorgen für den Waren- und Informationsfluß, der alles bietet: Mehr Leistung der Mitarbeiter, schnellerer Durchlauf, weniger Warenumlauf, flexible Fertigungssteuerung, sofortige Kontrollmöglichkeit, besserer Überblick.

Und das ohne die Mitarbeiter unter Zeitdruck zu setzen.

ZUM ERFOLG:

Der ökonomische ist meßbar. Unsere Mindestwerte liegen bei 8% mehr Leistung, 50% weniger Warenumlauf und 60% kürzere Durchlaufzeiten.

Der humane Erfolg ist sichtbar. Einzelarbeitsplätze ohne Taktzwang. Unabhängigkeit der Arbeiter voneinander und von der Geschwindigkeit des Fördermittels.
Kurz: Zufriedene Mitarbeiter.

ZU DEN KOSTEN:

Das ist zunächst eine Frage der Größe. Sollen 20, 200 oder 2000 Arbeitsplätze mit dem System verbunden sein? Unsere Erfahrung dazu: In manchen Unternehmen war der Erfolg so groß, daß das System bereits nach wenigen Monaten (!) die Investitionskosten voll einbrachte. Bei anderen dauerte es 2 bis 3 Jahre. In jedem Fall wurde uns bestätigt, daß sich der Einsatz diskontinuierlicher Fördersysteme gelohnt hat.

Ob es sich in Ihrem Unternehmen lohnt, sagt Ihnen eine Problemanalyse an Ort und Stelle.

COUPON ✂

AN PSB-
PFALZSTAHLBAU
GMBH
FÖRDERANLAGEN
UND LAGERTECHNIK
678 PIRMASENS
POSTFACH 98

BITTE SCHICKEN SIE UNS UNVERBINDLICH IHRE KURZINFORMATION ÜBER PSB-FÖRDERSYSTEME. ☐

SAGEN SIE UNS AM BESTEN GLEICH AN ORT UND STELLE, WAS SIE FÜR UNS TUN KÖNNEN. ☐

FIRMA:

BRANCHE:

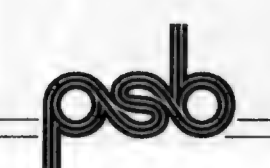
ORT:

STRASSE:

TELEFON:

ZUSTÄNDIG:

FUNKTION:





Amateur-Boxer Clay (2. v. r.) in Rom*: „Der Ruch des alten Sklaven-Südens . . .

ar. Und dein Kampf ist am 29. März in Chicago. So schnell werden sie nicht fertig sein, aber danach . . .“

Obwohl ich die Nachricht über meine Einberufung erwartet hatte, war ich jetzt doch überrascht, als sie mich erreichte. Ich dachte zurück an den Tag vor sechs Jahren, als ich in Jim Martins Turnhalle war und am Sandsack arbeitete, um mich für die Olympischen Spiele in Rom vorzubereiten.

Da erinnerte mich ein anderer Boxer daran, daß ich zur Musterungsbehörde mußte, und wir stürzten hinaus, ärgerlich darüber, daß wir wertvolle Trainingszeit verloren.

Alles was ich über den Kriegsdienst wußte, hatte man mir in der Schule beigebracht: daß jeder Krieg Amerikas für die „Freiheit“ geführt werde oder zu dem Zweck, „die Welt für die Demokratie sicher zu machen“ und „den Frieden zu bewahren“. Hätte man mich damals einberufen, wäre ich wahrscheinlich ohne den geringsten Widerspruch gegangen. Aber nach Rom hatte ich mich gewandelt.

Noch heute kann ich meine Mutter hören, wie sie Besuchern eine ihrer Lieblingsgeschichten erzählt: „Als er erst drei Jahre alt war, hab' ich CC (Cassius Clay) äußerst ungern in die Innenstadt gebracht, weil er sich immer umgeschaut hat und in all den Geschäften und Büros nur weiße Gesichter sah. Dann weinte er und fragte mich immer wieder: ‚Mama, wo arbeiten die farbigen Leute? Mama, was haben sie denn mit den farbigen Leuten gemacht?‘ Und dabei weinte er sich seine kleinen Augen aus.“



. . . hing über meinen weißen Finanziers“: **Profi-Boxer Ali, Förderer in Louisville**

Ich habe den Unterschied zwischen der Lebensart der Weißen und Schwarzen schon früh bemerkt. Louisville war eine Stadt schärfster Rassentrennung; der Geruch des alten Sklaven-Südens hing so schwer in der Luft wie der Geruch der berühmten Whiskys und Pferde. Und er hing auch über meinen Finanziers, weißen, christlichen und millionenschweren Südstaatlern. So „reizend“ sie auch zu mir sein wollten — viele ihrer Taten erinnerten mich doch daran, daß sie ein Teil des Systems waren, dem ich zu entkommen suchte. Joe Louis, der niemals Kritik am weißen Amerika übte, hat einmal über meine Förderer gesagt: „Sie leben in einer anderen Welt als Clay. Sie wissen nicht, was ihn antreibt. Er ist ihnen schon über den Kopf gewachsen.“

Dennoch war ich immer noch ein Pferd mit Scheuklappen, kämpfte und trainierte, kämpfte und trainierte, nur auf das konzentriert, was mir den Meistertitel bringen konnte. Und was die Einberufung betraf, so versicherten mir meine Millionäre, daß ich mir darüber keine Sorgen machen müßte.

Ali befreit sich von seinem „Sklavennamen“.

Warum auch? Eine Zurückstellung von Spitzensportlern war üblich, wenn die Förderer über genug Einfluß und Macht verfügten, und meine hatten beides. Der Profisport im Baseball, im Football und im Basketball konnte ohne solche Freistellungen nicht weiterlaufen. Ich hatte von der Musterungsbehörde seit den Tagen nichts mehr gehört, an denen ich registriert worden war.

Dann aber wurde ich eine Woche vor meinem ersten Kampf gegen Johny Liston aufgefordert, mich einer Tauglichkeitsprüfung im Induction Center in Coral Gables in Florida zu stellen. Ich unterzog mich dem Test und unterschrieb mit „Cassius X“ — das erste Mal, daß ich diese Unterschrift benutzte.

„Was bedeutet das X?“ fragte der Aufsichtsbeamte, nachdem er meinen Test ausgewertet hatte. Ich sagte ihm, daß ich ein Mitglied der Nation of Islam sei; wir würden uns weigern, die Namen zu verwenden, die uns von unseren früheren Sklavenhaltern zugewiesen worden seien. Das X stünde anstelle des wahren, aber uns unbekannten schwarzen Namens.

Er dachte eine Weile darüber nach und bat mich dann ins Hinterzimmer. Zeigte mir eine lange Liste „subversiver“ Organisationen und fragte mich, zu welchen ich gehörte. Weil die Nation of Islam nicht auf der Liste stand, sagte ich: „Zu keiner.“

Er vertiefte sich wieder in meine Testbogen und erklärte, das Ergebnis

* Mit der US-Boxmannschaft bei den Olympischen Spielen. 1960.

Neu: Der Kastenwagen der Ford A-Serie.

Der großvolumige Stadt-Lkw mit lichtdurchlässigem Dacheinsatz serienmäßig.

Ford

LKW

K-XE 850

Ladevolumen bis 13,4 m³.
Optimale Anpassung an die Transportaufgabe durch:
- 2 verschiedene Laderaumhöhen: 1796 mm und 1882 mm.
- 2 Radstände: 3,30 und 3,68 m.
- Ladevolumen je nach Radstand von 9,9 m³ bis 13,4 m³.
- Zulässige Gesamtgewichte von 3,75 bis 5,6 t; abgestuft in 5 Klassen.
- Dreiteiliger, lichtdurchlässiger Dacheinsatz bei allen Modellen serienmäßig: heller Laderaum für bequemeres Arbeiten.

Einfacher laden durch große Türen.
Schnelles, müheloses Be- und Entladen durch:
- Serienmäßige Doppelflügel-Hecktür mit Arretierung bei 90° und 270°. Legt sich flach an den Aufbau an. Problemloses Heranfahren an die Rampe – keine Behinderung beim Laden.
- Serienmäßige seitliche Laderaum-Schwenktür rechts.
- Große Schwenktüren für das Fahrerhaus für bequemen Ein- und Ausstieg.

Benzin oder Diesel nach Wunsch.
Hohe Wirtschaftlichkeit durch individuell abgestimmtes Leistungsangebot:
- 62- oder 87-PS-Dieselmotor.
- 65-PS-V4- oder 100-PS-V6-Benzinmotoren.
- 2-Jahres-Frostschutz bei allen Motoren serienmäßig.
- Einfache Wartung durch Kurzhauber-Bauweise: Routinekontrollen nur alle 10.000 km.
- Kraftübertragung durch vollsynchronisiertes 4-Gang-Getriebe für die 4- und 6-Zylinder-Modelle bis zu einem zulässigen Gesamtgewicht von 5,0 t.
- 5-Gang-Vollsynchrongetriebe serienmäßig bei allen 6-Zylinder-Maschinen ab 5,2 t zulässiges Gesamtgewicht.
- Optimale Ausnutzung des Drehmoments und wirtschaftliches Fahren durch ideale Gangabstufung.

Neu für alle A-Serien-Modelle: Erhöhter Bedienungskomfort.
Leichtere Bedienung und angenehmeres Arbeiten durch:
- Völlig neu berechnete Fahrerposition und Anordnung aller Bedienungselemente.
- Um 40% vergrößertes Fenster an der Fahrerhaus-Rückwand: Bessere Übersicht – mehr Sicherheit.
- 11 cm mehr Beinfreiheit für Fahrer und Beifahrer. Elektrische Scheibenwaschanlage mit großem Reservoir.
- Körpergerechte Einzelsitze mit pflegeleichtem Stoffeinsatz im Sitzkissen und in der Sitzlehne.
- Plus die serienmäßige Komfortausstattung, die dieser Stadt-Lkw schon immer hatte: variable Düsen für Heizung und Frischluft mit Gebläse – Kunstlederverkleidung der Türen – durchgehend gepolsterte Armaturenfront – 2 Sonnenblenden – und mehr.



Der Richtige für Sie.
Komplettes, bedarfsgerechtes Stadt-Lkw-Programm für kostengünstigen Transport:
- Garantie: 1 Jahr oder 50.000 km.
- 10 Kastenwagen-Modelle.
- 12 Pritschenmodelle.
- Für Spezialaufbauten 13 verschiedene Fahrgestell-Ausführungen mit Fahrerhaus.
- Radstände: 3,05 m, 3,30 m, 3,68 m, 3,96 m.
- Zulässige Gesamtgewichte: 3,75 t, 4,6 t, 5,0 t, 5,2 t, 5,6 t, 6,3 t.

Ihr Ford Lkw-Haupthändler berät Sie gern bei der Wahl des Lkw, der für Sie der beste ist.



Das Zeichen der Vernunft.

Ford. Ein vertrauter Name in der Welt der Lkw.

sei „nicht genügend". Und: „Sie haben den Teil ‚Geistige Aufnahmefähigkeit' nicht geschafft. Sie haben Fragen ausgelassen."

„Ich hab's so gut gemacht, wie ich konnte", sagte ich ihm wahrheitsgemäß.

„Niemand, der bei Verstand ist, wird Ihnen das abnehmen. Sie werden von uns hören."

„Zieht diesen Nigger Clay ein!"

Ich habe von ihnen gehört. Vier Wochen nachdem ich im Februar 1964 Weltmeister im Schwergewicht geworden war und bekannt hatte, daß ich ein Anhänger des Ehrwürdigen Elijah Muhammad sei, wurde ich in Louisville erneut einem Test unterzogen. Ich wurde wieder in die Gruppe 1Y eingestuft, und das Geschrei ging los.

Ein Rechtsanwalt in Georgia zettelte eine Kampagne an, deren Parole lautete: „Zieht diesen Nigger Clay ein!" Der Anwalt war einer der ersten, die sich auf mich einschossen. Aber seine Schüsse waren nichts im Vergleich zu dem Bombardement, das aus allen Ekken des Landes auf die Einberufungsbehörde in Louisville niederging.

Der Kongreßabgeordnete L. Mendel Rivers predigte leidenschaftlich: „Clays Freistellung ist eine Beleidigung für jede Mutter, deren Sohn in Vietnam dient. Hier ist er, gescheit genug, um die High School zu beenden, er schreibt seine Art von Gedichten, macht für sich in der ganzen Welt Reklame, verdient eine Million Dollar pro Jahr, fährt in roten Cadillacs herum — und die wollen uns weismachen, daß er zu doof ist, ein Gewehr abzudrücken? Wer ist doof genug, das zu glauben?"

Etwa um diese Zeit bilanzierte Worth Bingham, der jüngste von meinen Förderern in Louisville, die Angelegenheit: „Man verlangt ein Senats-Hearing über deinen Fall. Man behauptet, du seist absichtlich durch die Prüfung gerasselt."

„Ich hab' nur behauptet, daß ich der Größte bin. Und nicht der Klügste", sagte ich.

Er lachte und fuhr dann fort: „Schau Cassius, laß uns die Sache zu Ende denken. Sie wollen dich nicht so sehr in der Army haben, sie wollen vielmehr den Meistertitel zurück in ‚patriotische Hände'. Wir sollten dir diese Leute vom Hals schaffen. Du wählst dir den Wehrdienst aus, den du dir wünschst. Ob Army, Navy, Air Force oder die Marines — du bestimmst es. Du gehst zu einer Grundausbildung von fünf oder sechs Wochen hin. Wir beknien eine Kommission. Du kommst zur Reserve, zu einer Sondereinheit. Du wirst kein Schlachtfeld aus der Nähe sehen. So was wird jeden Tag gefingert."

„Heißt das, daß ich dann zu den Streitkräften gehöre?" fragte ich.

Er nickte. „Technisch gesehen, ja." Und dann, als er sah, daß das auf mich keinen Eindruck machte, versuchte er, das Gespräch mit einem hoffnungsvol-



Ali vor dem Musterungsbüro in Louisville 1966: „Jetzt wollen sie dich kriegen"

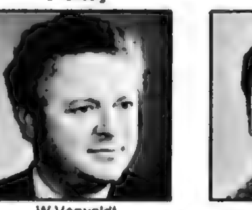

Eugen Werner
1 Berlin


Kurt Stender
2 Hamburg


Willi Schulz
2 Hamburg


H. Brotzmann
2058 Lauenburg


W.Verwoldt
28 Bremen



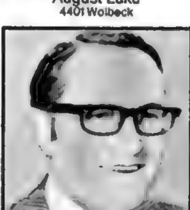

W. Manitius
2351 Trappenkamp


Gerhard Sauer
358 Fritzlar


J. Kassigkeit
3353 Bad Gandersheim


August Lüke
4401 Wolbeck


Ulrich Irle
45 Osnabrück




H. P. Rossbach
5 Köln


Heinz Nelling
53 Bonn


M. Espenschied
62 Wiesbaden


R. Mülhause
645 Hanau


Robert Kunz
66 Saarbrücken


B. Basista
6902 Sandhausen


Hans Müller
7892 Albbruck

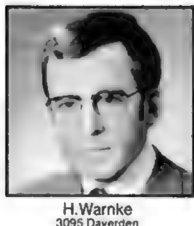

Karl Kaiser
84 Regensburg

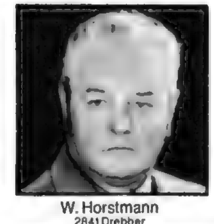
Die Sicherheitbringer der Iduna bringen mehr.

Auch hier im Bild wieder 51 von 17000.

H. J. Bruse
2 Hamburg


J. Schnack
23 Kiel


H. Warnke
3095 Daverden


W. Horstmann
2841 Drebber


H. Popkes
295 Leer

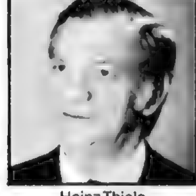

Manfred Haake
3051 Hagenburg-A


N. Tanner
3057 Neustadt


W. Lichtenfeld
3167 Burgdorf


K. J. Rosenthal
33 Braunschweig


W. Erdmann
4 Düsseldorf



Heinz Thiele
46 Dortmund


Arthur Krimm
605 Offenbach

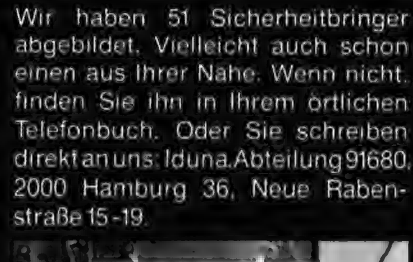

Heinz Rudolph
638 Bad Homburg v. d. H.

Schneller und leichter zum eigenen Heim.
Auch die eigenen vier Wände bedeuten Sicherheit und sind ein Teil der Zukunftsvorsorge. Bausparen ist ein bewährter Weg dafür. Es bringt beachtliche Prämien oder zum Teil noch interessantere Steuerbegünstigungen.

Bausparen bei der Iduna ist doppelt vorteilhaft. Sie erhalten Baugeld zum unveränderlichen Zinssatz von nur 4,5 %. Nach Guthabenzinsen von 2,5 %. Außerdem haben sich Iduna-Bausparer bisher über eine besonders schnelle Baugeldzuteilung freuen können.

Zusätzlich beschafft Ihnen die Iduna auch die 1. Hypothek, unkündbar für viele Jahre. Und sie bietet eine preiswerte Darlehensabsicherung. Dies alles sind Gründe, die für die Iduna Bausparkasse sprechen.

Die Iduna-Sicherheitbringer bringen also nicht nur Versicherungen, sie bringen auch den Schlüssel zum eigenen Heim.


Wir haben 51 Sicherheitbringer abgebildet. Vielleicht auch schon einen aus Ihrer Nähe. Wenn nicht, finden Sie ihn in Ihrem örtlichen Telefonbuch. Oder Sie schreiben direkt an uns: Iduna, Abteilung 91680, 2000 Hamburg 36, Neue Rabenstraße 15-19.



Er ist zufriedener Iduna-Kunde. Er hat einen Bausparvertrag der Iduna. Auch er ist davon überzeugt: „Iduna - immer der richtige Rahmen."


J. Balkenhohl
4504 Georgsmarienhütte

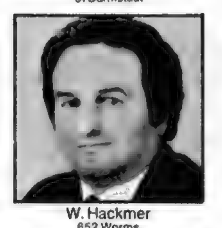
P. Ignatowitz
43 Essen


W. Froböse
4804 Versmold

A. Peikert
518 Eschweiler


Lothar Unger
61 Darmstadt

Jürgen Schäfer
6057 Dietzenbach



W. Hackmer
652 Worms

Erwin Gales
66 Saarbrücken

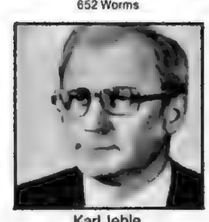

Wilhelm Gehm
718 Crailsheim


P. J. Wemmer
725 Leonberg


H. Thomas
734 Geislingen

H. Hamberger
7501 Grötzingen

Edgar Muth
7519 Eppingen



Karl Jehle
7826 Schluchsee


J. Lapuhs
8071 Mändlfeld


Wolf Floderer
8503 Weissenbrunn


Heinz Zinner
8625 Sonnefeld


August Horn
8729 Eltmann


A. Steinherr
889 Aichach-Alg.

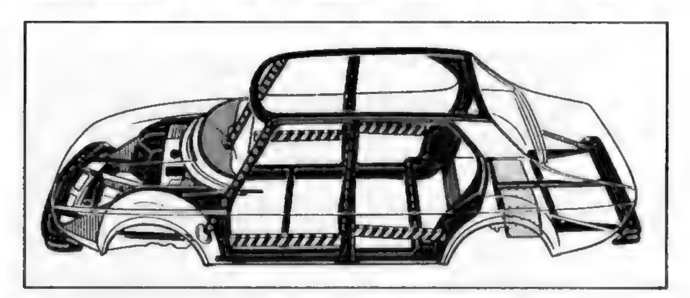



Heinz Scholz
8948 Mindelheim

Meinung:

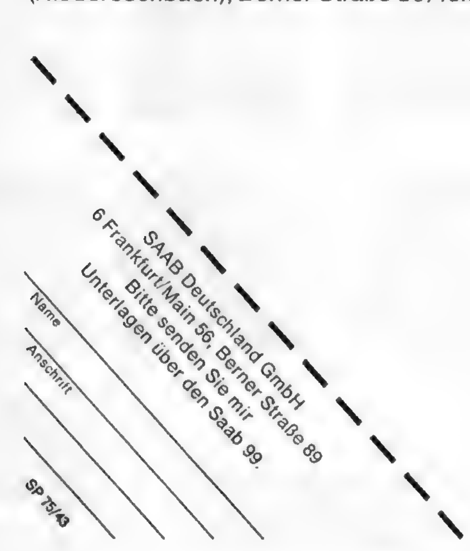
„Der Saab 99 ist ein rollender Panzerschrank, weil er viel dickeres Blech hat, als andere Autos."

Sicher ist:



Die Blechstärken beim Saab 99 sind sehr unterschiedlich. Je nachdem, welche Aufgabe sie zu erfüllen haben. Sie sind in den Knautschzonen schwächer als in der Fahrgastzelle oder in den versteifenden Profilen. So ist beispielsweise das äußere Seitenblech 1,5 mm stark und die vorderen Dachpfosten 2,0 mm. Erst die Kombination von jeweils richtig berechneter Blechstärke und verschiedenartigen Versteifungsprofilen ergibt die berühmte Saab-Stabilität.

SAAB Deutschland GmbH, 6000 Frankfurt/Main 56 (Niedereschbach), Berner Straße 89, Telefon 0611/50 10 56







len Ausklang zu beenden: „Du mußt mir nicht jetzt antworten. Wir haben noch ein bißchen Zeit. Aber denk darüber nach."

Ich hatte zwei Jahre Zeit, darüber nachzudenken. Als nun, im Februar 1966, die Frage wieder unmittelbar vor mir stand, gab ich eine Antwort, die zum Teil das Ergebnis der Tagesereignisse war.

„Wenn auch ihr Haß enorm — halte Dich in Form."

Ich wachte frisch und früh auf, holte meinen Sparringspartner aus dem Bett, spazierte über den Miamibeach Causeway zum Golfplatz und umrundete ihn fünfmal, bevor der Morgen heraufdämmerte. Beim Laufen versuchte ich mir darüber klarzuwerden, wie ich auf die Aufforderung reagieren sollte, mit der ich zu rechnen hatte.

Als ich gegen sieben Uhr zu meiner Bude zurückkam, hatten Kamerateams Lampen im Garten aufgestellt, aber die Nachricht über meine Einberufung war noch nicht da.

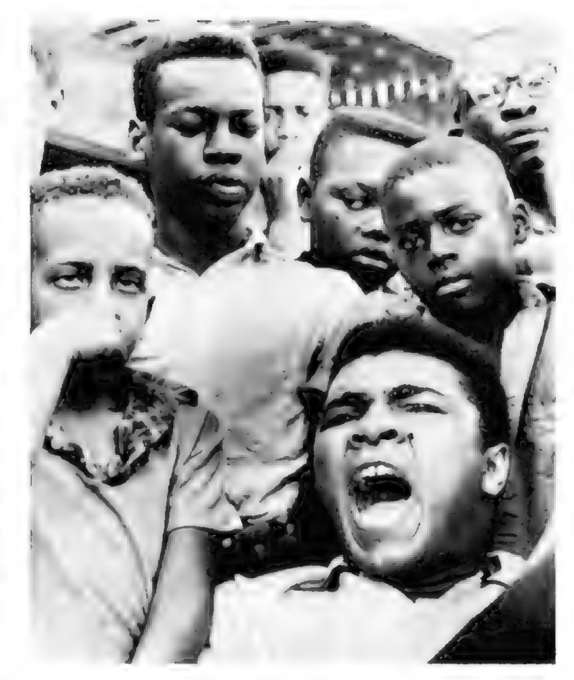
Die einzige Nachricht für mich war ein Gedicht von Moe Fleischer, der Chris Dundee beim Training assistierte. Moe und ich hatten ein gemeinsames Hobby: Wir schrieben in Versform „Voraussagen über Kommendes", und er hatte mir eine geschickt:

> Mag die Army Dich holen,
> mag der Himmel verkohlen,
> es ist zu spät,
> aufzuhalten ein Millionen-Paket.
> Was Du gesagt hast, hast Du gesagt,
> laß es stehen unbeklagt
> egal, ob ihr Haß enorm –
> halte Dich selbst in Form.

Ich wollte zu Moe gehen, da winkten mir drei Polizisten, zwei mexikanische Maiskuchenverkäufer, vier Taxifahrer, eine Hure und ein Betrunkener zu, und alle fragten mich: „Gehst du zur Army?" Und als ich das Camp erreichte, folgte mir ein Schwarm von Reportern, die wissen wollten: „Was wirst du sagen, wenn dich die Army ruft?"

„Um Himmels willen, sag nichts, sag überhaupt nichts", flüsterte mir mein Trainer Angelo Dundee zu, während mir die Reporter in den Umkleideraum folgten. „Schick sie zu mir", sagte er. „Laß mich mit ihnen sprechen."

„Ich möcht' selbst mit ihnen reden, Angie", erinnerte ich ihn ruhig. Er wußte nur zu gut (und hatte Verständnis dafür), daß ich mein eigner Sprecher bin — und mehr als nur das.



Ali, Zuhörer: „Keinen Streit mit dem Vietkong"

Irgend jemand brachte Moe ein Telegramm. Er riß es auf und las; sein Gesicht, meist traurig wie das einer Dogge, faltete sich zu einem Grinsen. Dann gab er es mir, als handele es sich um einen für gedeckt befundenen Scheck. „Hab' ich dir nicht gesagt, daß der Kampf klargeht?"

Das Telegramm war die erste Regung des Boxveranstalters auf meine Tauglichkeits-Einstufung für das Militär. Es lautete: „Ali-Terrell-Kampf wie geplant. Über Clays bevorstehende Einberufung informiert. Zeitpunkt unbekannt. Noch reichlich Zeit, Kampf durchzuziehen. Kartenverkauf gut. Britische Rechte für 200 000 Dollar verkauft."

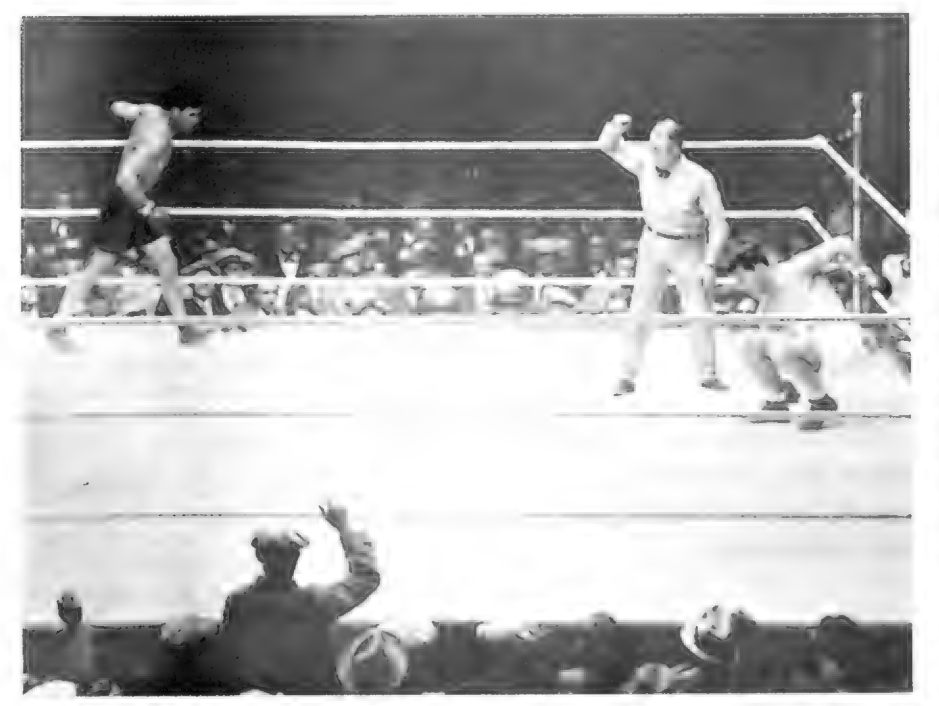
Ich wollte schon gehen, aber Angie Dundee mußte seinen Senf noch dazugeben. „Muhammad, ich weiß, du wirst das schon machen, versteh mich nicht falsch. Die möchten irgendwas ganz groß aufblasen. Die haben nicht verkraftet, wie du Liston und Patterson aus dem Ring gefegt hast. Eine Frage zieht die andere nach sich. Die werden dich nach allem möglichen ausquetschen. Ich versuche nicht, dir was in den Mund zu legen. Aber wenn die Ankündigung von der Army kommt, würde ich an deiner Stelle einfach sagen: Kein Kommentar. Laß es dabei."

„Danke, Angie", sagte ich und ging die Treppe hinunter; aber ich sah noch die Sorgenfalten meines Trainers. Schon möglich, daß „Kein Kommentar" der beste Ausweg gewesen wäre; aber Angie wußte, das war nicht meine Art, mit Fragen fertig zu werden.

Ich marschierte den weiten Weg von Miami Beach bis zum Negerviertel der Stadt; Kinder riefen hinter mir her und folgten mir die ganze Zeit. Und da passierte, was meine Antwort auf die große Frage vorwegnahm.

Wenn ich hier den Bürgersteig wechselte, blieben meistens die Kinder zurück, die auf der Miami-Beach-Seite hinter mir hergetobt waren. Dann traten andere an ihre Stelle, die näher in meiner Nachbarschaft wohnten. Diesmal ging ich eine ganze Weile, bevor ich welche von ihnen entdeckte. Zuerst hörte ich sie wie bei einer wüsten Schlägerei brüllen.

Dann bog ich um die Ecke und fand eine Bande von ihnen, die Flaschen und Steine drei verängstigt davonrennenden Kindern hinterherschleuderte. Bevor ich sie erreichte, hatten sie die



Ali-Kritiker Dempsey, Tunney: „Sie haben die amerikanische Flagge entehrt"

kleine Gruppe eingekreist und bearbeiteten sie mit Stöcken und Steinen. Ich packte ein Kind beim Kragen und fragte, was los sei.

„Wir spielen nur", sagte es blöde. Sein Kumpan erklärte: „Das sind Vietkong, wir Amerikaner. Wir spielen nur."

Dann erkannten sie mich alle und brachen ihr Spiel ab. Ich ging zu einem der kleinen „Vietkong" — einem Mädchen, dem ich die Angst besonders angesehen hatte. Ich hob es auf meine Schulter. Ein hartnäckiger Bursche protestierte: „Die gehört zu den Vietkong. Wir sind gegen die, oder etwa nicht, Champ?"

„Nein", sagte ich. „Sind wir nicht. Wir haben überhaupt nichts gegen irgendeinen Vietkong. Die sind wie du und ich."

Er sah mich genau an, um sicherzugehen, ob ich es ernst meinte, drehte sich dann herum und informierte die anderen Kinder: „Wir haben nichts gegen irgendeinen Vietkong."

„Champ, der Kampf soll abgeblasen werden."

Als ich zu meiner Behausung zurückkam, dachte ich noch immer über das Kriegsspiel der Kinder nach und wie schnell sie damit aufhörten, sobald sie wußten, daß es der Weltmeister mißbilligte.

Ich ging ins Haus. Dort wartete Halloran am Telephon. Es war am späten Nachmittag. Ganze Mannschaften von Photographen und Reportern waren eingetroffen — aus Chicago, New York, Philadelphia. Bob O'Hara, ein kleiner Reporter mit einem Habichtgesicht, den ich noch aus Louisville kannte, nahm mich beiseite. „Gönn einem Kumpel aus deiner Heimat einen kleinen Vorsprung. Was wirst du sagen, wenn sie dich einziehen?"

Ich wollte gerade antworten, da hörte ich ein Geschrei aus dem Flur. „In diesem Moment hat es die Army angekündigt", rief Halloran. „Was hab' ich dir gesagt! Du bist von I-Y-untauglich in I-A-tauglich hochgestuft worden. In einem Monat erwarten sie dich bei der Armee."

Ein Reporter fragte draußen, ob ich die Einberufung hinnehmen würde. Die Kinder sahen mir ins Gesicht, und ich blickte sie an. Ich schüttelte den Kopf und wiederholte die Bemerkung, die ich schon vor ihnen hatte fallenlassen. Einige Reporter stürmten hinaus, um an ihren Berichten zu feilen. Sie wußten genug. Andere schoben Fragen nach: „Wie fühlt man sich, wenn man eingezogen wird?"

„Zwei Jahre lang klebte mir die Army das Etikett ‚Blödmann' ans Jakkett", sagte ich. Sie zogen meine Eltern, sogar meine geschiedene Frau in die

Sache rein. Jedermann fragte sie, ob ich ein solcher Dummkopf sei, der nicht einmal den Intelligenz-Test der Army bestehen könne. Jetzt plötzlich genüge ich ihren Ansprüchen, ohne daß sie nachgeprüft haben, ob ich vielleicht klüger oder dümmer geworden bin. Es ist fast so, als wäre ich in den zwei Jahren, in denen sie mich in Ruhe gelassen haben, einer der 30 smartesten Männer in Louisville geworden."

Sie lachten. Als der Kameramann verschwunden war, redete ich offenherzig über meine Haltung zum Krieg, zur Rassenintegration und darüber, weshalb ich Mohammedaner geworden war.

„Ich will nur Frieden", sagte ich. „Frieden für mich und Frieden für alle Welt. Mein Glaube ist der Islam. Ich bin ein Anhänger des Ehrwürdigen Elijah Muhammad. Ich glaube an Allah. Ich bin überzeugt, das ist der wahre Weg zur Rettung der Welt. Es gibt mehr als 450 Millionen Moslems in Asien, Afrika und im Nahen Osten. Ich bin einer von ihnen und stolz darauf."



Chicago-Bürgermeister Daley
„An die Decke gesprungen"

Unter den Anrufen, die mich erreichten, waren viele so freundliche, daß ich die Gemeinheiten der ersten Anrufer fast vergessen hätte. In manchen Nächten unterhielt ich mich mit den Anrufern, in anderen zogen wir das Telephonkabel schon einmal aus der Steckdose, damit wir ruhig schlafen konnten. In einer solchen Nacht hätte ich beinahe einen entscheidenden Anruf verpaßt.

Knapp vor Tagesanbruch wollte ich das Häuschen verlassen, als mein Bruder Rachman rief: „Anruf aus Chicago."

„Erzähl ihnen, ich wäre gerade unterwegs zum Lauftraining", rief ich zurück und ging. Aber bevor ich noch aus dem Garten war, schlug er Alarm: „Champ, er sagt, vergiß das Lauftraining. Der Kampf soll abgeblasen werden."

Ich eilte zurück, schnappte mir den Hörer. Am Apparat war Wendell Smith, ein schwarzer Reporter der „Sun-Times", der auch zum politischen Stab des Chicagoer Bürgermeisters Daley gehörte. Er sagte: „Hör zu, Champ, Bürgermeister Daley hat dich im Fernsehen gehört." Wendell sprach todernst. „Er ist an die Decke gesprungen, ebenso der Gouverneur Kerner. Sie haben dich als Verräter denunziert. Und das ist noch nicht mal das Schlimmste!"

„Was ist das Schlimmste?"

„Der Bürgermeister legte dem Gouverneur nahe, die Sportkommission von Illinois zu beeinflussen. Sie soll ihre Genehmigung überprüfen, die sie dir für die Titelverteidigung gegen Terrell in Chicago erteilt hat."

Ich hatte mit allem gerechnet und wußte, die Sportbehörde würde tun, was immer der Bürgermeister oder der Gouverneur ihrer Meinung nach von ihnen erwartete. Aber ich mochte es noch nicht glauben. „Bist du sicher?"

„Ich hab' die ganze Nacht versucht, dich zu erreichen." Smith schien erschöpft. „Du weißt, daß aus dem Treff mit Präsident Johnson im Weißen Haus, den ich für dich durchgeboxt habe, nichts wird, wenn der Kampf platzt." Wendell hatte an einer PR-Kampagne gearbeitet, die darauf abzielte, dem Sieger des Ali-Terrell-Kampfes eine Einladung ins Weiße Haus zu verschaffen.

Wendell hatte lange für diesen Termin im Weißen Haus gebohrt, und ich bedauerte ihn. „Es gibt nur eine Möglichkeit, aus der Sache rauszukommen", fügte er zögernd hinzu. „Falls du nach Chicago fliegen und vor der Sportkommission erscheinen könntest. Vielleicht sagst du, sie hätten dich falsch zitiert. Ich könnte zum Bürgermeister gehen. Ich könnte mit ihm reden."

„Amerika gewinnt immer, weil es Gottes Kriege führt."

Dann folgt eine lange Pause. „Danke Wendell", beschied ich ihn. „Du solltest noch einmal darüber nachdenken", sagte er ohne viel Hoffnung. „Sie treffen sich erst am Wochenende."

Während ich einhängte, drehte ich mich um und sah meine Sparringspartner, meinen Koch, die Mitarbeiter. Alle sahen mich wie betäubt an. Sie hatten sich genug Mosaiksteinchen zusammengefügt, um in Alarmstimmung zu geraten. „Steht nicht da mit offenem

Maul", bellte ich. „Wir müssen unser Lauftraining hinter uns bringen."

Ich beendete meine Runde und begab mich zurück ins Quartier. Captain Samuel, ein enger Vertrauter und Vorsteher von Muhammads Moschee in Miami, übergab mir ein bereits geöffnetes Telegramm: „Sie haben Ihren Titel und die amerikanische Flagge



Ali, geschiedene Ehefrau Sonji
„Jedermann fragte sie . . .

entehrt sowie alle Prinzipien, die sie verkörpert. Entschuldigen Sie sich für Ihre unpatriotischen Bemerkungen, oder Sie kommen nicht wieder in den Ring." Das Telegramm kam von Gene Tunney, dem früheren Weltmeister im Schwergewicht.

„Soll ich zurücktelegraphieren?" Sam suchte mein Gesicht aufmerksam nach Reaktionen ab.

Ein paar Monate später lud ich Tunney zu einem Streitgespräch vor Fernsehkameras ein: Der schwarze und der weiße Schwergewichtsweltmeister sollten über Recht, Chancengleichheit, Freiheit und „Patriotismus" diskutieren; darüber, was „Patriotismus" sei und was Verrat. Er hat nie darauf geantwortet, was mich nicht überraschte. Tunney und Dempsey hatten es als Weltmeister stets abgelehnt, sich einem Schwarzen zu stellen. Sie hatten sich niemals gegen den Lynchterror im Süden geäußert, der Schwarze traf, als sie den Titel hielten. Immer waren sie „weiße Champions" gewesen.

Das Telephon klingelte, und Captain Samuel wartete immer noch auf meine Antwort. Ich schüttelte den Kopf und nahm den Hörer auf. Es war Ben Bentley, Boxpromoter aus Chicago.

Er kam sofort zur Sache: „Champ, die Sportkommission hat für Freitag eine Sitzung einberufen — es geht ausschließlich um dich." Ich sagte ihm, daß ich das bereits wisse. „Aber da gibt es Dinge, über die ich am Telephon nicht sprechen möchte. Können wir uns nicht morgen früh treffen?"

„Wo?"

„Am Flughafen. Wir treffen uns direkt nach Abschluß deines Morgentrainings — okay? Und verrat niemandem, daß ich komme."

Ich sagte zu. Ich kannte Bentley seit meinen Tagen als Amateurboxer. Er war damals ein elegant gekleideter, stets Zigarren rauchender Promoter, immer in der Nähe von Boxern und Athleten, von denen ihn die meisten respektierten. Jetzt war er hauptsächlich damit beschäftigt, die beträchtlichen Geldmengen zusammenzubringen, die jedesmal nötig sind, wenn man einen Weltmeisterschaftskampf im Schwergewicht veranstalten will.

Als ich am nächsten Morgen, noch im Trainingsdreß, am Flughafen eintraf, wurde ich von Bentley schon erwartet. Wir setzten uns in den Coffee-Shop, und er wühlte lange in seiner Aktentasche. Schließlich legte er ein paar Papiere und Zeitungsausschnitte auf den Tisch.

Trotz seiner Nervosität hielt er sich nicht lange bei der Vorrede auf: „Muhammad, ich bin am Rand des Ruins. Wenn die Sportkommission am Freitag tagt und du nicht erscheinst, werden sie den Kampf absagen. Dann ist alles den Bach runter, was ich besitze. Wenn du nicht widerrufst, will die (Veteranenorganisation) American Legion alle Vorverkaufsstellen boykottieren. Aber ich habe es hingekriegt, daß uns der Bürgermeister, der Gouverneur und die ‚Chicago Tribune' unterstützen wollen, wenn du die Kommission zufriedenstellst."

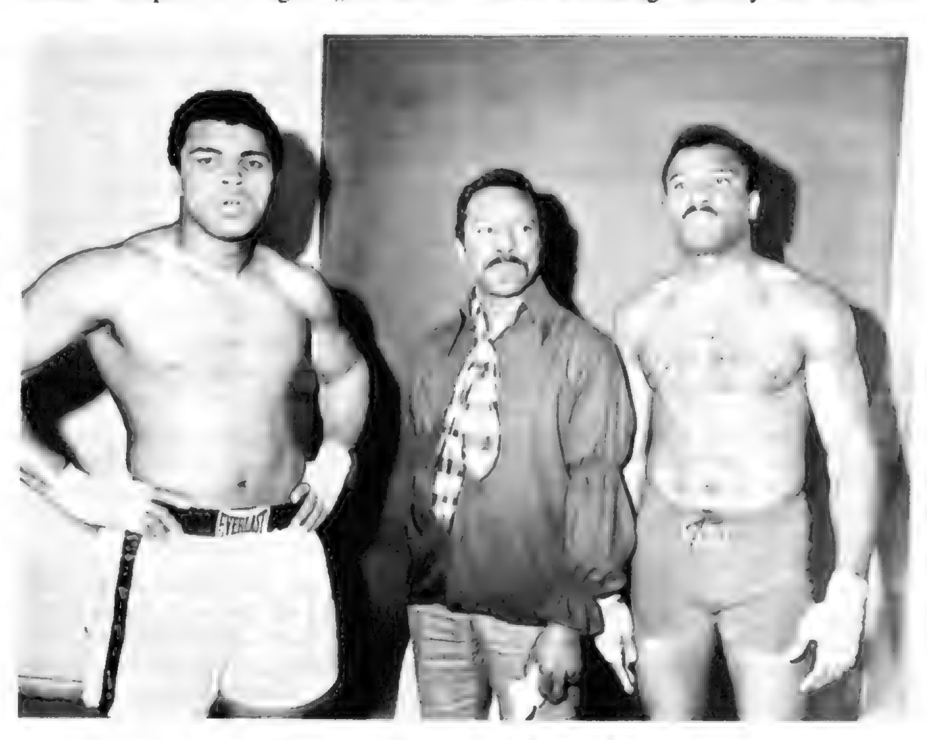
Ich sah mir die Zeitungsausschnitte an, die er auf dem Tisch ausgebreitet hatte. Ein Artikel aus der „New York Post" erinnerte an Joe Louis und forderte die Leser auf, mich zu drängen, dessen Beispiel zu folgen: „Joe Louis hat gesagt, Amerika werde immer gewinnen, weil es Gottes Kriege führt."

Ein Artikel von Jim Kernaghan aus dem „Toronto Star" trug die Überschrift: „Clay wird von Millionen gehaßt." Eine andere Story enthielt ein Jack-Dempsey-Zitat: „Muhammad Ali ist als Boxer erledigt. Er ist am Ende, wie auch sein nächster Kampf ausgehen mag. Er sollte auf sich achtgeben, die Straßen sind für ihn nicht mehr sicher."

„Sie werden weitermachen, bis du als Boxer gestorben bist."

Ich hatte das Gefühl, einen Schalter betätigt zu haben, der all den lang aufgestauten Haß und die Bitterkeit eines großen Teils des weißen Amerika auf mich herunterprasseln ließ. Ich sollte nun endlich bestraft werden für all meine Prahlerei und Angabe. Dafür, daß ich mich selbst „den Größten" genannt hatte, ohne erst ihre freundliche Billigung einzuholen. Dafür, daß ich ihr Christentum eine Farce genannt, mit meiner eigenen Religion geprunkt und ohne Entschuldigung meinen Leuten eine „Black-is-best"-Philosophie gepredigt hatte. Dafür, daß ich ihren Wunsch enttäuschte, mich am Boden liegen zu sehen, auf daß sie ihre Wettgewinne aus meiner Niederlage zur Bank tragen und beim nächsten Mal wieder setzen könnten.

Die Leute, die mich von Anfang an nicht gemocht hatten, waren nie eine organisierte Gruppe gewesen, uneins darüber, wie man mich treffen könnte. Ohne es zu wissen, hatte ich ihnen nun einen Vorwand geliefert, der sie vereinigte — zu einem heiligen, patriotischen Kreuzzug. Bentley sah mich an



. . . ob ich ein solcher Blödmann sei": **Ali, Vater, Bruder Rachman**



und war nahe am Heulen. „Wenn wir es jetzt zulassen, daß sie dich blockieren, werden sie weitermachen und weitermachen, bis du wirklich als Boxer gestorben bist.“ Und als ich immer noch ungerührt erschien, beschwor er mich: „Muhammad, alles, was ich in dieser Welt besitze, steckt in dieser Sache. Ich selbst bin erledigt.“

Das war eine Tonart, die ich verstand: „Also, was erwartest du nun von mir?“

Er gab mir eine Telephonnummer: „Ruf den Leiter der Sportkommission in Chicago um ein Uhr an. Sag ihm, daß du an der Sitzung am Freitag teilnehmen wirst und daß du dich entschuldigst.“ Als ich darauf schwieg, fuhr er fort: „Sie wollen doch nicht mehr als die Zusicherung, daß du ein loyaler, patriotischer Bürger bist, irgend etwas, das ihnen erlaubt, das Gesicht zu wahren. Wenn du das tust, ist der Kampf gerettet.“

Zur verabredeten Zeit fand ich mich schließlich am Telephon. Mr. Triner von der Sportkommission wartete bereits auf meinen Anruf. Ich übermittelte ihm die Notizen, die unser Anwalt für mich vorbereitet hatte: daß ich betrübt sei — für welche Verwirrung auch immer, die ich hervorgerufen hätte. Mir seien die Nerven durchgegangen, und ich riefe an, um mich zu entschuldigen.

Schutz vor den Reportern — Heftpflaster auf den Mund.

Triner war erfreut — tatsächlich triumphierte er wohl ein bißchen. Er bedankte sich, meinte aber, er sei nicht autorisiert, meine Entschuldigung anzunehmen oder zurückzuweisen. Das könne nur die volle, dreiköpfige Kommission, und ich müsse am Freitag vor dem Triumvirat erscheinen. Ich hätte anzutreten, um jene Fragen zu beantworten, die sich aus Kapitel 9, Absatz 6 der Statuten der Kommission ergäben. Dort heißt es, ein Preisboxer müsse überzeugend darlegen können, daß er „eine Person von gutem, stabilem und moralischem Charakter“ sei, die sich nicht „gegen das Publikum und das Ansehen des Boxsports“ vergehe.

Eine Sekunde lang konnte ich nichts antworten und dachte darüber nach, was er eigentlich von mir verlangte. Da keiner der anderen Konfliktpunkte auf mich zutraf, nahm ich an, daß meine Äußerung, ich hätte „keinen Streit mit dem Vietkong“, als „gegen das Publikum“ gerichtet verstanden werde.

„Werden Sie kommen?“ Triner schien etwas unsicher. Es gab bestimmt keinen Anlaß, zu dem ich weniger gern erschienen wäre. Aber ich hatte Anwälten, Freunden, Trainern, Geldgebern und allen, die an der Vorbereitung des großen Kampfes beteiligt waren, ver-

sprochen, daß ich gehen würde. „Ich werde da sein", sagte ich endlich.

Mit Angie, Moe und einer Wagenladung von Helfern fuhren wir zum Flugplatz. Moe wirkte düster und bedrückt. Bevor ich an Bord ging, gab er mir einen seiner kleinen Briefumschläge. „Es ist das Gedicht und die Prophezeihung", sagte er. „Lies es im Flugzeug." Ich steckte es in die Tasche, und wir starteten nach Chicago.

Als wir landeten, drängte sich Bentley durch die Schar der Reporter und kam zu mir. Er hatte eine Packung Heftpflaster, und weil ich wußte, wie nervös er war, klebte ich mir einige über den Mund. Die Reporter nannten das meine „Mund-zu"-Politik, lachten und bedrängten mich nicht mit Fragen.

Bentley war nervös, bis er mich am Hotel absetzte. Er schaute auf die Uhr. „Nur noch 24 Stunden bis zur Verhandlung." Die würde, versicherte er mir, nur 15 oder 20 Minuten dauern.



„Islam"-Führer Elijah Muhammad
„Sei ein Mann und steh dafür ein"

„Sprich genau das, was du am Telephon gesagt hast, und wir kommen über die Hürde. Und rede nicht mit den Reportern, bevor es vorüber ist." Er schüttelte mir herzlich die Hand.

Am Nachmittag konferierte ich stundenlang mit meinem Freund Herbert Muhammad über den Auftritt vor der Sportkommission. Es war der Vorabend des heiligsten Tages des Islam: der Tag des Erlösers. Ich entschied mich, über das Wochenende zu bleiben, um der Feier beizuwohnen, und ich fragte Herbert, ob er mir ein Zusammentreffen mit „Messenger" Muhammad vor meiner Verhandlung arrangieren könnte.

Der Messenger hat sich kaum jemals zu Sport-Themen geäußert, aber Herbert brachte es fertig, das Treffen auf eine Stunde vor meiner Verabredung mit den Sportkommissaren festzusetzen. Am Morgen traf ich meinen



Ali (x) vor der Sportkommission*: „Wenn es unpatriotisch ist, gegen Krieg zu sein ...

Rechtsanwalt im Haus des Messengers in Kennwood. Der Messenger sagte einfach: „Bruder, wenn du meinst, es war falsch, was du gesagt hast, dann sei ein Mann und entschuldige dich dafür; aber wenn du glaubst, du hast das Richtige gesagt, dann sei ein Mann und steh dafür ein. As-Salaam Aleikum." Mehr sagte er nicht.

„Er bleibt weise vor Gericht, er entschuldigt sich nicht."

Auf der Fahrt hörte ich nur mit halbem Ohr auf meinen Rechtsanwalt, der die von ihm entworfene Entschuldigungsrede für mich noch einmal erklärte. Wir stoppten gegenüber der City Hall am Illinois State Building, und ich erinnere mich, wie ich über die riesige Menschenmenge überrascht war, die sich am Portal versammelt hatte.

Eine Gruppe von Demonstranten in Army-Uniformen aus dem Zweiten Weltkrieg versuchte, den Eingang zu blockieren. Sie trugen Transparente mit Aufschriften wie: „Clay! Entschuldige Dich bei Amerika ...!" Oder: „Clay! Liebe Amerika oder verlaß es!" Eine kleine Gruppe von jungen Demonstranten auf der anderen Straßenseite parierte mit Zeilen wie: „Gebt dem Champion eine Chance!"

Wir wurden in einen Fahrstuhl gestoßen und danach in einen Konferenzraum in den oberen Stockwerken gepreßt. Es sah aus wie in einem Tribunal. Ich hatte erwartet, am runden Tisch locker Auskunft geben zu können; tatsächlich aber thronten die Kommissionsmitglieder wie ein Hohes Gericht auf einem erhöhten Podium und blickten auf den Stuhl des Angeklagten herunter. Hinter ihnen hingen zwei riesige Photos: links Chicagos Bürgermeister Daley, rechts Illinois-Gouverneur Otto Kerner.

„Wie ich höre, wollen Sie eine vorbereitete Erklärung abgeben", begann der Vorsitzende Triner. Ich erhob mich, und im Saal wurde es ruhig. „Also haben Sie nun eine Erklärung vorzulesen?" wiederholte Triner.

Mein Anwalt wandte sich zu mir und reichte mir ein Stück Papier, aber ich schob es zur Seite. „Nein", sagte ich, „ich habe keine vorbereitete Erklärung. Was ich in Miami gesagt habe, hätte ich den Beamten der Einberufungsbehörde sagen sollen und nicht Reportern. Ich bedaure, nicht die richtigen Leute angesprochen zu haben."

Triner blickte verwirrt. Seine Augen wanderten zwischen meinem Gesicht und dem meines Anwalts hin und her. Kommissionsmitglied Joe Ribichaux lehnte sich über den Tisch, schnitt das Vorgeplänkel mit einer Handbewegung ab und kam zur Sache: „Zu wem Sie Ihre Äußerung gemacht haben, ist ganz ohne Belang, es geht um deren Inhalt. Wollen Sie sich für Ihre unpatriotische Äußerung entschuldigen, gleichgültig, vor wem Sie sie abgegeben haben?"

Ich wollte antworten, fühlte aber einen Druck in meiner Rippengegend und hörte meinen Anwalt dringlich flüstern: „Sagen Sie ihnen, daß Sie zurücknehmen, los, sagen Sie es ihnen!"

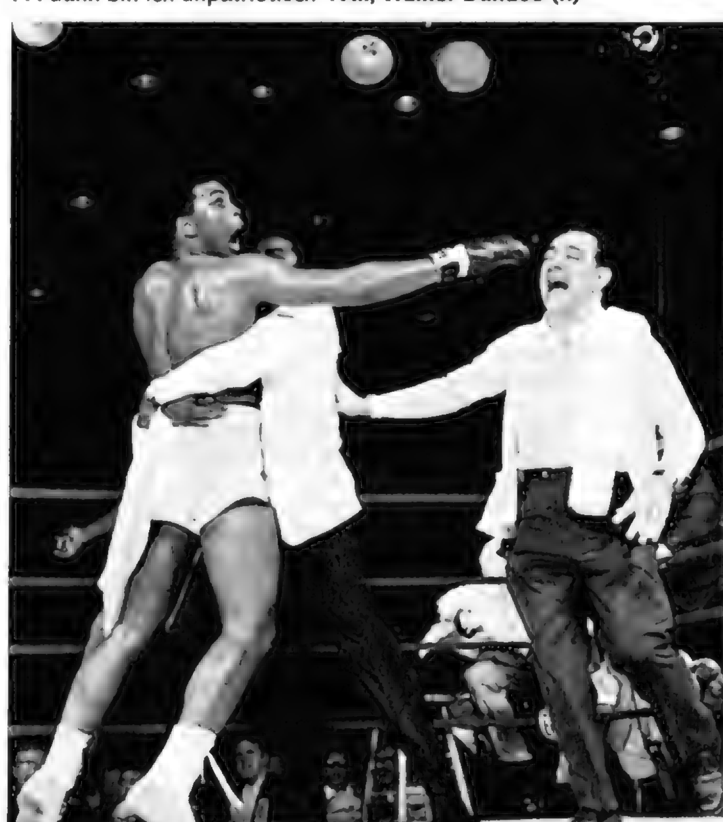
Der Commissioner fuhr fort: „Cassius Clay ..." Er akzentuierte meinen alten Sklavennamen mit ziemlicher Emphase. „Entschuldigen Sie sich bei dem amerikanischen Volk, beim Gouverneur dieses Staates, beim Bürgermeister dieser Stadt? Entschuldigen Sie sich für Ihre unpatriotische Äußerung?" Er wußte genau, daß er meine Karriere in seiner Hand hatte, und er wollte, daß ich das auch genau wisse.

Mein Anwalt boxte mich nun beinahe zur Seite, er wollte wohl zu gerne für mich antworten. Wie ein Auktionator beim letzten Gebot trompetete der Commissioner: „Habe ich mich klar genug ausgedrückt?"

„Nein, ich bedaure nicht, was ich gesagt habe, und ich werde mich nicht entschuldigen."

Die Männer auf dem Podium waren erschrocken. Sie blickten auf meinen Anwalt herunter, dann hinüber zum Promoter Bentley. Einer von ihnen fing wieder an: „Cassius Clay ..." Ich fiel ihm ins Wort und korrigierte: „Der Name ist Muhammad Ali." Der Handschuh war geworfen worden, und ich hatte ihn aufgenommen.

Die Kommissionsmitglieder flüsterten untereinander, aber mir war klar, daß das Hearing zu Ende war. Ich stand auf und bahnte mir meinen Weg zur Tür, mein Anwalt zerrte verzweifelt an mir und beschwor mich mit entsetztem Unterton: „Muhammad, hören Sie auf, kommen Sie zurück!" Aber ich war zu weit gegangen, um noch um-

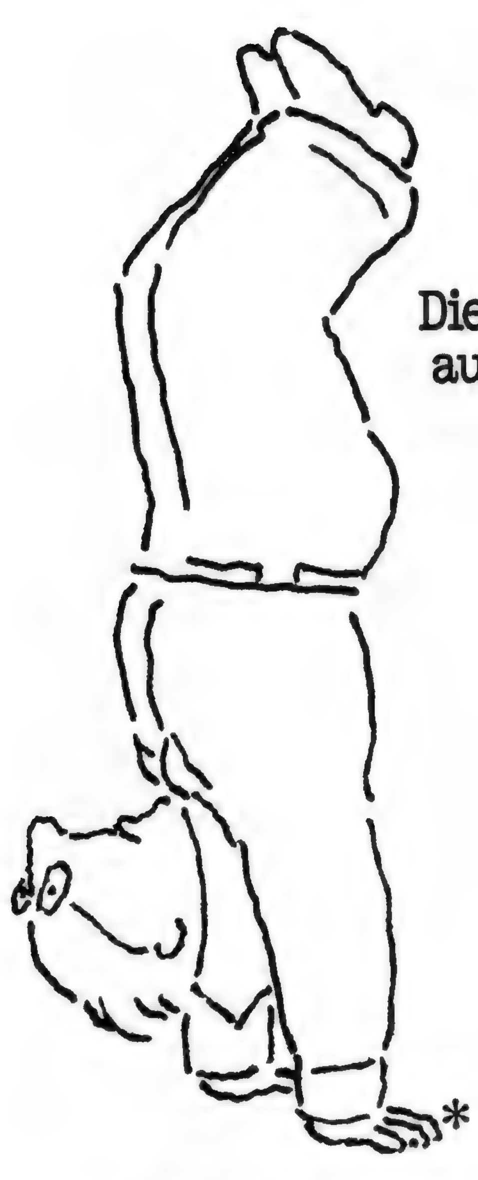


... dann bin ich unpatriotisch": **Ali, Trainer Dundee (r.)**

* An den Mikrophonen: Vorsitzender Triner.



Geballte Leistung.
Nizo 156 XL
Reflexsucher mit Entfernungsmesser für optimale Scharfeinstellung
Brennweitenautomatik
Einzelbildautomatik (Zeitraffer) 6 B/s, 1 B/s, 1 Bild alle 5 s
Lauffrequenzen 9 – 18 – 24 – 36 B/s Einzelbildschaltung
Gegenlichttaste
XL-Einrichtung durch vergrößerten Hellsektor
Schneider Variogon 1:1,8/7–56 mm mit CdS-Belichtungsautomatik
Abklappbarer Handgriff
BRAUN



Die Lebensaussichten eines Bürostuhls aus dieser Sicht zu erforschen, ist neu. Aber nicht dumm.

Bürostühle nur von oben herab zu beurteilen, ist unklug. Denn ein Stuhl, der Ihnen gefällt, ist nicht immer ein Stuhl, der lange hält.

Wir raten Ihnen, erst einmal die Unterseite in Augenschein zu nehmen. Da entdecken Sie sehr bald, was einen stollgiroflex zu einem Langleb-Bürostuhl macht.

Er hat den aufwendigen «Girolift», eine stufenlose Höhenverstellung mit kombinierter Gas- und Stahlfederung. Die Gaspatrone steckt in einer zusätzlichen Hülse, damit sie seitlich nicht belastet wird.

Dann werden Sie feststellen, dass wir nichts von Einheitsrollen halten und uns immer noch die Mühe nehmen, die Rollen der Art des Fußbodens anzupassen.

Auch die Neigemechanik des abgebildeten Stuhls, bei der Sie mit den Füßen immer auf dem Boden bleiben, ist typisch für den Aufwand, den wir betreiben.

So. Nach dieser Inspektion dürfen Sie es sich bequem machen und das anatomisch richtige Sitzen in einem stollgiroflex geniessen. Jetzt haben wir auch nichts mehr dagegen, wenn Ihnen unser Stuhl gefällt und Sie nur noch zwischen einem braunen und einem grünen Bezug schwanken.



stollgiroflex®

* Von einem solchen Bück-dich-Männchen gibt's auch Autokleber.
Die Martin Stoll Giroflex GmbH, 7897 Tiengen, schickt Ihnen einen nach Hause· Postkarte schreiben!

WDW 1/BMZ

kehren zu können, ebenso wie die Männer auf der anderen Seite.

Jetzt würde ich entweder frei sein, oder sie würden mich einsperren. Und wenn ich im Gefängnis faulen sollte — ich war auf alles vorbereitet.

Zurück im Hotel, klingelte das Telephon. Es war Rechtsanwalt Jocko. „Muhammad", sagte er, „wir können den Karren immer noch aus dem Dreck ziehen."

„Lassen Sie ihn stecken", entgegnete ich.

„Mann, um Himmels willen, hören Sie mir doch zu. Die Kommission hat über Sie noch nicht abgestimmt. Wir können das Ding immer noch wenden. Diese Stadt will den Kampf, selbst der Bürgermeister will ihn. Sie brauchen nur etwas, um ihr Gesicht zu wahren."

„Jocko, ich hab' was anderes zu tun, ich hab' schon zu viel Zeit verloren."

„Warten Sie doch", flehte er, „hören Sie mir doch zu. Sie müssen diese Sache ausräumen, oder Sie sind wirklich am Ende. Was Gene Tunney und Jack Dempsey angedroht haben, machen sie auch wahr. Sie werden Sie aus dem Land hetzen. Sie haben lange genug gewartet, um Ihnen eins auszuwischen. Wir machen jetzt folgendes: In ein paar Minuten berufe ich eine Pressekonferenz ein, ich werde den Journalisten sagen, daß die Kommission Ihnen unfaire Fragen gestellt hat. Ich werde sagen, daß ich eben mit Ihnen telephoniert habe und Sie zugegeben haben, die Bedeutung einiger Wörter der Kommission überhaupt nicht verstanden zu haben — beispielsweise des Wortes ‚patriotisch'. Ich werde ihnen sagen, daß Ihre Antwort, so oder so, völlig bedeutungslos gewesen sei, da Sie das Wort ‚unpatriotisch' überhaupt nicht kennen und es noch nie gehört haben. Haben Sie verstanden?"

„Herr Anwalt", sagte ich, „ich verstehe was anderes . . ."

„Lassen Sie mich ausreden", schrie er. „Dann werde ich mit der Kommission reden. Ich werde ihr sagen, daß Sie die ganze Sache außerordentlich bedauern, ich werde ihr sagen, daß Sie betrübt sind und niedergeschlagen und entmutigt wegen des Vorgefallenen und daß Sie noch eine weitere Chance erbitten, vor der Kommission, vor dem Gouverneur zu erscheinen, um Abbitte zu tun. Das ist Ihre einzige Chance. Sie haben einfach nicht ganz verstanden, was man zu Ihnen gesagt hat."

„Aber, Herr Anwalt", sagte ich ganz ruhig, denn ich wollte ihn nicht überschreien: „Ich weiß, was das Wort ‚unpatriotisch' bedeutet. Und wenn es besagt, daß man gegen den Krieg ist, dann bin ich unpatriotisch."

„Nein, das sind Sie nicht", bellte Jocko zurück. „Sie haben eine Menge Leute enttäuscht, die Sie lieben, für Sie arbeiten und von Ihnen abhängen. Ich komm' rüber zu Ihnen und wir besprechen das Ganze noch mal — das geht nicht am Telephon. Ich werde Ihnen sagen, worum es geht, das ist hochgradig vertraulich, ich bin gleich drüben."

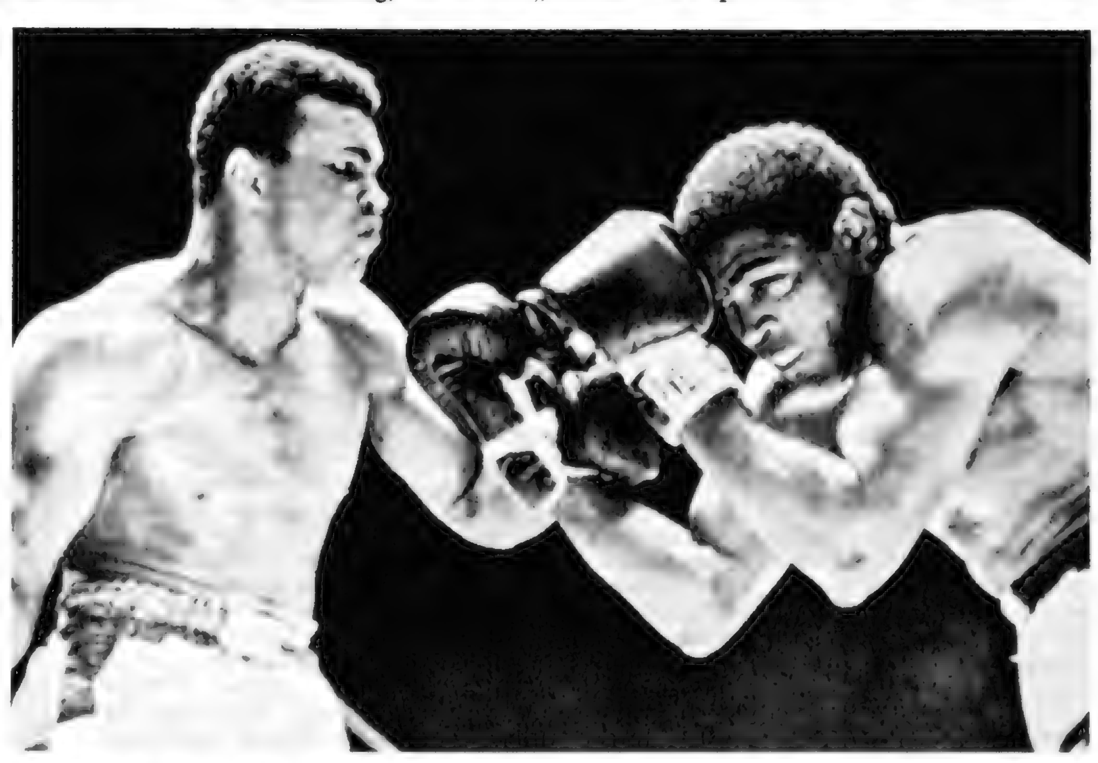
Als er eintraf, war ich schon weg. Die Abmachung, die er als „vertraulich" deklariert hatte, war überhaupt kein Geheimnis mehr. In seinem Telephon steckte eine „Wanze", und jedes Wort, das er sprach, stand am nächsten Morgen in einer gegen mich eingenommenen Tageszeitung.

Ich packte meine Sachen, schmiß Zeitungsausschnitte weg und stieß auf den noch immer ungeöffneten Brief, den mir Moe am Flughafen gegeben hatte. Ich riß ihn auf und las sein Gedicht:

Im Chicago-Ring,
ist Daley der King,
der braucht als Trick
den Champ für seine Politik.
Dann sagt der Gouverneur,
der Tiger, seht her,
ist zahm.
„Wir legten ihn lahm
mit einem Strick aus Geld.
Was ihm gefällt,
soll er jetzt treiben,
mit einem Ring in der Nase:
Kein Tiger, ein Hase,
eine bessere Nutte."
Aber das wird nicht sein,
der Strick ist für den Champ zu klein.
Denn in der Miami-Nacht
hat er das Richtige gemacht.
Er singt seinen Song,
kein Streit mit dem Vietkong
und er bleibt weise vor Gericht:
Er entschuldigt sich nicht.

Ich mußte lachen; ich sah Moes trauriges, von einem listigen Lächeln durchfurchtes Gesicht vor mir. Er hatte in mir etwas entdeckt, was andere noch nicht kannten, und er provozierte meine Reaktion. Er sah, daß mit mir nicht zu handeln war, noch bevor ich es wußte.

Die Sportkommission befolgte die Wünsche des Bürgermeisters und des Gouverneurs. In Illinois wurde der Kampf verboten — und in sieben weiteren Städten auch, bis er im folgenden Monat in Toronto stattfand, mit dem kanadischen Schwergewichtsmeister George Chuvalo als Gegner.


WM-Kampf Ali gegen Terrell 1967: Die „Krake" doch noch gestellt

Terrell hatte gekniffen. Weil es sicher schien, daß ich entweder bald eingesperrt sein oder mir mein Titel aberkannt werden würde, glaubten Terrells Manager, seinen „Titel" ohne das Risiko eines Kampfes mit mir in Gold verwandeln zu können. Ihre Hoffnung währte nur ein Jahr. Ich traf auf Terrell in Houston und schlug ihn.

Im nächsten Heft

Der Sturz des Weltmeisters: Ali verweigert den Wehrdienst und verliert Titel und Boxlizenz — Tonbandgespräche mit Joe Frazier — Ali: „Mensch, mit deinem Stil kannst du kein Schwergewicht schlagen!"

trends

Schmieröl

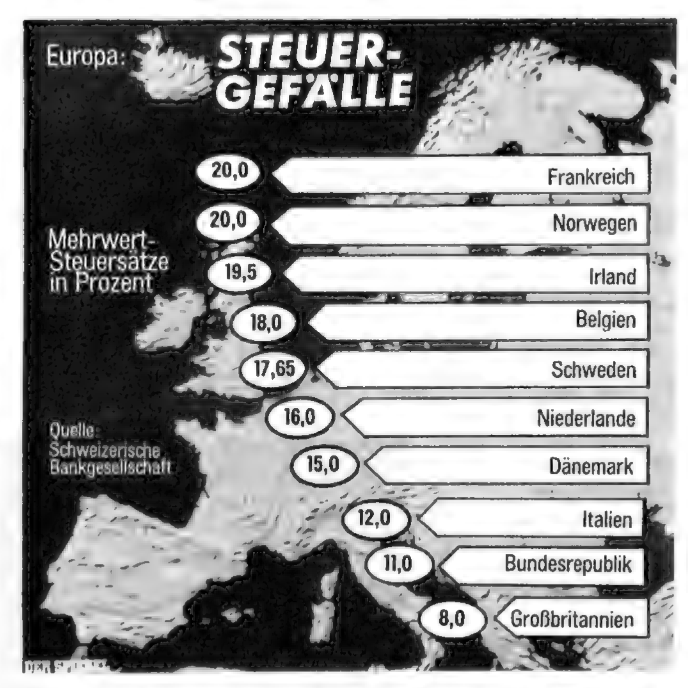
Freihandel oder Dirigismus — auf diese hehre Dogmatik haben Westdeutschlands Öl-Geschäftsleute vergangenen Dienstag ihre eher um Kleingeld kreisenden Rivalitäten hochgehoben, und wurden von Wirtschaftsminister Hans Friderichs prompt von einer für den Abend vorgesehenen Besprechung ausgeladen: Während Veba und BP eindeutig für Einfuhrbeschränkungen bei schwerem Heizöl — dem Hauptgrund ihrer Ertragsmisere — plädierten und die Shell für freiwillige Selbstbeschränkung bei Heizölimporten eintritt, gab die Esso mit Rückendeckung von Texaco per Fernschreiben bekannt, sie sei gegen jeden dirigistischen Eingriff. Die Freihändler, aber auch die Shell, scheffeln aus deutschem Öl und aus dem profitablen Erdgasgeschäft so viele hundert Millionen, daß sie ihre Ölverluste leicht ausgleichen können. Veba und BP, ohne solchen Nebenerwerb, können das nicht. Am Donnerstag wollen die Öl-Profis, von Friderichs geschockt, sich intern auf eine gemeinsame Linie abstimmen, die dann keine Linie mehr sein wird: Energiepolitik via Multis findet einstweilen nicht statt.

Japan: Lange Woche

Weil immer mehr Japaner keine Arbeit finden, wird die Arbeitswoche in den Behörden nicht gekürzt. Japans Regierung hatte die Fünf-Tage-Woche für ihre Beschäftigten im Haushaltsjahr 1976 eingeplant. Nun aber sollen die Staatsdiener weiterhin am Samstag antreten, weil bei Einführung der Kurzwoche in einer Rezession mit der höchsten Arbeitslosenquote (1,8 Prozent) seit 16 Jahren öffentliche Proteste befürchtet werden.

Ominöser Schinken

Mit Rabatten bis zu 48 Prozent und zum Billigstpreis von 9,80 Mark machen derzeit die Reisenden des Hamburger Verlagshauses Hoffmann & Campe Buchhändlern ein umfangreich bebildertes populäres Sachbuch schmackhaft. Das voluminöse Werk, das normal kalkuliert 48 Mark kosten müßte und im März nächsten Jahres auf den Markt kommen soll, wird von einem Hamburger Markenartikel-Konzern subventioniert, der dafür auf dem Titel und im Innenteil für seine Produkte werben darf. Um Nachahmer abzublocken, die mit eilig edierten Plagiaten Hoffmann & Campe noch die Schau stehlen könnten, sind die Hamburger auf einen bislang einmaligen Trick verfallen: Der Buchhandel muß das Industrie-geförderte Oeuvre bestellen, ohne Titel, Inhalt und Autor zu kennen.



Obwohl als unsozial und preistreibend kritisiert, ist die ergiebige, nur indirekt belastende Mehrwertsteuer eine der wichtigsten Steuerquellen. Auch Bonn plant, sich dem internationalen Steuer-Standard anzupassen.

Van Doornes Coup

Hub van Doorne, einst Miteigentümer und Manager in Hollands Kleinwagen- und Lkw-Fabrik Daf, hat einen Geschäftspartner verärgert: Erst verkauften die van Doornes die Mehrheit ihrer Pkw-Fabriken an Schwedens Volvo, und dann versilberten sie ihre wertvollste Pkw-Entwicklung — die Variomatic-Getriebeautomation — an Italiens Fiat. Vorhaltungen der Schweden, die geglaubt hatten, mit der Daf-Übernahme auch die Exklusivrechte an der holländischen Getriebetechnologie erworben zu haben, wehrt van Doorne ab: Was an Fiat geht, sei eine Neuentwicklung seiner privaten Getriebefirma, die nie an Volvo verkauft wurde. Entscheiden sollen jetzt die Gerichte.



Volvo-Variomatic

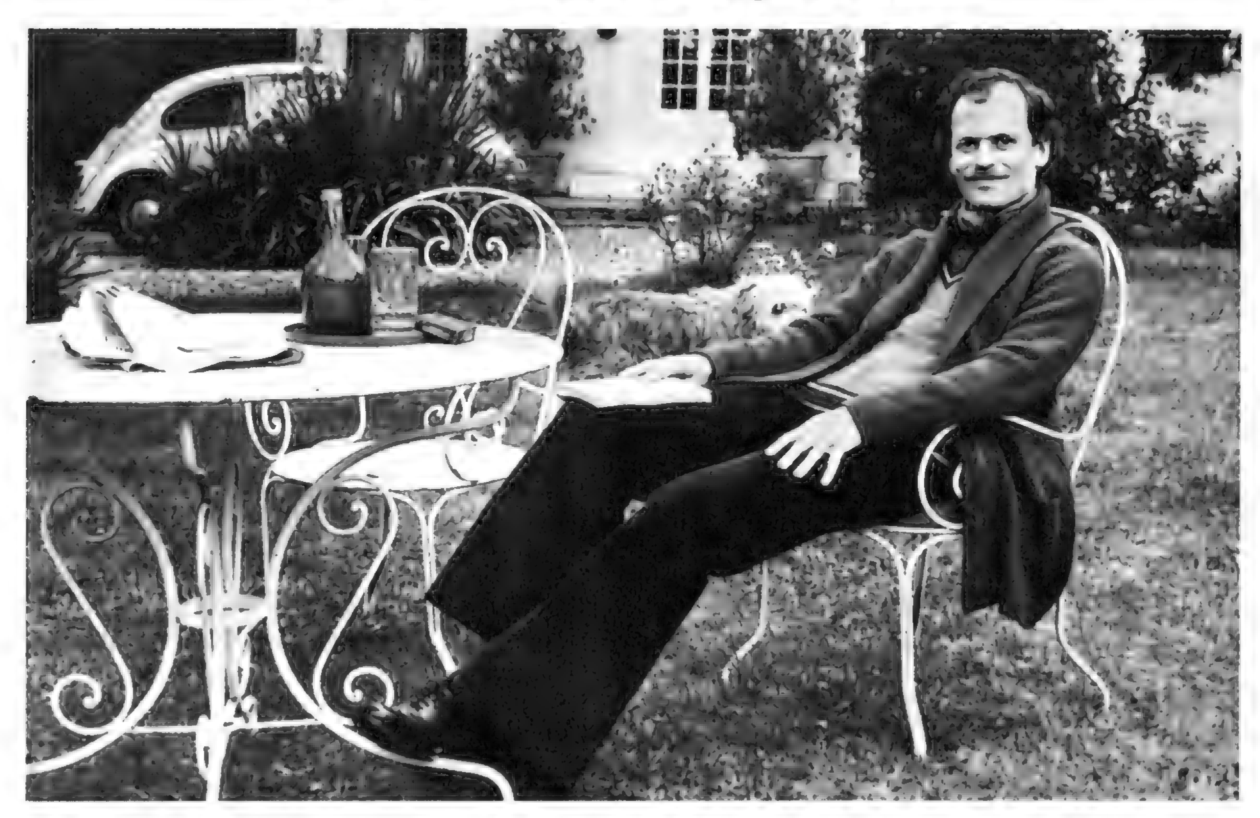
Verriegelte Arbeitswelt

Das wachsende Interesse der Universitäten für die Probleme der Arbeitswelt stößt bei den Arbeitgebern auf Mißtrauen und Widerstand. Das soziologische Forschungsinstitut der Universität Göttingen, das im Auftrag von Forschungsminister Matthöfer die „Humanisierung des Arbeitslebens" ergründen soll, wurde vom baden-württembergischen Arbeitgeberverband mit der Begründung aus den Betrieben ausgesperrt, daß die Unternehmen lieber eigene Untersuchungen anstellen wollten. Eine Abfuhr holte sich auch die Universität Trier, die ein ähnliches, durch die IG-Metall-eigene Otto-Brenner-Stiftung unterstütztes Forschungsprojekt durchführen wollte. Selbst der den Trierern vom Arbeitgeberverband empfohlene Wechsel des Auftraggebers war umsonst. Die Unternehmen trauten auch nicht dem von ihnen selbst mit getragenen Rationalisierungskuratorium der Deutschen Wirtschaft.

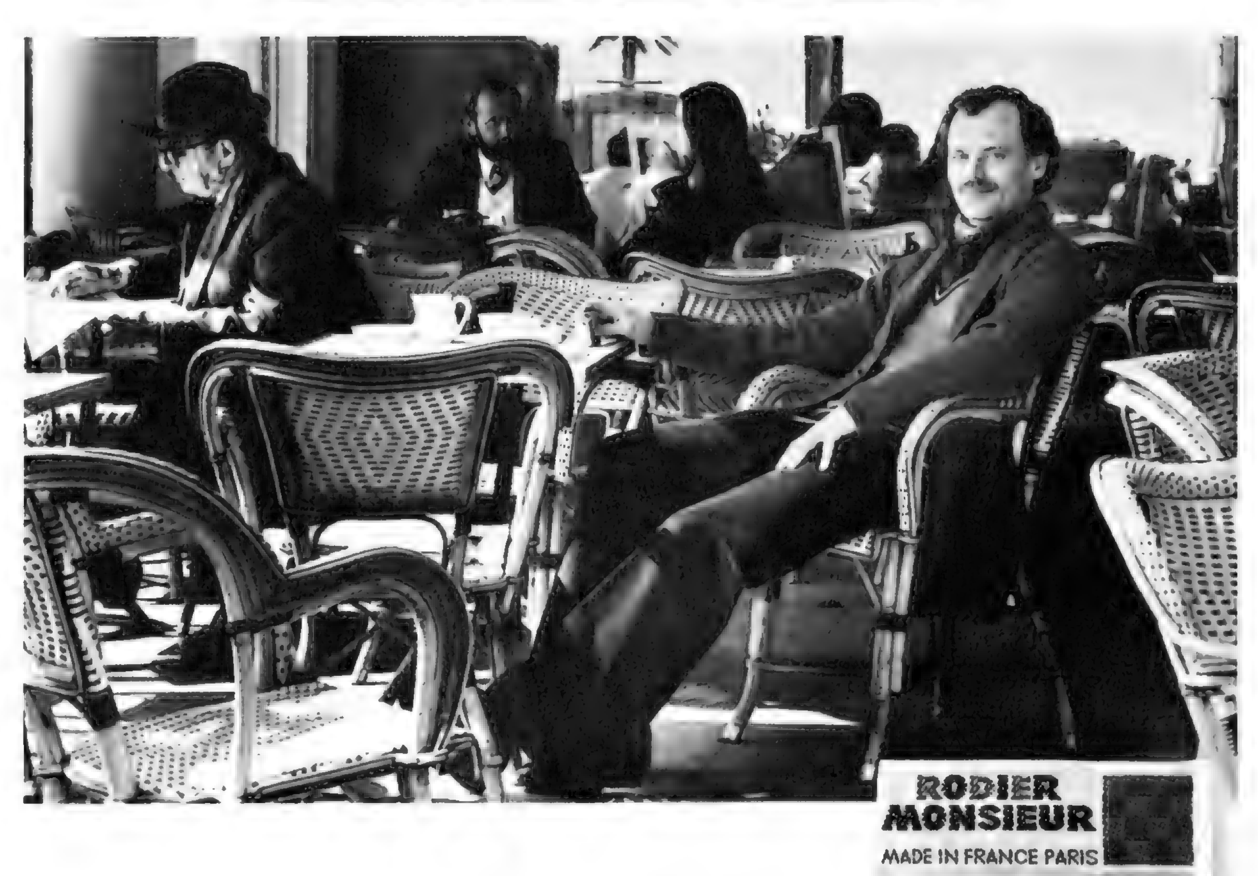


Matthöfer

Sich wohlfühlen und dabei gut aussehen.



Gut aussehen und sich dabei wohlfühlen.



Ein Mensch, ein Mann, Rodier Monsieur.

BEZUGSQUELLENNACHWEIS: FUR DIE BRD UND OSTERREICH: INTERGARN GMBH, 5 KÖLN, PETER-WELTER-PLATZ 2, FUR DIE SCHWEIZ: INTERFIL S.A., 12 ROUTE DE MEYRIN, GENF.

Lufthansa und Avis haben das Ziel, den Inhaber dieses Papiers schneller, einfacher und preiswerter von Geschäft zu Geschäft zu befördern.

Lufthansa und Avis machen Reisen rationeller. Mit Flydrive. Denn Sie sparen unproduktive Reisezeit und aufwendige Übernachtungen. Sie kommen einfacher zu Flug und Auto: Lufthansa bucht Avis-Mietwagen gleich mit (1 Anruf – 2 Buchungen). Sie vergrößern Ihren Aktionsradius und können mehrere Termine an einem Tag wahrnehmen: durch den Tarif der unbegrenzten Kilometer, den Business-Man-Special Tarif. Kilometer-Gebühren, Haftungsbefreiung, Mehrwertsteuer und Insassen-Unfallversicherung sind in der Tagespauschale eingeschlossen. Nur Benzin geht extra.

Weitere Informationen und Buchung durch Avis oder Lufthansa sowie in über 700 IATA-Reisebüros.



FD 1/75a

Giscard im Kreml: Mehr Krieg als Frieden?

Zweimal verschob Leonid Breschnew eine Unterredung mit Staatsgast Giscard d'Estaing. Denn der Franzose hatte im Kreml ideologische Koexistenz verlangt — die aber kann Parteichef Breschnew nicht akzeptieren. Seine angeschlagene Gesundheit ermuntert Kreml-Falken zu härterer Opposition gegen seinen Entspannungskurs.

Machen wir's in der Außenpolitik wie Lenin", verkündeten Plakate in den Straßen Moskaus. Was die Sowjetführung darunter zu verstehen scheint, zeigte Kremlherr Leonid Breschnew letzte Woche: Er schickte den französischen Staatsgast Valéry Giscard d'Estaing für zwei Tage auf Touristenreise durch die UdSSR.

Fünf Minuten nach zwölf, am Mittwoch vergangener Woche, bat Breschnew seinen in einer dreistrahligen Yak 40 von Moskau nach Tula fliegenden Gast, die auf 15 Uhr anberaumten Gespräche zu verschieben. Giscard war auf dem Weg nach Jasnaja Poljana,



Gipfel-Partner Breschnew, Giscard
„Der Westen versucht ...

den rund 200 Kilometer südlich Moskaus gelegenen Wohnort seines Lieblingsdichters Tolstoi („Ich lese jeden Abend eine Seite aus ‚Krieg und Frieden'"). Nun schien zwischen Franzosen und Sowjets mehr diplomatischer Krieg als Frieden zu herrschen.

Schon bei ihrer ersten Begegnung waren Giscard und Breschnew steif und ernst aufeinander zugegangen, und selbst beim Händedruck, vom Sowjet-Fernsehen übertragen, zeigte der KP-Boss nicht das geringste Lächeln.

Mit Enttäuschung hatten die Kreml-Herren seit einem Jahr mit ansehen müssen, daß sich Frankreich, zu Zeiten des Generals de Gaulle noch Vorreiter einer Neutralisierung Westeuropas, unter Giscard d'Estaing wieder den USA zuwendet, daß seine Regierung kürzlich Chinas amtierenden Premier Teng Hsiao-ping herzlichst empfing und den Tag des Sieges über Deutschland nicht mehr feiern will.

Frankreichs Handel mit der UdSSR erreicht nur ein Drittel des bundesdeutschen, Moskau schuldet Paris bereits eine Milliarde Franc. Und Frankreichs Innenminister Poniatowski nimmt bei jeder sich bietenden Gelegenheit die französische KP an, die moskautreueste unter den großen Bruderparteien des Westens.

Der Staatsgast in Moskau setzte sich nun sogar dafür ein, China in Entspannung und Abrüstung einzubeziehen, und sagte auch noch: Helsinki. In der Tat gab Helsinki dem Moskau-Besuch Giscards eine dramatische Note:

Erstmals seit der Europäischen Sicherheitskonferenz hatten sich zwei der wichtigsten Unterzeichnerstaaten darangemacht, die Prinzipien der KSZE-Schlußakte bilateral zu verwirklichen — mit enttäuschendem Ergebnis.

Denn Moskau, das scheint heute klar, möchte seine KSZE-Zugeständnisse möglichst rasch vergessen. Der sowjetische Westexperte Arbatow, eine entspannungsfreundliche Taube, klagte schon offen über das Gewicht, das der Westen dem freien Fluß von Menschen und Ideen beimesse. KGB-Chef Andropow, ein Falke, sah das klarer: „Der Westen schiebt uns bourgeoise Ideen unter und versucht, kapitalistische Sitten und Bräuche in unser Milieu einzuschmuggeln." „Prawda"-Autor Popow schimpfte über „bourgeoise Mythen von Freiheit, Demokratie und Wohlstand" als West-Werbeware unter „attraktiven Etiketten".

Mit einem ganzen Kranz von Verträgen, so fürchten insbesondere deutsche Diplomaten in Moskau, wollen die Sowjets versuchen, den für sie heiklen Teil der Helsinki-Prinzipien — insbesondere Informationsaustausch und Reiseverkehr — möglichst restriktiv auszulegen.

Zu restriktiven Verträgen aber wollte sich die auf ihren guten Ruf bedachte französische Diplomatie nicht hergeben. So verlangten die Franzosen etwa, in Moskau solle ein Frankreichhaus errichtet werden, in dem jeder Sowjetbürger ohne Kontrolle französische Zeitungen lesen könne. Die Sowjets lehnten ab, weil sie fürchteten, daß künftig lange Leserschlangen für Frankreich Reklame machen würden. „Das kommt doch alles noch", beschwichtig-



... kapitalistische Sitten einzuschmuggeln": **Gipfel-Damen***

* Lidija Gromyko, Wiktorija Breschnew, Anne-Aymone Giscard (r.).

Der Wetterberic
sehr nach Conti



...cht klingt wieder ...Contact.

Wenn im höheren Bergland Schnee gemeldet wird, in tieferen Lagen Frost, wenn die Schauerneigung zunimmt, dann ist es Zeit für den ContiContact aus ThermoGummi.

ThermoGummi ist nämlich ein Gummi, das bei Kälte nicht hart wird wie normales Gummi. ThermoGummi bleibt immer schön weich. Deshalb haftet der ContiContact so gut auf nassen und glatten Straßen. Deshalb ist er der ideale Reifen für die ganze kältere Jahreszeit.

Und weil man mit ihm sicher die vom Gesetzgeber vorgeschlagene Richtgeschwindigkeit von 130 km/h fahren kann, ist er auch der ideale Reifen für die trockenen und milden Tage dazwischen, denn er ist bis 160 km/h zugelassen. Hören Sie also jetzt weniger auf den Wetterbericht. Sondern lieber auf uns.

Der ContiContact. Aus ThermoGummi.





Schlacht bei Borodino 1812: Touristenreise statt Zwiegespräch

te ein sowjetischer Regierungsjournalist, „aber nicht gleich zu Anfang."

Ganz im Sinn des neuen Friedensnobelpreisträgers Sacharow äußerte der französische Präsident, man dürfe die in Helsinki beschlossene friedliche Koexistenz zwischen den Staaten nicht durch ideologische Erschütterungen in Gefahr bringen.

Das aber ist der Punkt, in dem die Moskauer Falken am empfindlichsten sind: Daß es in Fragen der Ideologie keinen Frieden geben kann, ist ein unumstürzbares — von den Kreml-Tauben stets heruntergespieltes — Dogma der Parteipriester.

So mußte es in Moskau wie ein Affront wirken, daß Giscard gleich in seinem ersten „komplizierten" (so Breschnew) 105-Minuten-Gespräch im Kreml die ideologische Koexistenz ansteuerte. Breschnew später: „Um zu streiten, hätte er nicht herzukommen brauchen. Der eine hätte in Paris, der andere in Moskau bleiben können, da braucht es keine Streitigkeiten zu geben."

Die Scharfmacher schrieben dem Sowjetchef rasch noch zwei — im Urtext ganz unvermittelt stehende — Sätze in den Toast auf dem Festbankett: „Die Minderung der internationalen Spannungen hebt den Kampf der Ideen nicht auf. Das ist eine objektive Erscheinung." „Objektive Faktoren", erwiderte Giscard gelassen, kennzeichneten den Unterschied zwischen den Gesellschaftsordnungen. Das war offenbar zuviel.

Wahrscheinlich wollte Breschnew erst einmal die Politbüro-Sitzung am Donnerstag abwarten. Giscard besichtigte das Schlachtfeld von Borodino, Schauplatz der französischen Abnutzungsbataille gegen die Russen von 1812, als Breschnew auch das Samstag-Gespräch absagte. Da Staatsbesuche in der Regel ohne politische Eklats abgehen, mußte — wieder einmal — Breschnews Gesundheit herhalten.

Eine ominöse Krankheit befällt offenbar sporadisch den Rachenraum des Kreml-Herrn — was nicht ausschließt, daß er tatsächlich leidend ist. In Helsinki schluckte der Parteichef, 68, braune Pillen, hatte einen Arzt als ständigen Begleiter, ein Telephon — als einziger — im Konferenzsaal und mußte zweimal wegen Unpäßlichkeit Empfänge verlassen.

Möglicherweise korrespondiert Breschnews Unpäßlichkeit mit seiner politischen Unwirksamkeit: Ist er wirklich krank, ermuntert dieses sicherlich die Moskauer Kritiker seiner Entspannungspolitik zu größerer Aktivität.

Bei der Wiederaufnahme der Gespräche mit Giscard am Freitag letzter Woche rechtfertigte sich Breschnew für die Verschiebung mit leichter Grippe: „Es zog im Auto so."

Bei der Annullierung des Samstag-Treffens griffen die Sowjets zu einem noch ungewöhnlicheren Argument. Ein hoher Funktionär des Außenministeriums zum SPIEGEL: „Davon wußten wir gar nichts."

ISLAND

Großer Coup

Nach isländischen Gewaltakten gegen deutsche Fischtrawler sucht Bonn in Reykjavik Frieden. Island wird ihn diktieren oder verweigern.

Der dritte Kabeljaukrieg um die Fischgründe bei Island dauerte — vorige Woche — nur anderthalb Tage.

Am Mittwoch um null Uhr erweiterte Reykjavik seine Fischereigrenze eigenmächtig um 150 Seemeilen und begann alsbald, 20 westdeutsche Trawler gewaltsam aus dem neubeanspruchten Seegebiet zu verjagen.

Am Donnerstag bedrängte Bonn den Nato-Partner — der keine Armee hat — um einen Friedensverhandlungs-Termin, bekam ihn und hob das vor einem Jahr gegen isländische Fischdampfer verfügte Anlandungsverbot in deutschen Häfen auf — zwecks Verbesserung des Verhandlungsklimas.

Damit ist der kleinen Republik mit dem großen Appetit auf internationale Gewässer auch ihr neuester und größter Coup anscheinend gelungen.

AA-Staatsminister Hans-Jürgen Wischnewski wird bei der Gesprächsrunde, die nächste Woche in Islands Hauptstadt beginnt, für Bonn nicht viel herausholen können. „Ben Wisch", wie er aufgrund seiner Verhandlungserfolge mit arabischen Partnern genannt wird, dürfte seines neuesten Synonyms — „Ben Fisch" — kaum froh werden.

Denn die Isländer werden ihren Fisch so unerschütterlich verteidigen wie eh und je. 1950 hatte Island seine Fischereihoheit kurzerhand von drei auf vier Seemeilen ausgedehnt, 1958 auf zwölf, 1972 auf 50 und jetzt auf 200 Seemeilen. Über das seit Jahrhun-



Nürnberger Nachrichten

„Ich finde, diese Isländer übertreiben langsam!"

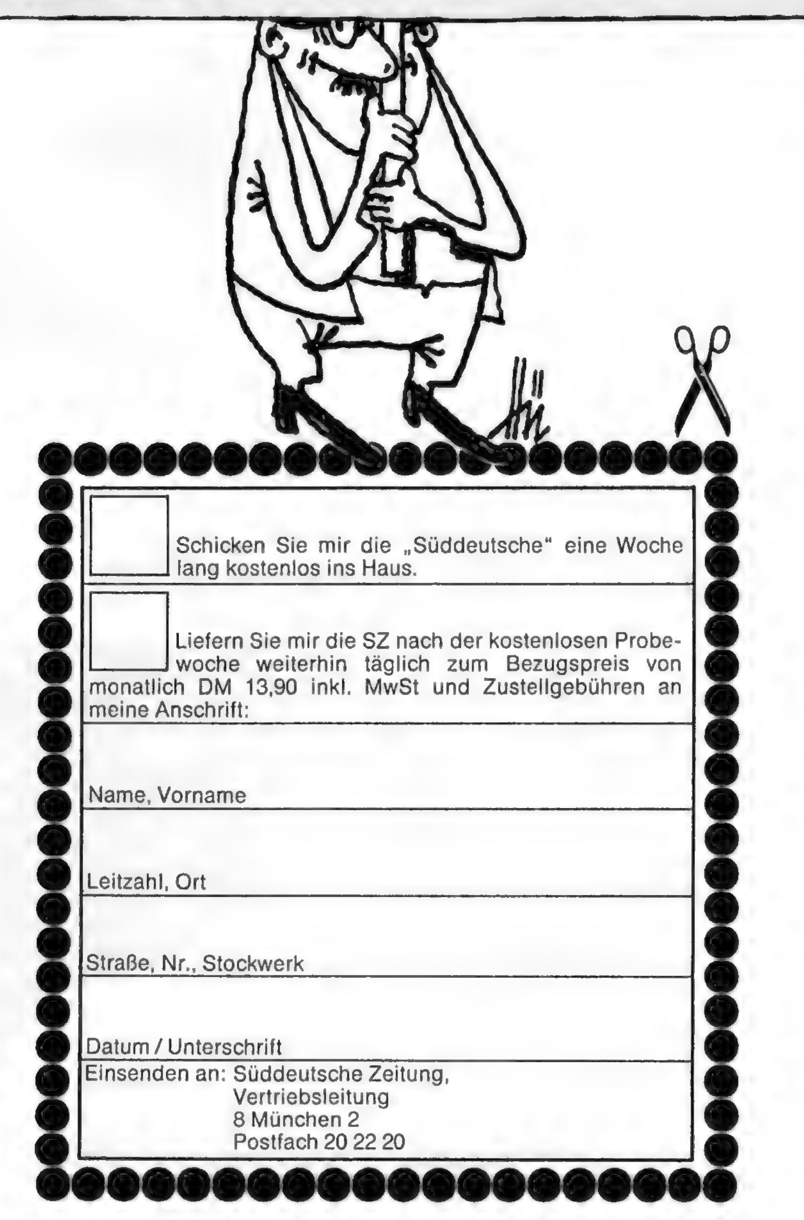
Eine neue Adresse sollte alte Freunde nicht trennen.

Gleich das nächste Blumenfachgeschäft schickt Ihren herzlichen Blumengruß mit Fleuropgarantie,
d.h. pünktlich und frisch, an Menschen,
die Ihnen nahestehen – und seien sie noch so weit entfernt.

BLUMEN IN ALLE WELT
INTERFLORA
FLEUROP

Mit Fleurop kommt ein Stück von Dir.





derten bestehende Gewohnheitsrecht britischer und deutscher Fischfänger in jenen Breiten setzte es sich hinweg.

Die Wassernahme von 1958 hatte Großbritannien den Isländern im ersten Kabeljaukrieg — Schikanen auf Gegenseitigkeit — streitig zu machen versucht, dann aber 1961 klein beigegeben.

Im zweiten Krieg, der 1972 begann, wurde von isländischen Fischereischutz-Kanonenbooten schon zuweilen scharf geschossen, aber kein Blut vergossen, vor allem aber eine neue, im Schlepptau durchs Wasser bewegte Waffe benutzt: eine Schneidevorrichtung, mit der Trossen zwischen Trawler und Schleppnetz gekappt wurden.

Von seinen Trawler-Kapitänen unter Druck gesetzt, schickte England abermals Kriegsschiffe ins Kampfgebiet, suchte jedoch ständig Verhandlungen. Island war dazu erst nach Abzug der Royal Navy bereit. Dann wurde vereinbart, daß nur eine bestimmte Anzahl Briten-Trawler unter strikter Einhaltung zeitlicher und mengenmäßiger Beschränkungen fischen durfte.

Zu ähnlichen Auflagen fanden sich Belgien, Norwegen und die autonomen dänischen Færøer bereit, die Bundesrepublik jedoch nicht. Die Ostblock-Trawler hatten Islands 50-Meilen-Anspruch von vornherein respektiert, die bundesdeutschen anfänglich auch.

Zwischen Bonn und Reykjavik wurde zwar immer wieder verhandelt — vergebens, weil Bonn auf gewachsenes Völkerrecht und einen Spruch des Haager Internationalen Gerichtshofs pochte: Island dürfe seine Fischereigrenzen nicht beliebig erweitern. Und Islands Forderung, keine Fabrikschiffe einzusetzen, lehnte Bonn ab.

Bald drangen die Skipper aus Cuxhaven und Bremerhaven häufiger in die umstrittenen Fischgründe ein. Als Ende Juni 1973 die Bonner Staatssekretäre Hans Apel und Fritz Logemann in Reykjavik wieder einmal diskutierten, wurde erstmals ein deutsches Schiff, die „Thunfisch", mit einer Platz- sowie einer scharfen Patrone beschossen.

Ein schließlich — 1974 — formuliertes deutsch-isländisches Fischereiabkommen wurde vom Außenpolitischen Ausschuß des Reykjaviker Parlaments abgelehnt, Ende November 1974 der deutsche Trawler „Arcturus" scharf beschossen und geentert. Bonn erließ seine Anlandungssperre für isländischen Fisch und blockierte Islands Fischzollabkommen mit der EG. Die Lage war endgültig festgefahren.

Mithin hatte es Island nach Proklamierung der 200-Meilen-Grenze vorige Woche nur noch mit *einem* Widersacher zu tun: der Bundesrepublik. Die Fangerlaubnis der anderen Fremdfischer endet erst am 13. November — und über eine Verlängerung wurde bereits verhandelt. Um so konzentrierter konnte Islands kleine Schutzflotte den

Deutschen zusetzen und sie über die 200-Meilen-Grenze abschieben.

Die neue Verhandlungsbereitschaft Bonns hätte nur Sinn, wenn es auch harte Bedingungen anzunehmen bereit ist, die Island stellt, weil sein Export zu 80 Prozent aus Fisch besteht.

Kann Island nach Großbritannien auch die Bundesrepublik zum Nachgeben zwingen, hat es die beiden größten „Raubfischer" gebändigt, die nach Ansicht Islands seine Gewässer mit modernster Technik immer leerer fischten und dabei den Fischbestand schwer beeinträchtigten.

Jahrelang haben ausländische Trawler rund die Hälfte aller Island-Fische entführt, den Löwenanteil davon — 90 Prozent — die Briten und Deutschen.

PORTUGAL

Höllisch aufpassen

Linke Soldaten stürmen gegen die neue Regierung. Sie wollen die portugiesische Armee in ein „revolutionäres Volksheer" umwandeln.

Der Präsident, zugleich Oberkommandierender der Streitkräfte, appellierte an die Soldatenehre: „Wer seine Waffe für seine eigene politische Meinung einsetzt", so Portugals Staatschef Costa Gomes, „der beschmutzt die Uniform."

Der Premierminister, zugleich Admiral, appellierte an die Vernunft: „Wenn die Armee zusammenbricht", so Portugals Regierungschef Pinheiro de Azevedo, „dann haben wir keine Macht und keine Autorität und keine Regierung mehr."

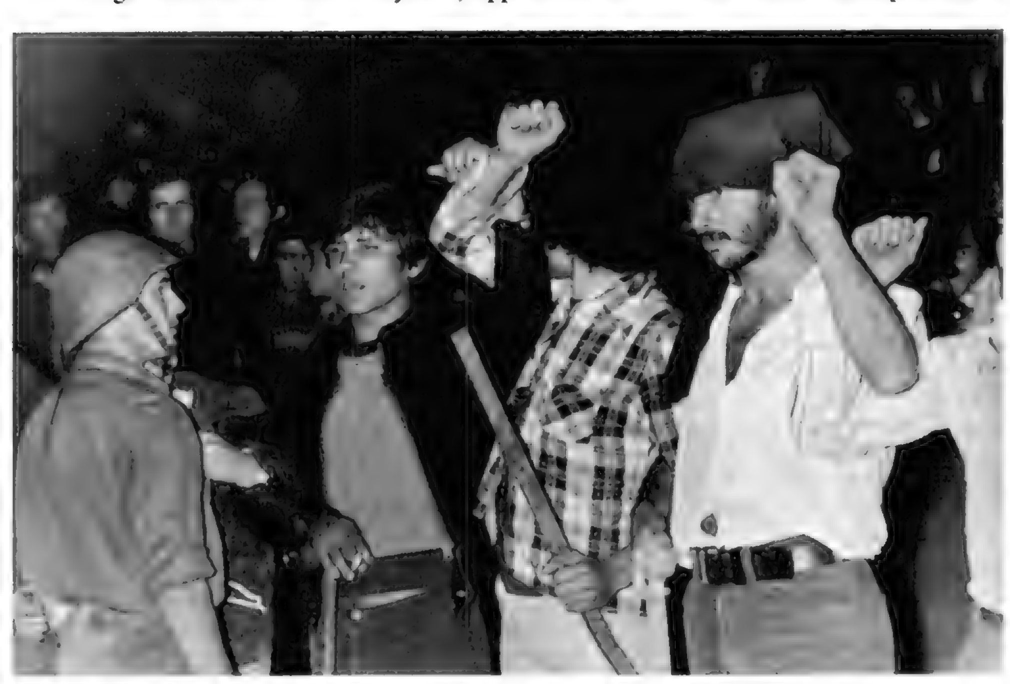
Und der Stabschef des Heeres, zugleich ein anerkannter Lyriker, appellierte an die Angst: „Wir müssen höllisch aufpassen", so General Fabião, „daß die Reaktionäre diese unsere Schwäche nicht ausnutzen."

Doch „diese Schwäche", die Lissabons führenden Militärs so zu schaffen macht, wächst allen Appellen zum Trotz von Tag zu Tag — die Bewegung der Streitkräfte (MFA) macht derzeit ihre tiefste Autoritätskrise durch. Noch nie gerieten Hierarchie und Disziplin der Armee so aus den Fugen wie in den vergangenen Wochen.

„Erteilt man einen Befehl, antwortet der Untergebene: ‚Ach ja, tatsächlich?' oder ‚Ist das eine so gute Idee?' oder ‚Soll das wirklich gemacht werden?'", schilderte Brigadegeneral Otelo de Saraiva Carvalho, Chef der Sicherheitstruppe Copcon, kürzlich während eines Besuches in Schweden den Zustand der Armee. Doch bei bloßer Respektlosigkeit bleibt es längt nicht mehr.

So weigerten sich im Luftwaffenstützpunkt Nr. 11 in Beja kürzlich Soldaten, als Kellner in den Offiziersmessen zu bedienen. Als der Kommandant des Stützpunktes 40 Mann wegen linksrevolutionärer Aktivitäten strafversetzte, demonstrierten fast alle seine Soldaten so lange gemeinsam mit den Sympathisanten aus der Bevölkerung, bis er die Versetzung zurücknahm.

In Lissabon brandmarkte das Leichte Artillerieregiment Nr. 1 (Ral-1) in einem Manifest öffentlich die „Unfähigkeit der Regierung", lehnte der kommandierende Major Dinis de Almeida es ab, einen Befehl des Copcon-Chefs auf Herausgabe von 3000 Waffen zu befolgen. Ein anderer Hauptmann entwendete über tausend G-3-Gewehre aus einem Copcon-Waf-



Linke Demonstranten vor besetzter Kaserne in Porto: „Vereint siegen"

fentransport und verteilte sie an Zivilisten.

Und in Porto hielten Soldaten von 18 verschiedenen Einheiten aus ganz Portugal eine Woche lang die Kaserne des Artillerieregiments Serra do Pilar besetzt — aus Protest gegen die vom Kommandeur der Militärregion Nord, General António Pires Veloso, verfügte Auflösung einer Militärfahrschule, die gegen die geplante Strafversetzung einiger linker Soldaten gemeutert hatte.

Tag und Nacht demonstrierten linke Zivilisten vor der besetzten Kaserne für die Absetzung Velosos, bis schließlich die Parteigänger der sozialliberalen PPD zu einer Gegendemonstration aufriefen — sie endete in schweren Zusammenstößen mit über hundert Verletzten. Heeresstabschef Carlos Fabião, der vergangenen Dienstag zu dem belagerten Regiment flog, konnte die Besatzer erst zum Aufgeben bewegen, als er versprach, die Auflösung der Militärfahrschule rückgängig zu machen. Veloso freilich soll bleiben.

Speerspitze der rebellischen Militärs ist eine halbgeheime Polit-Organisation innerhalb der Armee, die vor allem aus Mannschaftsdienstgraden besteht und sich „Soldados Unidos Vencerão" (Suv) nennt — „Vereint werden die Soldaten siegen".

Angestachelt von der Enttäuschung vieler radikaler Linker über den Sturz der KP-freundlichen und in ihren Augen einzigen wirklich revolutionären Regierung des Generals Vasco Gonçalves Ende August, kämpft die Suv gegen eine „bourgeoise Armee" und für ein „revolutionäres Volksheer" — vor allem aber gegen die neue Regierung.

„Nicht wir sind undiszipliniert", behauptet sie, „sondern die Regierung, der es nicht gelingt, die revolutionären Bedürfnisse des Volkes zu befriedigen." In ihren Augen ist die Regierung des Premier Pinheiro de Azevedo, in der neben Sozialisten und Sozialliberalen nur noch ein Kommunist vertreten ist, bereits eindeutig auf Rechtskurs gegangen. „Diese Sozialdemokraten", verkündeten drei mit Kapuzen vermummte Suv-Männer auf einer Pressekonferenz in Lissabon, „sind die direkte Vorstufe für den Faschismus."

In Wahrheit hat die neue Regierung nur weit weniger Linksdrall als die vorherige. Sie versucht, zum Teil bereits mit Erfolg,

- ▷ alle wichtigen Kommando- und Schlüsselpositionen, besonders in Armee und Polizei, von KP-freundlichen oder linksradikalen Militärs zu räumen;
- ▷ eine neue „militärische Einsatztruppe" (Ami) als Kontrolle und Konkurrenzorganisation für Otelos Copcon zu schaffen;
- ▷ Radio- und Fernsehstationen durch Militärs zu besetzen.

Freilich trat die Ami in ihrer dreiwöchigen Existenz noch nicht einmal in Aktion, jetzt sollen Ex-Soldaten für die neue Einheit rekrutiert werden, denn „im Augenblick haben wir keine entsprechend ausgebildeten Truppen für eine solche Aufgabe", gestand der Revolutionsrat.

Auch die Besetzung der Rundfunk- und Fernsehstationen, mit denen die Regierung Ende September den Einfluß der Linken in den Medien eindämmen wollte, war nur ein Teilerfolg — in den meisten Redaktionen solidarisierten sich die jungen Wachsoldaten mit den linken Redakteuren. Und im „Rádio Clube Português" sangen die militärischen Aufpasser vom Dienst gar im Chor „Wir Soldaten sind immer, immer auf der Seite des Volkes" in die



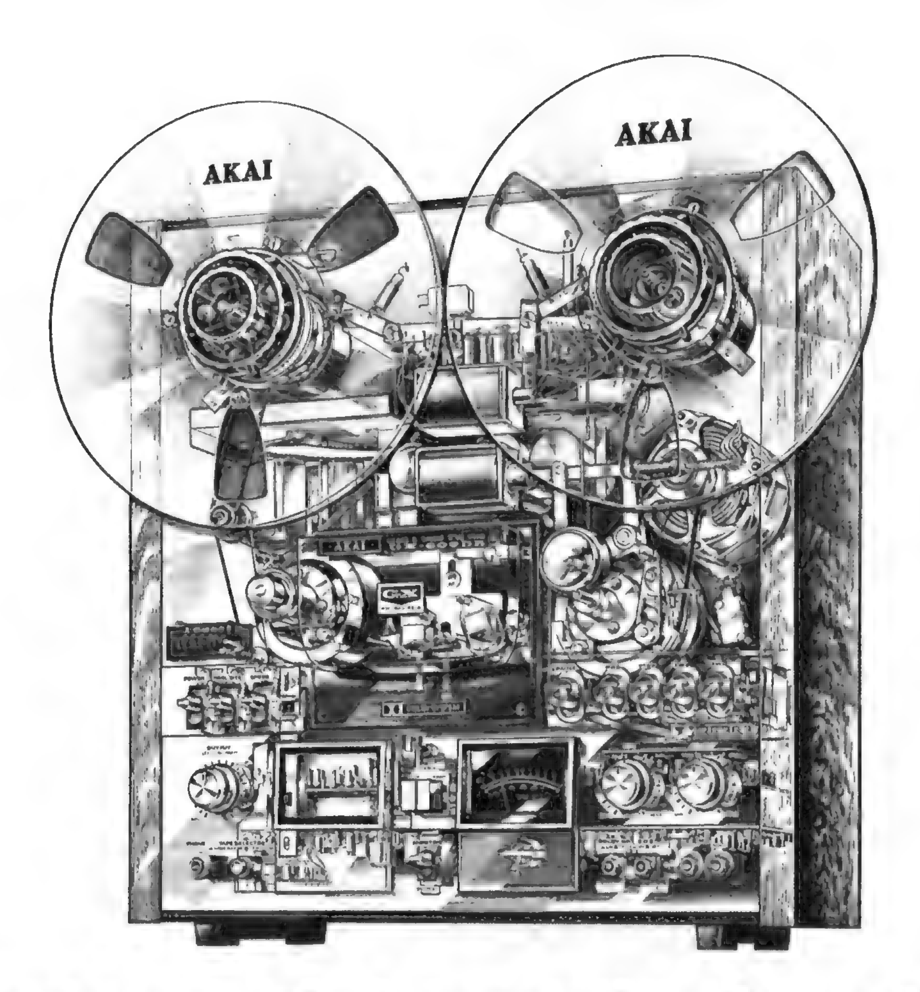
Premier Azevedo (r.)*
„Ach ja, tatsächlich?"

Mikrophone. Als sie schließlich Befehl bekamen, die Station zu räumen, weigerten sie sich zunächst.

Immerhin mußte aber das Team linker Redakteure und Techniker, das seit Monaten den einstigen Kirchensender „Rádio Renascença" zum Rotfunk umfunktioniert hatte, jetzt die Sendestation räumen — Grund genug für die Suv und ihre Verbündeten auf der Linken, um so lauter nach einer „Gegenoffensive gegen die Rechten" zu rufen.

Wie die Konfrontation aufgehalten werden kann, weiß niemand so recht, auch nicht Copcon-Chef Otelo, lange Zeit und immer noch ein wenig die Galionsfigur dieser Linken. Ihm, der nach eigenem Bekunden gern „ein Fidel Castro Europas" geworden wäre, fiel jetzt nur noch ein letzter Appell ein — an den „gesunden Menschenverstand". ◆

* Mit Staatspräsident Costa Gomes (l.) und Admiral Rosa Coutinho (M.).



Raffinierte Elektronik allein bringt noch keine Klangpräzision. Aber unser neuer „GX-Kristall-Kopf"

Die technische Exzellenz der Akai-Tonbandmaschinen und Akai-Cassetten-Recorder ist unübertroffen. Unsere 2-Jahres-Garantie beweist es.

Warum Akai's „GX-Kristall-Kopf" so große Bedeutung hat? Weil dieser Tonkopf der Mittler zwischen Band und Ohr ist. Das wichtigste Einzelteil von Tonbandmaschinen.

Damit der neue Akai-Tonkopf 100% klangpräzise arbeitet, schneiden wir seinen magnetischen Kern aus einem Kristall (single x'tal). Einem Kristallgefüge, das in der Härte und Struktur einem Diamanten entspricht.

Diese neue hart-kristalline Masse erlaubt uns Super-Miniaturisierung des Kopfspalts, durch den jetzt die elektrischen Impulse (Ton) als sehr stark gebündeltes Magnetfeld aufs Band gesetzt bzw. dort abgenommen werden (focused field). Weil das nun streuungsfreier geschieht, erreichen wir deutlich bessere Übertragungswerte — und linearen Frequenzgang.


Der „GX-Kristall-Kopf" (2fach vergrößert)

Der „GX-Kristall-Kopf" — exklusiv in Akai-Maschinen — produziert das kristallklare Spiegelbild des Originaltons: unverfälscht in den Baßlagen, sehr sauber im Präsenzbereich und verzerrungsfrei bei Höhenprägung.

Testen Sie Akai beim Fachhändler.



Mord auf der „Mimi“

Ein indonesischer Matrose erstach vier deutsche Seeoffiziere — Blutrausch als Isolierungsfolge.

Ein brutaler Kapitän, der seine Seeleute schindet, mutige Matrosen, die sich ihm entgegenstellen — oder aber auch andersherum: niedrige Kreaturen, die sich auf hoher See gegen den ehrenwerten Kapitän verschwören — seit den ersten historisch überlieferten Rebellionen auf ägyptischen und römischen Sklavenschiffen gehören Geschichten über Meuterei und Obstruktion an Bord zum Spannendsten, das die Abenteuerliteratur zu bieten hat.

Was an Land schlichte Befehlsverweigerung wäre, wird durch die besonderen Umstände auf See zu einem erregenden Vorgang. Der weite Raum, den sich die Menschen mit ihrer eigenen Phantasie zusätzlich erschließen können, steht in totalem Widerspruch zu dem engen Gefährt, auf dem sie in dieser Weite eingeschlossen sind — eine konfliktträchtige Ausgangslage, auch wenn zunächst nichts Dramatisches passiert.

Freilich: Als in der Nacht vom 10. zum 11. Oktober der indonesische Matrose die vier Offiziere des panamesischen Küstenmotorschiffes „Mimi“ erstach, geschah etwas Dramatisches, und eine Meuterei schien es auch zu sein.



„Mimi“-Rettungsboot
Amoklauf ...



„Mimi“-Matrose Gun Supardi
... im Bermuda-Dreieck

Im „Bermuda-Dreieck“ zwischen Florida, Puerto Rico und den Bermudas, von Seeleuten in aller Welt wegen seiner unberechenbaren Stürme gefürchtet, erstach der indonesische Matrose Gun Supardi den Kapitän und die drei Offiziere, allesamt Deutsche, und versenkte im Anschluß auch noch das Schiff selbst, indem er die Ventile unter der Wasseroberfläche öffnete. Der Täter und die vier übrigen Besatzungsmitglieder, drei Indonesier und ein Filipino, wurden am nächsten Tag vom deutschen Frachter „Lalli“ als Schiffbrüchige aus einem Rettungsboot geborgen. Seither sitzen die fünf in Palm Beach, Florida, in Abschiebehaft. Panama, Indonesien und die Bundesrepublik Deutschland bemühten sich in der vergangenen Woche, bis zum Freitag ohne Erfolg, um deren Auslieferung.

Sicherlich ein sensationeller Fall, nur: Meuterei war es nicht. Was sich an Bord der „Mimi“ ereignete, war ein Kapitalverbrechen, das sich genauso auch an anderer Stelle, überall da, wo vergleichbarer Konfliktstoff und ähnliche soziale Umstände zusammenkommen, hätte ereignen können. Die kriminelle Tat eines einzelnen, die mit dem, was man unter Meuterei versteht (nämlich die verabredete gemeinschaftliche Befehlsverweigerung gegen die Schiffsführung), nichts zu tun hatte. ◆

„Ein Dampfkessel mit Überdruck“

Der Frankfurter Kriminologe Professor Dr. Friedrich Geerds über den „Mimi“-Fall

Das Drama in der Karibik, das auch nach der Sicht der äußeren Fakten noch viele Rätsel ungelöst läßt, weist soziale Bezüge auf, die der Kriminologie zwar nicht unbekannt, von ihr aber in dieser Weise bisher kaum erforscht sind.

Am ehesten wird, sofern es zu einem Strafverfahren und gründlicher Untersuchung kommt, Aufklärung noch für die Täterpersönlichkeit zu erhalten sein. Selbst wenn sich kein wirklich psychiatrischer Befund ergeben sollte, ist doch bei dem an einen Amoklauf erinnernden Verhalten des Messerstechers mit psychopathologischen Phänomenen zu rechnen.

Wichtiger für das Unbegreifbare einer grauenvollen Bluttat aus nichtigem Anlaß, die durch die Versenkung des Schiffes wohl verdeckt oder gekrönt werden sollte, dürften die sozialen Hintergründe sein.

Die auf Anhieb sinnlos erscheinende Aggressivität ist wesentlich durch Isolierung bedingt, die gerade für die Besatzung kleiner Schiffe — zudem in fremden Gewässern — charakteristisch ist. Selbst wenn die Parallele zur Schiffsmeuterei hier nicht recht paßt, wird des öfteren auch der echte Meuterer das Opfer einer solchen die Konflikte verstärkenden Isolierung gewesen sein.

Mit Händen zu greifen sind ferner rassische Elemente, weil Opfer allein die vier deutschen Besatzungsmitglieder wurden. Wichtiger als die Hautfarbe erscheinen dabei soziale Divergenzen, beruhend auf der unterschiedlichen sozialen Stellung: Hier standen fünf Seeleute aus der Südsee vier deutschen Offizieren, Vorgesetzten, gegenüber. Hinzu kamen unterschiedliche Traditionen und grundverschiedene Lebenseinstellungen, vielleicht noch sprachliche Kommunikationsschwierigkeiten: Des Wortes nicht hinreichend mächtig, greift der Fremde oft vorschnell zur Gewalt.

Ähnliche Isolierungseffekte finden sich in Kriegszeiten im Verhältnis von Militär und Zivilbevölkerung, von Truppenteilen oder auch von Mannschaften und Vorgesetzten zueinander. Auch auf Expeditionen und unter ähnlich abnormen Lebensbedingungen läßt sich dies konfliktträchtige Phänomen beobachten.

Die eigentlichen Ursachen für die westindische Tragödie dürften daher in der unheilschwangeren Szenerie auf der „Mimi“ zu suchen sein. Hier mußten zwei verschieden geartete und gestellte Gruppen von Menschen auf engstem Raum, unter fremder Flagge und in einer fremdländischen Umgebung miteinander arbeiten und leben. Die Situation glich vermutlich der eines Dampfkessels, der schon bei geringem Überdruck mit verheerenden Folgen zerplatzt.

SPANIEN

Radikaler Bruch?

Die Diktatur ist angeschlagen — doch die illegale Opposition hat kein gemeinsames Konzept für die Zeit nach Franco.

Fast 40 Jahre lang kämpften spanische Demokraten mit dem Mut der Verzweiflung gegen eine Diktatur, die unerschütterlich schien. Jetzt könnten sie fast am Ziele sein: Das Regime des greisen Caudillo, nach der Hinrichtung von fünf Untergrundkämpfern vom übrigen Europa isoliert und angegriffen, erlebt seine schwerste Krise.

Polizisten und Zivilgardisten, seine treuesten Wächter, sind durch ständige Attentate so verunsichert, daß sie einander aus lauter Nervosität versehentlich gegenseitig erschießen oder einem harmlosen Passanten, der mit einem Verkehrspolizisten diskutiert, eine Kugel ins Bein jagen, wie vor wenigen Tagen in Barcelona. Ehemalige Minister wie Manuel Fraga Iribarne verkünden offen, Spanien müsse nun endlich neue politische Führer suchen, „und niemand hat das Recht, diesen Versuch zu verhindern oder zu bremsen". Armeeoffiziere fordern den Sturz Francos — wie vergangene Woche in Paris der geflüchtete Luftwaffenhauptmann José Ignacio Domínguez.

Doch je offenkundiger Westeuropas letzte Diktatur sich ihrem Ende nähert, desto deutlicher zeigt sich, daß Francos Opposition schlecht vorbereitet ist: Hatte sie früher euphorisch die Einheit aller gegnerischen Kräfte gegen das Regime proklamiert, so marschiert jetzt jede Gruppe mehr oder weniger getrennt — Linke, Halblinke und Gemäßigte streiten gegen- und untereinander über das neue Spanien.

Vor allem Christdemokraten, Sozialisten und Kommunisten wollten dieses neue Spanien stets nur auf friedlichem Wege erreichen — mit Streiks, Demonstrationen und Aufklärungskampagnen. Tatsächlich erschüttert wurde das Regime dann aber erst durch Sprengstoff und Pistolen — die Kampfmittel der baskischen Befreiungsbewegung „Eta" und der „Antifaschistischen patriotischen Revolutionsfront" (Frap). Dabei richteten sich die Aktionen der Eta gewöhnlich gegen ganz bestimmte Polizisten — zumeist berüchtigte Folterer oder Denunzianten —, die der Frap jedoch fast wahllos gegen alle, die eine Polizistenuniform tragen.

Für die großen politischen Parteien des Untergrunds sind die Frap-Kämpfer denn auch nichts als Terroristen — von denen sie sich energisch distanzierten: Der Vorsitzende der „Sozialistischen Arbeiterpartei Spaniens" (PSOE), Felipe González, nannte die Frap-Guerillas „Verrückte, die das



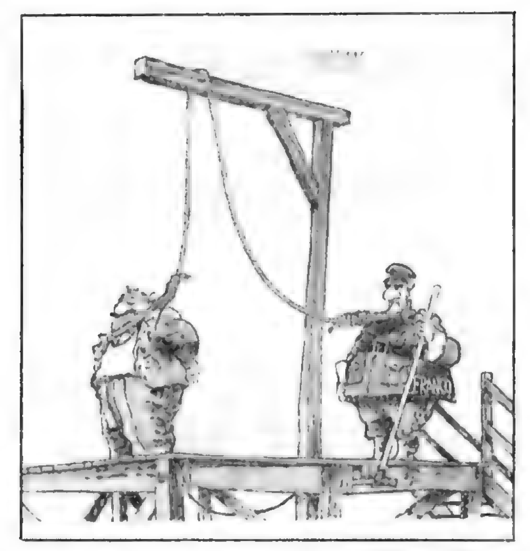
Staatschef Franco
Gegenseitig erschießen

Spiel des Regimes spielen". Joaquín Ruiz Jiménez, der Führer der Christdemokraten, warnte: „Mit Gewalt und Mord hilft man in Spanien nur dem Regime." Ein Mitglied der Kommunistischen Partei meinte: „Die Frap, das sind verblendete Idioten, die reaktionär, nicht revolutionär sind."

Die Abwehrhaltung gegen die Frap geht so weit, daß sich nur mühsam Rechtsanwälte als Verteidiger für die drei Frap-Partisanen fanden, die am 27. September zugleich mit zwei Eta-Mitgliedern hingerichtet wurden.

Doch so einig sich diese Opposition gegen die „Frapistas" ist, so uneins ist sie im übrigen. Zwar fanden sich die beiden größten Blöcke innerhalb der Opposition — die von dem Kommunisten Santiago Carrillo angeführte „Demokratische Junta" und die von Felipe González' „PSOE" angeführte „Demokratische Plattform" — vorübergehend zu gemeinsamem Protest gegen das im August vom Regime verkündete „Anti-Terrorismus"-Gesetz bereit, nach dem für zwei Jahre jeder jederzeit verhaftet werden kann. Doch zu einem verbindlichen gemeinsamen Aktionsprogramm für die Zeit nach Franco kam es bis heute nicht. Dafür kriselt es in beiden Organisationen:

▷ In der „Demokratischen Junta" grollen die Linkssozialisten des „Partido Socialista Popular" (PSP) der KP, weil diese vom Pariser Exil aus oft eigenmächtig und ohne Rücksprache agiert;



Chicago Tribune

- in der „Demokratischen Plattform“ streitet sich die tonangebende sozialdemokratische PSOE mit den übrigen Gruppierungen über die Frage, ob man Francos Kronprinzen für eine Übergangszeit als Staatschef akzeptieren soll.

Zumindest eine einflußreiche Fraktion der scharf antikommunistischen PSOE — eine der ältesten sozialistischen Arbeiterparteien Europas — würde sich mit Juan Carlos arrangieren, wenn dafür die Kommunisten auch nach Franco zur Illegalität verurteilt blieben.

Das wiederum will der linke Flügel der „Demokratischen Plattform“ — darunter auch linke Christdemokraten — nicht mitmachen. Christenführer Ruiz Jiménez: „Die Kommunisten sind eine politische Realität, da kann man nicht einfach die Augen verschließen.“

Noch größer wird das Durcheinander innerhalb der Opposition durch die Querelen in der weit rechts stehenden „Sozialdemokratischen Union Spaniens“ (USDE), die im vergangenen Jahr von dem einstigen Linksfalangisten Dionisio Ridruejo gegründet wurde und sowohl von den gemäßigten Sozialisten der PSOE als auch von den Linkssozialisten der PSP als Kreatur des amerikanischen Geheimdienstes beargwöhnt wird. Nach dem Tode ihres Gründers zerfiel die zahlenmäßig winzige Union in zwei neue Parteien — die sich wiederum beide sozialdemokratisch nennen.

Doch während die Politiker der verbotenen Parteien noch ohne rechtes Konzept taktieren, baut sich eine möglicherweise weitaus schlagkräftigere Anti-Franco-Front auf — die „Union demokratischer Militärs“. 1000 Offiziere und Unteroffiziere sollen ihr bereits angehören. Mehr als zwanzig Offiziere wurden bislang verhaftet — darunter der Sohn eines Offiziers, der im Bürgerkrieg auf Francos Seite gekämpft und von den Republikanern erschossen worden war.

KAMBODSCHA

Genosse Pnom

Das neue Regime von Kambodscha verbot Geld und Autos und verordnete neue Familiennamen — für viele Anhänger von Staatschef Prinz Sihanouk im Pekinger Exil Grund genug, auf die Rückkehr zu verzichten.

Kambodschas prominentester Spätheimkehrer, Prinz Sihanouk, bekannt als Playboy und Gourmet, begeisterte sich am einfachen Leben: „Es gibt keine Nachtklubs, keine Bars mit Animierdamen mehr. Wir schaffen eine neue Gesellschaft mit nur einer Klasse; nicht eine, wo manche Leute sterben, weil sie sich überfressen haben, und andere, weil sie verhungern“ — so der Prinz über Eindrücke seiner ersten Reise nach Pnom Penh, fünf Monate nach der Eroberung Kambodschas durch die Roten Khmer.

Am 9. September waren Prinz Norodom Sihanouk, seine Frau Monique und ein Dutzend Getreue auf dem Platz des Himmlischen Friedens in Peking mit einem Volksfest verabschiedet worden. Nach fünf Jahren Exil bei den chinesischen Freunden — so das Abschiedsprotokoll — kehrten der 1970 durch einen rechten Offiziersputsch verjagte Staatschef und seine in Peking gebildete Exilregierung als rechtsmäßige Herrscher nach Pnom Penh zurück.

Die Gründe für die immer wieder hinausgeschobene Heimkehr des Staatsoberhauptes waren von den neuen Herren in Kambodscha mit bewußt fadenscheiniger Contenance als „verkehrstechnische Schwierigkeit“ angegeben worden: Der Prinz sollte erst einschweben, wenn der beschädigte Flugplatz wieder hergerichtet sei.

Da aber Kambodscha über Vietnam oder Laos auch auf dem Landweg unschwer zu erreichen ist (und das Prinzenpaar diesen Weg sogar 1973 zu einem Ausflug in das umkämpfte Angkor Wat benutzt hatte), waren für Sihanouks lang dauernde Abstinenz wohl eher politische Gründe bestimmend.

Um so heftiger dementierte Sihanouk alle Spekulationen über mögliche Meinungsverschiedenheiten zwischen ihm und den Roten Khmer und verteidigte wortreich den rüden Stil der neuen Führung — freilich erst, als er schon wieder im Ausland war: Pnom Penh sei unter dem Putsch-General Lon Nol „ein Sodom und Gomorrha“ gewesen; jetzt sei die Stadt „spartanisch“, und dazu gehöre auch, daß keine Autos mehr erlaubt sind und „jedermann zu Fuß geht“.

Die Bewohner der Hauptstadt, nach der Eroberung am 17. April gewaltsam in die Dörfer evakuiert, dürften teilweise zurückkehren und würden „ausgewählt nach ihrer Arbeit und ihrer Haltung zu Lon Nol“.

Das Bild, das der Pekinger Anhang des Prinzen nach der kurzen Visite im neuen Khmer-Reich gab, war ungleich düsterer. Die Sihanouk-Getreuen schildern Pnom Penh als eine „tote Stadt“, in der nur noch 50 000 Einwohner (vor der Eroberung waren es über zwei Millionen) leben, vorwiegend Soldaten.

Die Straßen wirken verödet, alle Geschäfte sind geschlossen. Die neue Führung hat das Geld abgeschafft und die Verteilung von Grundnahrungsmitteln — je nach „Verdienst für das Regime“ — besonderen Ausschüssen übertragen.

Durch Dekret habe jeder einen neuen Namen annehmen müssen, offensichtlich um Kontakte zu erschweren. Von der Neuerung wurde auch Sihanouks Sohn, Prinz Sihanoni, betroffen, der nunmehr „Genosse Pnom“ heißt.

Eine Reihe von Fabriken am Rande der Stadt habe die Arbeit wieder aufgenommen; in den Hallen arbeiten kambodschanische Soldaten unter Anleitung von chinesischen Ingenieuren.

Für die Mehrheit der Pekinger Kambodscha-Heimkehrer war das Gesehene und Gehörte Grund genug, ihre Pläne zu ändern. Von der Roten-Khmer-Führung aufgefordert, endgültig nach Kambodscha überzusiedeln, unter der Bedingung, daß jeder nicht mehr als zwei dunkle Anzüge und ein Paar Schuhe mitbringt, verzichteten 50 Sihanouk-Mitarbeiter auf die Rückkehr und baten in der vorigen Woche über die französische Botschaft in Peking Paris um politisches Asyl. Zu den prominentesten der Westflüchtlinge gehören Oberst Oum Mannorine, Schwager



Sihanouk im Pekinger Exil
Jedermann geht zu Fuß

von Sihanouk und ehemaliger Sicherheitschef Kambodschas, Sihanouks Schwiegertochter, Prinzessin Yuvaneath, und Kabinettschef Pung Peng Cheng.

Möglicherweise sind die flüchtenden Pekinger auch in Frankreich die Quartiermacher des Prinzen: Der erklärte, er werde für die Roten arbeiten, solange sie ihn brauchten, und wenn nicht mehr, dann wolle er gern in sein „kleines Haus in Frankreich“ umsiedeln.

SAUDI-ARABIEN

Einfach phantastisch

Saudi-Arabiens Ölminister Jamani, der gegenwärtig als Freund des Westens gilt, will die Ölmärkte voll unter Kontrolle bekommen.

Ahmed Saki el-Jamani, Scheich aus dem Morgenland, genoß die Huldigungen der Abendländer.

Vergangenen Dienstag gegen elf kletterte der kleinwüchsige Ölminister Saudi-Arabiens auf einer Tagung der Friedrich-Ebert-Stiftung in Bonns Beethovenhalle hinter das Rednerpult und kündete von Preisstabilität bis Ende 1976. Ministeriale und Prominente der Ölbranche feierten den Mann aus der Wüste wie einen Heilsträger.

Vor zwanzig Monaten noch war der Araber als ein Drahtzieher der Ölverschwörung, als Hauptschuldiger für Tempostopp und Kinderfrieren angefeindet worden — jetzt dankten die Experten im Saal ihm dafür, den Ölpreis so hübsch geliftet zu haben: Nordsee-Öl und Öl aus Alaska, die Risiko-Reserve der Industrieländer, so streute die Prominenz, wären ohne den hohen Rohölpreis vom Persischen Golf überhaupt nicht möglich.

Indes — mit der Attitüde, sich unter allen Opec-Bösen als der am wenigsten Schlimme darzustellen, baut der in Harvard und bei Exxon eingeschliffene Exote aus dem Königreich Saudi-Arabien ein Rohöl-, Verarbeitungs- und Dollar-Monopol, in dessen Netz schon sehr bald sämtliche westlichen Industrie-Staaten, die USA und später Großbritannien ausgenommen, und alle anderen Opec-Länder hängen werden — Persien bedingt ausgenommen.

360 Milliarden Mark will der 3,2 Millionen Einwohner zählende Wüstenstaat am Persischen Golf in den nächsten fünf Jahren investieren — etwa das jährliche Volkseinkommen der 55 Millionen starken Republik Italien. 250 Milliarden davon planen die Saudis allein für wirtschaftliche und soziale Aufbauprogramme ein, fast 50 Milliarden für Kapitaltransaktionen und Auslandsbeteiligungen.

Ein riesiges Erdgas-Kombinat mit petrochemischen Zusatzanlagen, zwei Exportraffinerien und drei weitere petrochemische Komplexe sollen allein

im Osten des Landes entstehen — neben Eisen-, Stahl- und Aluminium-Schmieden. Fünf weitere Öl- und Chemie-Komplexe wollen die Saudis an anderen Enden des Landes hochziehen.

Trinkwasser-Aufbereitungsanlagen, Zement-, Glas-, Textil-Fabriken und gar ein Auto-Montagewerk (mit Daimler-Benz) stehen im zweiten Fünfjahresplan der Wüstenherren.

Stärker und konsequenter als je zuvor aber will Jamani die Rohölbasis des Landes zum Schlüssel seiner Beherrschungsstrategie nützen. Für rund 200 Jahre reichen die bis heute entdeckten Vorkommen der Saudis. Rund 30 Prozent sämtlicher westlichen Ölreserven liegen im Boden Saudi-Arabiens und unter dem Festlandsockel seiner Küsten. 412 Millionen Tonnen Öl pumpte die von Jamani und den vier US-Ölmultis Exxon, Texaco, Mobil und Socal beherrschte Fördergesellschaft Aramco durch die Pipelines zur Küste — ein gutes Drittel des Opec-Öls, fast die Hälfte der nahöstlichen Förderung.



Saudi-Ölminister Jamani
Schlüssel zur Herrschaft

Fast 600 Millionen Tonnen aber könnten die Saudis schon heute fördern, würden sie ihre Kapazität voll ausfahren. Auf rund eine Milliarde Tonnen Jahresförderung will Jamani seine Anlagen ausbauen — selbst um den Preis stillstehender Kapazitäten.

Mit diesem Überschuß an Förderanlagen will sich der Ölstratege aus Riad eine Beweglichkeit schaffen, mit der er den gesamten Ölmarkt der Welt beherrschen kann. Schon 150 Millionen Tonnen Jahresförderung zu gegenwärtigen Preisen reichen den Saudis, um ihren Finanzbedarf zu decken, und nur 20 Cent kostet Jamanis Land die Förderung von einem Barrel (159 Liter) Rohöl — den er für mehr als elf Dollar weiterverkauft.

Mit diesen Spannen kann Jamani am westlichen Ölmarkt alles nach seinem

Geschmack richten. Schon auf der Wiener Opec-Konferenz setzte er mit der Drohung, seine Förderung scharf auszuweiten, eine nur müde Erhöhung des Rohölpreises durch. Höher nämlich sollte der Preis nicht werden, weil die Industrieländer nach Jamani-Kalkulation dann tief in die Krise gefahren wären oder auch langfristig teure Ersatzenergie entwickelt hätten — was beides der Öl- und Finanz-Macht des Arabers geschadet hätte.

Umgekehrt kann Jamani seine Förderung so stark drosseln, daß auch bei flauem Geschäft die Preise zu halten sind. Zwischen 20 Cent und 11 Dollar je Barrel Rohöl, zwischen 150 Millionen und einer Milliarde Tonnen Ölförderung — fast soviel wie heute der gesamte Nahe Osten liefert — ist bei dem stets blauäugig auftretenden Scheich aus Riad schon bald alles möglich.

Obendrein kann Jamani mit seinen geplanten Raffineriekapazitäten künftig auch noch die Öl-Fertigwaren-Märkte des Westens manipulieren. „Die Spannen der Saudis", ängstigte sich Esso-Finanzchef Frederico Wisznat schon vor Monaten, „sind einfach phantastisch."

CHINA

Schmerzen im Rücken

Maos Militärs entwickeln neue Strategien für den Ernstfall: einen sowjetischen Einmarsch in China.

Pekings „Volkszeitung" enthüllte: Sowjetische Agenten seien in die autonome chinesische Grenzprovinz Sinkiang eingesickert, „um eine Handvoll Verräter zu kaufen, die einen Aufstand anzetteln" sollten.

Offenbar hatten die Sowjets bei den Volksstämmen islamischen Glaubens, die beiderseits der Grenze beheimatet sind, gewisse Erfolge. Unter dem „Deckmantel der Religion", empörte sich die „Volkszeitung", „werfen sich Splittergruppen in die Arme der Sowjet-Revisionisten".

Die Enthüllung ist der vorläufige Höhepunkt einer von Sowjets und Chinesen geführten Kampagne gegenseitiger Verdächtigungen, ähnlich wie seinerzeit 1969 einen bewaffneten Konflikt, oder gar, wie Maos Regierung jüngst meinte, „einen neuen Weltkrieg" zu provozieren.

Zum erfolgreichen Waffengang mit den Sowjets wäre China derzeit kaum in der Lage. Die militärischen Möglichkeiten in einem konventionellen Krieg gegen die UdSSR würden, so meinen US-Experten, allenfalls ausreichen, den „Sowjets ein Bein auszureißen". Mehr erlaube die unterentwickelte Technologie der Waffen und des unzureichenden Nachschubwesens nicht.

Zwar ist Chinas Armee, in der drei Millionen Aktive unter Waffen stehen, die derzeit größte der Welt, aber auch die am schlechtesten ausgerüstete unter den Weltmächten. Nur sieben der 156 chinesischen Divisionen sind motorisiert. Ihre Waffen, etwa die sowjetischen Panzermodelle (T-34/85 und T-54) sowie die MiG-17 und MiG-19-Jets sind auf dem technischen Stand der späten 50er Jahre.

Andererseits aber glauben selbst sowjetische Militärfachleute auch nicht an einen eigenen Erfolg in einem konventionellen Krieg mit China. Denn zu sehr könnten die Chinesen den Vorteil ihres fast unerschöpflichen Reservoirs an Kämpfern ausspielen.

Einen beiderseitigen Atomkrieg aber halten Moskau und Peking für unrealistisch. Ein sowjetischer Atomkrieg großen Stils, bei dem weite Teile der Erdoberfläche radioaktiv verseucht würden, riefe die Amerikaner auf den Plan. Pekings nukleare Möglichkeiten hingegen reichen nicht aus, um die Sowjet-Union auszuschalten.

Deshalb stellen Chinas Generale heute ihre strategischen Überlegungen ganz auf sowjetische Blitzfeldzüge oder Strafexpeditionen in Nordostchina ein. Solche Operationen könnten die Chinesen empfindlich treffen. So liegen zum Beispiel die Ölfelder von Jumen und der wichtige petrochemische Komplex von Lantschou in bequemer Reichweite der sowjetischen Garnisonen in der Mongolischen Volksrepublik.

Ebenso verwundbar, sogar durch Hubschrauber- oder Panzerüberfälle, sind die Schwerindustrie-Anlagen in den drei mandschurischen Provinzen, besonders das Paradestück der chinesischen Industrie, der Ölkomplex von Datsching.

Dagegen könnten die Chinesen mit militärischen Kurzexpeditionen den Sowjets im kaum bewohnten Osten der Sowjet-Union keine nennenswerten Schäden zufügen; es sei denn, China gelingt es, die einzige Fernverkehrs-Strecke des sowjetischen Fernostens zu zerstören: den Schienenstrang der Transsibirischen Eisenbahn. Deshalb baut die UdSSR im Eiltempo eine zweite Strecke weiter nördlich, die „Baikal-Amur-Magistrale" (Bam).

Ihre eigene Verwundbarkeit wird den Chinesen erst jetzt voll bewußt. Seit Anfang der 70er Jahre hatte Pekings Regierung dem Aufbau der Wirtschaft Vorrang vor militärischen Investitionen gegeben: Verdoppelung des Volkseinkommens bis Ende des Jahrzehnts galt als das wichtigste nationale Ziel.

Erst nach dem Sieg der Kommunisten in Vietnam konnten sich Pekings Falken wieder mehr Gehör verschaffen. Die Furcht, Moskau könnte sich mit Hanoi arrangieren und somit eine sowjetische Präsenz in Indochina — an den Südgrenzen des Reiches — sichern, veranlaßte Maos Spitzenpolitiker, den Militärs mehr Mittel zuzugestehen.



Chinesische Volksbefreiungsarmee: „Den Sowjets ein Bein ausreißen"

Der Gesinnungswandel manifestierte sich, wie oft in Maos Reich, durch die Rehabilitation eines vordem verteufelten Funktionärs. So wurde im Juli der Generalstabschef Lo Jui-tsching, der 1966 in Ungnade gefallen war, weil er auf Waffen und soldatische Tüchtigkeit mehr vertraut hatte als auf die Kraft des Maoismus, rehabilitiert.

Zugleich begann eine allgemeine Diskussion der künftigen militärischen Strategie. Folge: Chinas Soldaten wurden angewiesen, künftig in erster Linie ihre militärischen Fähigkeiten auszubilden und dann erst ihre revolutionären politischen Tugenden.

Mitte August veröffentlichte Pekings „Volkszeitung" eine Wunschliste der

BUNDESSCHATZBRIEFE GARANTIEREN 7,63%

In 7 Jahren. Dazu kein Kursrisiko und schnelle Verfügbarkeit. Wer sonst kann Ihnen das bieten?



Diese 7,63% Rendite erzielen Sie beim Bundesschatzbrief Typ B mit 7 Jahren Laufzeit und Zinsansammlung. So werden 100 DM zu 167 DM.

Wollen Sie die Zinsen jährlich ausgezahlt haben, empfiehlt sich Bundesschatzbrief Typ A mit 6 Jahren Laufzeit und einer Rendite von 7,27%.

In jedem Fall bekommen Sie hohe, wachsende Zinsen von 5,25% im ersten bis 9% im sechsten bzw. siebten Jahr.

Bundesschatzbriefe sind außerdem problemlos, wenn Sie mal Bargeld brauchen. Sie lassen sich schon ab 1. 7. 1976 jederzeit zurückgeben. Zu 100% plus Zinsen.

Nutzen Sie diese Vorteile! Bundesschatzbriefe gibt es bereits ab 50 DM bei Ihrer Bank oder Sparkasse.

16.000 DM zu gewinnen!

Im Bundesschatzbrief-Preisausschreiben. Holen Sie sich unseren Gewinn-Prospekt mit Teilnahmekarte bei den Banken und Sparkassen. Oder fordern Sie ihn beim Bundesschatzbriefdienst an, 6 Frankfurt 1, Postfach 2367.

E 29



Bundesschatzbriefe. Besitz, der sicher wächst.

Militärs. Sie verlangten Atomwaffen, elektronische Ausrüstung, moderne Flugzeuge und Raketen. Sie forderten auch das erste chinesische Laser-Zielgerät an, dessen Fertigstellung um die gleiche Zeit angekündigt wurde. In der vorigen Woche meldete das amerikanische Fachblatt „Aviation Week", die Chinesen hätten bereits zwei Interkontinental-Raketen, die je drei Atomsprengköpfe tragen, installiert, deren Zielradius bis in die europäischen Regionen der Sowjet-Union hinter dem Ural reicht.

Mehr noch als auf neue Waffen aber vertraut Peking auf ein neues Konzept: eine Kombination von Guerilla-Taktik und „Modernisierung der Landesverteidigung" („Volkszeitung"). Die neue Strategie soll wirksam werden, wenn, wie die Mao-Militärs annehmen, sowjetische Truppen in großer Zahl mit Hubschraubern, Panzerfahrzeugen und Artillerie tief in chinesisches Territorium vordringen. Aufgabe der Chinesen sei es, sich von den Sowjets zunächst überrennen zu lassen und dann erst mit Operationen hinter den feindlichen Linien zu beginnen: die Nachschubwege abzuschneiden, einzelne Einheiten zu isolieren und zu vernichten.

Dazu begannen die Chinesen damit, ihre Kommunen so zu organisieren, daß sie sich im Kriegsfall sofort in selbständig operierende Kampfgruppen verwandeln können, die auf eigene Reserven an Waffen und Nahrungsmitteln zurückgreifen können.

Diesen Kampf-Kommunen nach altem Wehrdörfer-Rezept fällt die Aufgabe zu, sowohl den sowjetischen Einmarsch zu verzögern, bis reguläre Verbände herangeführt sind, als auch Einsätze im Rücken des Gegners durchzuführen. Dabei gehen die Chinesen davon aus, daß die Sowjets sich bei einem Vorstoß nicht die Zeit nehmen können, jede landwirtschaftliche Siedlung zu besetzen und unter Kontrolle zu halten.

Die Kommunen-Guerillas freilich können nur wirkungsvoll operieren, wenn ihre Aktionen zentral gesteuert werden können. Dieses Ziel ist nach Pekings Auffassung nur durch die Entwicklung moralischer Qualitäten zu erreichen. Vor allem gelte es, den Schock durchzustehen, von einem an Feuerkraft und Kriegstechnik weit überlegenen Gegner überrollt zu werden.

Die Disziplin der Gruppe, so predigen Pekings Militärführer der Grenzbevölkerung, bedeute alles, das Heldentum des einzelnen — bis heute durch Schauspiele und Volksopern verherrlicht — sei oft unangebracht oder schädlich. Die Verhältnisse seit den Tagen des Kampfes gegen die Japaner und gegen Tschiang Kai-scheks Kuomintang-Armeen hätten sich geändert. Damals habe oft individuelle Bravour den Erfolg gebracht — heute sei dies unmöglich.

In anderen Punkten freilich pflegen Chinas Strategen durchaus wieder die Erinnerung an die Zeit des Befreiungskampfes. Bis 1949, so riefen Wandzeitungen in Chinas Städten den Genossen ins Gedächtnis, habe es weder Sold noch Rangunterschiede gegeben.

Als beispielhaft zitierte Pekings „Volkszeitung" einen Offizier, der nach langer Überlegung zur Einsicht gekommen war, daß eine Soldkürzung für ihn „in Wahrheit einen Fortschritt" bedeute.

Schon in den letzten Monaten begannen die Militärs in den Provinzen Anhwei und Kirin mit neuen revolutionären Anläufen. So dienten Offiziere aller Ränge einige Zeit als gewöhnliche Soldaten. Auf diese Weise, so berichten die Militärs der Provinzen, sei das Vertrauen zwischen Soldaten und Offizieren ungewöhnlich gestärkt worden.



Generalstabschef Lo Jui-tsching
„Sie müssen ihre Füße härten"

Zunehmend auch gehen die Chinesen dazu über, auf zentrale Kommandostellen im Hinterland zu verzichten. Auch Generale müssen künftig in vorderster Linie Dienst tun. Nur dann, so meinen Pekings Militärtheoretiker, könnten sie bei einem Einmarsch, bei dem es nicht zu einer einheitlichen Front kommen werde, entscheiden, was an Ort und Stelle zu tun sei.

Dazu freilich müssen sie Chinas Offiziere wieder körperlich in Form bringen. Viele sind noch Veteranen aus dem Befreiungskampf, die sich oft allzusehr an ein bequemes Leben mit eigenem Dienstwagen gewöhnt haben, mahnte die „Volkszeitung": „Sie müssen ihre Füße härten und wieder Rükkenschmerzen vom schweren Marschgepäck bekommen." ◆

Welcher Rasierer der meistgekaufte ist, das wechselt durchaus:

1959: Braun SM3
1963: Braun sixtant
1969: Braun sixtant S
1972: Braun sixtant 6006
1973: Braun sixtant 6007
1975: Braun sixtant 8008

Falls Sie sich fragen, was die meisten Männer 1965, 1970 oder 1974 gekauft haben: Auch einen Braun. Manchmal wechselt es eben nicht.



BRAUN

Braun Rasierer scheinen etwas zu haben, das Millionen Männer immer wieder überzeugt:

eine besonders genaue und gründliche, eine besonders sanfte und saubere Art, einen Mann zu rasieren.

Der sixtant 8008 ist heute der meistgekaufte Rasierer in Deutschland. Er ist zugleich der Beste aus der Reihe der sixtant-Rasierer. Denn er hat alles, was wir über das Rasieren wissen.

Für viele Männer war er der Grund, zu Braun zu wechseln.

Machen Sie mal Ihre eigenen Erfahrungen damit. Es sind immer die besten.

Braun sixtant® 8008. Die Summe unserer Erfahrung.

5-342

„Wir lassen uns nicht ins Meer treiben“

SPIEGEL-Report über die libanesischen Christen im Bürgerkrieg

Sie kämpften mit den Kreuzfahrern gegen ihre moslemischen Nachbarn, litten unter den türkischen Sultanen und stiegen unter der französischen Kolonialmacht nach dem Ersten Weltkrieg zur Führungsschicht des Landes auf. Jetzt wollen die libanesischen Christen ihre Vorherrschaft mit allen Mitteln verteidigen.

Die da drüben“, sagen die Kinder und zeigen auf das Dorf Lassa mit seiner Moschee, „die haben eine Kanone. Aber gnade ihnen Gott, wenn sie auf uns schießen sollten. *Hier* sind wir die Übermacht.“

Hier — das ist Kartaba, 1200 Meter hoch im Libanongebirge und zwei Autostunden von Beirut entfernt gelegen. In normalen Zeiten hat der Ort etwa 1000 Einwohner, in den Sommerferien gut 2000, weil dann die in die heißen Küstenstädte Abgewanderten mit ihren Kindern für die Urlaubszeit zurückkommen. Jetzt, im Bürgerkrieg, leben in Kartaba 4000 bis 5000 Menschen, denn aus Beirut und Tripoli sind viele Flüchtlinge zugereist.

Alle in Kartaba, wo es neun Kirchen gibt, sind Maroniten*, Mitglieder der dominierenden christlichen Religionsgruppe im Libanon. Die Flüchtlinge sind keine Armen, denn während etwa Beiruts Flanierstraße Hamra seit Monaten verwaist und verrottet ist, drängeln sich abends auf Kartabas Hauptstraßen die Pkw Stoßstange an Stoßstange. Vielzylindrige Limousinen und Sportwagen überwiegen. Über das Kopfsteinpflaster stolzieren schmucke Großstädterinnen auf Plateauschuhen.

Junge Männer sind weniger zu sehen. Viele kämpfen in der 1936 nach spanischem Vorbild gegründeten Falange (arabisch: Kataïb), der christlichen Miliz in Beirut, oder werden in Lagern noch höher in den Bergen auf den Einsatz vorbereitet.

Zwei nagelneue Jeeps ohne Nummernschilder kurven von Haus zu Haus. Jungen und Mädchen im Olivgrün der Kataïb sammeln „für die Kämpfenden unten“. Und die als geizig verschrieenen Bauern und Handwerker von Kartaba geben reichlich: Obst, Eier, Zwiebeln, Fleisch und Geld.

Die Bergbewohner, die nicht selten ihren Zehnjährigen zur Erstkommunion eine Maschinenpistole schenken, brennen darauf, in den Kampf einzugreifen. Aber Pierre Gemayel, der Führer der Falange, hat sie vertröstet: „Noch nicht. Wir rufen, wenn wir euch brauchen.“

Es könnte bald soweit sein. Denn der im April aufgeflammte Bürgerkrieg im Libanon fordert in immer kürzeren Abständen immer mehr Opfer: In einem halben Jahr starben 6000 Menschen, wurden 18 000 verwundet — umgerechnet auf die Drei-Millionen-Bevölkerung des Libanon sind das gut siebenmal soviel, wie Amerika insgesamt in Vietnam verlor. „Im Libanon ist ein Hundeleben mehr wert als ein Menschenleben“, klagte der Christenpolitiker Raymond Eddeh, „ein Hund kann auf der Straße herumstreifen, ohne daß er abgeknallt wird, ein Mensch nicht.“

* Im Gegensatz zu den anderen, überwiegend nach Byzanz ausgerichteten Orientchristen nahmen die Maroniten schon zur Zeit der Kreuzfahrer Beziehungen zur römisch-katholischen Kirche auf.



Zerstörungen in Beirut, moslemische Miliz (u.): „Die Regierung kann nur ...

Und in scheinbar sinnlosen Zerstörungsorgien sprengen oder zerschießen die Libanesen ihre Lebensgrundlage: Geschäfte und Märkte, Banken und Fabriken, Hotels und Transportmittel. Der Schaden für die Wirtschaft hat inzwischen sechs Milliarden Mark erreicht. „Ein Volk begeht Selbstmord“, klagt der Journalist Salaheddin Mussalli. „Das einzige, was die Regierung vorläufig vermag, ist Leichen zu zählen.“

Unter den Toten überwiegen bislang die Moslems, die Plebejer im Volk des Libanon. Denn die Milizen der Christen scheinen besser organisiert, disziplinierter und schlagkräftiger. Doch die Zukunft — und das ahnen auch viele Christen — gehört dem moslemischen Bevölkerungsteil: Er ist zahlenmäßig größer, und nur er gehört unbestritten zur arabischen Umwelt.

Und so erinnern die Christen an die Weißen im südlichen Afrika, die — privilegiert und noch überlegen — einen verzweifelten Abwehrkampf gegen eine sich emanzipierende Übermacht führen. Wie Afrikas „verlorene weiße Stämme“ scheinen Libanons Christen vom Gang der Geschichte überrollt zu werden.

Politische Gegner der Maroniten sehen eine andere Parallele. „Die Fa-



lange", so der Linkspolitiker Kamal Dschumblat, der zur islamischen Sekte der Drusen gehört, „hat eine maronitische Haganah geschaffen, mit dem Ziel, den Libanon zu zerstückeln und einen eigenen christlichen Kleinstaat zu schaffen." Wie die Zionisten vor 1948 in Palästina würden die Falangisten versuchen, mit Gewalt rein christliche Enklaven zu schaffen, um für den Fall der Teilung strategisch wichtige Plätze in ihre Gewalt zu bekommen, wie etwa den Beiruter Hafen.

Falange-Slogans wie „Wir lassen uns nicht ins Meer treiben" und „Das ist unser Land" erinnern tatsächlich an die Israelis. Und so bescheinigt denn auch der frühere griechisch-katholische Bischof Haddad seinen maronitischen Glaubensbrüdern einen „Massada-Komplex".

Der Massada-Komplex hat sicherlich Ursachen. Die atavistische Angst der Libanon-Christen, im Meer von über hundert Millionen moslemischen Arabern unterzugehen, ist nicht ganz unbegründet.

Die libanesischen Christen hatten sich im fünften bis siebten Jahrhundert



Christlicher Bürgerkrieger
. . . Leichen zählen"

im Gebiet ihres heutigen Staates angesiedelt. Während der islamischen Expansion zogen sie sich in das Libanongebirge zurück, wo besonders die nach dem heiligen Maron genannten Maroniten ihre Identität wahrten, dabei aber auch zu „Gefangenen ihrer Berge" wurden (so der libanesische Historiker K. Salabi).

Während der Kreuzzüge verbündeten sich die Maroniten gegen ihre Nachbarn mit den Kreuzrittern; sie lieferten den christlichen Eindringlingen



Der Hilton-Guide für London

Wenn Sie im London Hilton ankommen, dann fragen Sie am Zeitungsstand nach einem Stadtplan, aus welchem Sie alles über die bekanntesten Sehenswürdigkeiten wie das Parlament, die St. Pauls Kathedrale, die Wachablösung der Garde usw. erfahren.

Aber es gibt auch sehenswerte Plätze, die Sie vielleicht in keinem Stadtplan finden.

Wir wollen Ihnen nur einige nennen.

Ein richtiger englischer Pub. Trinken Sie frisch vom Holzfaß gezapftes Bier in echter viktorianischer Umgebung im Admiral Codrington in der Mossop Street, Knightsbridge. (Dort wird um 23.00 Uhr



zugemacht. Gehen Sie anschließend zurück in die Hilton 007 Bar auf einen "Schluß"-Drink. Dort wird erst um 3.00 Uhr morgens geschlossen.)

Ein echtes englisches Bankett. An Sonntagabenden können Sie im mittelalterlichen Stil im "Hof König Heinrichs VIII." ("Court of King Henry VIII.") dinieren. Das Mahl ist königlich, die Unterhaltung fröhlich. Und all das findet im Kensington Hilton statt. Reservierungen können Sie im London Hilton vornehmen lassen.

Eine richtige englische Diskussion. Wenn Sie eine anregende Diskussion interessiert, dann gehen Sie vom Hilton aus bis zum Ende der Park Lane, überqueren die Straße und sind an der "Speaker's Corner". An Sonntagnachmittagen treffen Sie hier die bekannten "Seifenkisten-Redner", die die Welt verbessern wollen. Mischen Sie sich richtig ein – sie mögen das.

Machen Sie anschließend doch einen Spaziergang durch den Park zur "Serpentine". Mieten Sie sich für eine Stunde ein Ruderboot. So bekommen Sie gerade den richtigen Appetit für das Trader Vic's, das berühmte polynesische Restaurant im London Hilton.

Jazz-Fans sollten auf keinen Fall den Ronnie Scott's Club in der Frith-Street in Soho versäumen. Oder, ein paar Kilometer vom Zentrum in der Lower Richmond Road gibt es im Half Moon Pub Jazz am Sonntagmittag.

Antiquitäten Sammler. Sie kennen natürlich die Portobello Road, aber es gibt auch noch die Camden Passage. (Fragen Sie den Taxifahrer nach Angel, Islington.) Es gelten die gleichen Regeln wie für die Portobello Road. Gehen Sie am frühen Sonntagvormittag hin. Durchstöbern Sie die vielen Buden, Karren und kleine Läden. Und vor allem – haben Sie Mut zum Handeln!

Kunstsammler sollten sich am Park entlang der Bayswater Road umsehen. Hier verkaufen Künstler ihre Werke im Freien. Wenn Sie Silber sammeln, dann besuchen Sie doch einmal die Londoner Silber Gewölbe auf der Chancery Lane. Soviele Silberwaren wie Sie hier in den kleinen Untergrund-Läden finden, haben Sie bestimmt noch nie zusammen gesehen. Es gelten die normalen Ladenöffnungszeiten.

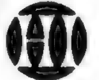
Von der Tiefe dieser Gewölbe können Sie dann die Anhöhen der Primrose-Hügel erklimmen (in der Nähe des Regent Park) oder aber auch die Hilton Dachbar, um so zwei der herrlichsten Ausblicke auf London zu genießen.

Londons Chinatown ist in der Nähe der Gerrard Street in Soho. Ausgezeichnete Peking Gerichte, durch unglaublich barsche aber flinke Kellner serviert. Wenn Sie ungezwungene, beschwingte Mode suchen, dann werden Sie in der Indischen Boutique im Hilton gut beraten – Sie finden hier auch hübsche Orient-Souvenirs.

Wein. Auf unsere Weinkeller im Hilton können wir sehr stolz sein. Aber vielleicht sind Sie gerade in London, wenn Sotheby oder Christie eine ihrer Weinauktionen seltener Jahrgänge abhalten.

Wir hoffen, daß Ihnen dieser kleine Guide Ihren Aufenthalt in London noch angenehmer machen kann. Ganz bestimmt aber werden Sie sich im lebendigsten Hotel der Stadt aufhalten.

Buchungen nimmt Ihr Reisebüro, jedes Hilton-Hotel oder Hilton-Reservierungsbüro entgegen; Frankfurt: Tel. (0611) 23 15 11.



HILTON INTERNATIONAL



Heckenschütze in Beirut: „Ein Hund kann auf der Straße herumstreifen ...

Informationen, Proviant und Truppen. Ludwig der Heilige von Frankreich erklärte sich daraufhin 1250 zum Schutzherrn der Maroniten und gewährte ihnen die Rechte seiner eigenen Untertanen.

Nach dem Abzug der Kreuzfahrer rächten sich die Moslems an den christlichen Kollaborateuren. Und besonders unter den türkischen Sultanen waren die Christen aus den Libanon-Bergen Verfolgungen ausgesetzt. Es gab Massaker und Demütigungen. So mußten die Christen wie das Vieh auf der Straße gehen, wenn sie in die Hafenstadt Tripoli kamen, die Gehwege waren den rechtgläubigen Moslems vorbehalten.

Im Ersten Weltkrieg wollten die Türken die Andersgläubigen in den Bergen aushungern. Sie sperrten alle Verbindungen. „Damals", so erzählen die Alten, „mußte man roh essen, wenn man irgend etwas aufgetrieben hatte. Denn ein rauchender Schornstein provozierte einen Sturm der hungernden Massen."

„Der Appetit des Zerstörungsteufels kommt beim Essen."

Das Los der Christen änderte sich schlagartig, als nach dem Ersten Weltkrieg anstelle der geschlagenen Türken die Franzosen die Macht übernahmen. Denn sie sahen in ihren christlichen Glaubensbrüdern natürliche Verbündete im Kampf gegen den arabischen Nationalismus. Jetzt mußten in Tripoli die Moslems auf der Straße gehen. Und die moslemische Stadt wurde mit Sondersteuern belegt, während im christlichen Nachbarort Zghorta Missionsschulen entstanden und Christen in die französische Armee eintreten konnten.

Die Christen nutzten ihre Chancen. Sie schickten ihre Kinder zur Ausbildung in die Schulen und in den Westen. Sie eröffneten Unternehmen und pflegten die Kontakte mit der modernen westlichen Industriewelt. Sie erarbeiteten sich gegenüber der moslemischen Bevölkerung einen wachsenden Vorsprung im Bildungsniveau, in Produktionsweise und Lebensstandard. Nach einigen Jahrzehnten galt für den Libanon als Faustregel: Christ gleich gebildet und wohlhabend, Moslem gleich ungebildet und arm.

Der Nationale Pakt von 1943, eine Absprache zwischen den Gruppen des Landes über die Verteilung der Ämter, spiegelte die Machtverhältnisse wider. Er gab den wirtschaftlich bedeutendsten und damals auch zahlenmäßig knapp dominierenden Christen mit dem Präsidentenamt und der Armeeführung die entscheidenden Positionen. Über 50 der 99 Parlamentssitze wurden für Christen reserviert. Als einziger Araberstaat bestimmte der Libanon nicht den Islam zur Staatsreligion.

Der Libanon, fand der christliche Dichter Said Akl, war die „einzige Bastion Europas in Asien", eine westliche Oase an der „von der Welle des Orientalismus und Afrikanismus überspülten Mittelmeerküste". Libanesischer Nationalismus, so der maronitische Erzbischof 1936, mußte „notwendigerweise antiarabisch sein".

Die Moslems des Landes aber dachten anders. Während die Christen nach Westen blickten und von Phöniziern und Kreuzrittern schwärmten, sahen sie ihre Heimat eher in Damaskus und bei den Helden der arabischen Welt. „Wenn wir französische Kultur hassen", schrieb der moslemische Schriftsteller Omar Farruh, „dann sind uns auch die (libanesischen) Christen, die Französisch sprechen und die französische Kultur übernommen haben, hassenswert ... Mein Dasein beginnt mit dem Islam."

Seit Beginn der fünfziger Jahre veränderten Hunderttausende ins mittlerweile unabhängige Land strömende Palästina-Flüchtlinge das Zahlenverhältnis zugunsten der Moslems. Die Palästinenser verbreiteten zudem die Idee vom arabischen Sozialismus als Instrument zur Schaffung einer sozialen Neuordnung, einer gerechteren Gesellschaft.

Und Änderungen waren im Libanon zwingend. Denn die einstige „Schweiz des Orients" erweist sich bei näherem Hinsehen als „nahöstliche Karikatur von Dickensschem Frühkapitalismus" (so die „Washington Post"). Im Libanon verdienen fünf Prozent der Bevölkerung die Hälfte des Volkseinkommens, während die Arbeiter in der Landwirtschaft und Industrie, die Hälfte aller Beschäftigten, gerade 12 bis 15 Prozent des Volkseinkommens erhalten. Der Libanon kennt kein ausreichendes System der sozialen Sicherung. Schul- und Verkehrswesen sind unterentwickelt.

Dabei ermöglichen ein billiges Arbeitskräfteangebot, unternehmerfreundliche Gesetze und landesübliche Betrügereien im großen Stil einer kleinen Schicht Maximalgewinne. Etwa in der Bodenspekulation und im Bauwesen: Im Beiruter Hamra-Viertel kostete der Quadratmeter Boden 1967 etwa

... ein Mensch kann es nicht": **Bürgerkriegsopfer**



Computer tun die Arbeit,



die kein Mensch verdient hat.



Oder: Die patente Patentlösung.

Triphenylcarboniumion, Dehydrocyclisierung, Dimethylaminobenzaldehyd – drei Wörter aus der Umgangssprache der Patentabteilung eines Ludwigshafener Chemiekonzerns. Aber das Problem sind nicht die Zungenbrecher. Kopfzerbrechen bereitete die Verwaltung von etwa 30000 in- und ausländischen Patenten und Patentanmeldungen.

Die Daten aus dem Fristen-, Zahlungs-, Erfinder- und Vertragswesen waren in zahlreichen Karteien gespeichert. Immer dieselben, nur verschieden geordnet. Kaum noch überschaubar, bei der geringsten Änderung eine Lawine von Such- und Schreibarbeit sowie Kosten auslösend.

So setzten sich die Computerfachleute und die Patentspezialisten an einen Tisch und entwickelten ein zentrales Informationssystem, um den Datenfluß im Büro so einfach wie möglich zu gestalten.

Heute wacht der Computer automatisch über Anmeldefristen. Er nennt dem Patentamt Erfinder. Er erinnert sich pünktlich an jede Prüfungsantragsfrist. Er erarbeitet für die Patentkonferenz Beurteilungsbogen. Er berechnet die Erfindervergütung, indem er auf die Daten anderer Bereiche, z.B. der Finanz- und Betriebsbuchhaltung sowie des Personalwesens zurückgreift.

Das alles klingt vielleicht so, als bliebe für die Sachbearbeiter nichts mehr zu bearbeiten. Ihnen bleiben die wirklich wichtigen Arbeiten vorbehalten, die kein Computer tun kann. Und dafür bleibt ihnen mehr Zeit, weil monotone Routinearbeiten von ihren Schreibtischen in den Computer verlagert wurden. Er leistet die Vorarbeiten, sie treffen die Entscheidungen aufgrund aktueller und rationaler Informationen.

Die Erfahrungen, die hier mit Computerleistung am Arbeitsplatz gemacht wurden, beweisen, daß es heute notwendig und möglich ist, die Mitarbeiter eines Unternehmens in ihren verschiedensten Funktionen direkt mit Computerleistung zu versorgen. In arbeitsplatzgerechter und funktionsgemäßer Form.

IBM Deutschland GmbH
7000 Stuttgart 80

IBM

„Muß Arabertum gleich Islam sein?"

SPIEGEL-Interview mit Pierre Gemayel, dem Führer der libanesischen Falange-Partei

SPIEGEL: Im Libanon herrscht das Chaos. Das vor 32 Jahren beschlossene Proporzsystem über die Verteilung der Regierungsämter zwischen Christen und Moslems funktioniert nicht mehr. Warum?

GEMAYEL: Weil im Lande 400 000 Palästinenser und Tausende anderer arabischer Ausländer leben, weil wir neben der offiziellen Regierung noch vier, fünf andere Regierungen haben, neben der regulären Armee noch vier, fünf andere Armeen. In libanesischen Städten gibt es Viertel, in denen das internationale Gangstertum herrscht.

SPIEGEL: Sie schieben alle Schwierigkeiten auf die Ausländer. Die Palästinenser sind gegen ihren Willen hier, ihr Chef Arafat half sogar bei den Vermittlungen.

GEMAYEL: Stimmt. Jassir Arafat will ein Gast sein, dessen Schatten niemanden erdrückt. Aber leider hat der gute Arafat die Palästinenser kaum noch unter Kontrolle. Es gibt bedeutende Gruppen, die genau das wollen, was Arafat nicht will.

SPIEGEL: Wer will was?

GEMAYEL: Eine internationale, importierte Linke will den Staat zerstören und dann im trüben fischen.

SPIEGEL: Bedeutet links für Sie gleich Destruktion?

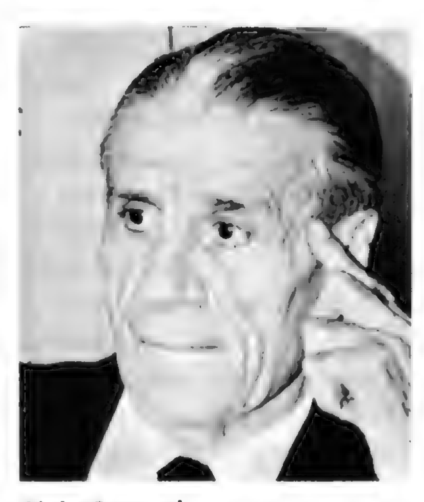
GEMAYEL: Keineswegs. Wir akzeptieren eine nationale, konstruktiv denkende Linke. Doch wir wenden uns gegen jene, von draußen eingedrungene Linke, die Andersdenkende als „Verräter" und „Lakaien der USA" abstempelt.

SPIEGEL: *Sie* gelten als Rechter.

GEMAYEL: Wenn soziale Gerechtigkeit und friedlicher Aufbau für Sie links bedeuten, dann sind wir Linke. Die Falange kümmerte sich schon vor 30 Jahren als erste libanesische Partei um soziale Fragen. Die Arbeitsgesetzgebung kam nur auf unser Betreiben zustande. Und wo in diesem Raum finden Sie soviel Demokratie wie bei uns? Nur hier kann jeder sagen, was er denkt. Viele, die sich zu Hause nicht streiten können, schlagen sich bei uns die Köpfe ein.

SPIEGEL: Wie ist das zu verstehen?

GEMAYEL: Die arabische Welt ist in ein radikales und ein gemäßigtes Lager gespalten, und der Streit wird auch auf unserem Boden ausgetragen. Dabei spielen arabische



Christ Gemayel
„In Städten herrschen Gangster"

Länder die Palästinenser wie eine Ware gegeneinander aus.

SPIEGEL: Arabische Staaten versuchen aber auch, Ihrem Land zu helfen. Was halten Sie von den Vermittlungsbemühungen des syrischen Außenministers Chaddam?

GEMAYEL: Sie sind aufrichtig.

SPIEGEL: Wieso?

GEMAYEL: Syrien hat kein Interesse an einem geschwächten Libanon. Es hat genug Probleme mit Israel.

SPIEGEL: Der Libanon ist so oder so tödlich geschwächt, weil das Proporzsystem, das auf einer knappen christlichen Mehrheit basierte, nicht mehr stimmt.

GEMAYEL: Wer an unserem Modus des friedlichen Nebeneinanders der Religionen rüttelt, erschüttert nicht nur den Proporz, sondern auch den Frieden des Landes. Es ist Mode geworden, alles Übel diesem Proporz zuzuschreiben. Aber haben sich unsere Kritiker einmal klargemacht, daß der Libanon das einzige von 20 arabischen Ländern ist, in dem der Islam nicht Staatsreligion ist, in dessen Verfassung nicht vorgeschrieben ist, daß der Staatschef Moslem sein muß?

SPIEGEL: Aber hier muß es bislang ein Christ sein.

GEMAYEL: Wir im Libanon haben uns darüber geeinigt, daß der Staatspräsident ein Christ sein soll. Die Christen sollen nicht das Gefühl haben, von 100 Millionen Moslems aufgesaugt zu werden.

SPIEGEL: Werden die arabischen Christen anderswo von den Moslem-Mehrheiten aufgesaugt?

GEMAYEL: Wenn Sie einen Christen in einem arabischen Land fragen, ob er sich wirklich geborgen fühlt, wird er das verneinen, schon deshalb, weil der Islam Staatsreligion ist. In Ihrem täglichen Leben in Europa spielt die Religion eine untergeordnete Rolle. Im Orient ist das anders. Die Christen im Libanon haben Jahrhunderte in Furcht vor Verfolgung gelebt. Nach dem Ende der französischen Mandatszeit beschlossen daher Moslems und Christen, diese Furcht ein für allemal auszulöschen.

SPIEGEL: Aber das Abkommen ist gescheitert.

GEMAYEL: Das können Sie so nicht sagen. Denn trotz aller Mängel hat sich das System 30 Jahre lang bewährt. Moslems und Christen lebten in Eintracht. Wir hatten den höchsten Lebensstandard in diesem Raum. Obwohl wir kein Öl und kaum Bodenschätze haben, ist unsere Währung eine der härtesten der Welt. Unser Modell war so erfolgreich, daß es der Uno-Generalsekretär und der Papst als Muster hinstellten. In Irland und Zypern studierte man das libanesische System, und sogar unsere palästinensischen Brüder sahen in diesem Modell ein Vorbild für ihre Zukunft.

SPIEGEL: Weil Sie Zypern erwähnen: Dort kam es schließlich zur Teilung. Und in dieser blutigen Dauerkrise denken auch Libanesen an eine Aufteilung des Staates, an Kantone für Moslems und Christen.

GEMAYEL: Ich verteidige das libanesische Modell der friedlichen Koexistenz der Volksgruppen. Doch falls dieses Modell scheitern sollte — was Gott verhüten möge —, dann haben wir immer noch Zeit, über Alternativen nachzudenken.

SPIEGEL: Manche Araber zweifeln an Ihrem Arabertum.

GEMAYEL: Sagen Sie denjenigen, die an meinem Arabertum zweifeln, daß Pierre Gemayel libanesischer Staatsbürger ist und daß sein Land Mitglied der Arabischen Liga ist. Sagen Sie ihnen, daß ich keine wissenschaftliche Definition des Arabers abgeben kann, aber immerhin soviel weiß: Ich gehöre in die Welt, die mit arabischer Zunge spricht. Doch sagen Sie den Zweiflern auch, es berührt mich sehr eigenartig, daß manche Araber ihr Arabertum mit Islam gleichsetzen.

240 Mark, bis zum Ausbruch des Bürgerkriegs war der Preis auf 19 000 Mark geschnellt. In vornehmen Bergorten versechsfachten sich die Grundstückspreise innerhalb von zwei Jahren. Im boomenden Beirut existierten Wartelisten für Wohnungen mit 40 000 Mark Jahresmiete.

„Unsere Reichen", bedauert ein Beiruter Beamter, „haben drei Maximen: Geld machen, angeben, den Staat betrügen." Bei strikter Durchsetzung der Gesetze, so schätzen Experten, müßten die Staatseinnahmen aus der Einkommensteuer drei- bis viermal so hoch sein, wie sie wirklich sind.

Aufreizender ist die Protzerei der Neureichen. Beiruts Zeitungen berichteten auf ihren Gesellschaftsseiten täglich von Empfängen mit Kaviar und Champagner, Bootsfesten im Sommer und Skiausflügen im Winter. Prestigeautos mit Telephon, Luxusvillen in den Bergen, Reisen nach Paris, Genf



Sarazenen, Kreuzfahrer im Kampf
„Bastion Europas in Asien"

und New York gehörten zum Stil von „Tout-Beyrouth".

Der „Le Monde"-Korrespondent berichtete, wie ein Geschäftsmann (Anfangskapital 1962: 5000 Mark; geschätztes Vermögen heute: 60 Millionen Mark) einen Freund bat, ihm eine Jacht zu besorgen: Sie sollte luxuriös genug sein für mondäne Partys, groß genug, um Waffen zu transportieren, schnell genug, um notfalls damit fliehen zu können.

Gedanken an Flucht sind etwas Neues. Jahrelang hatten die Reichen in ihrer glitzernden Metropole nicht zur Kenntnis genommen, daß um sie herum ein schlimmer Elendsgürtel wucherte. Denn zu den Palästina-Flüchtlingen, um die sich immerhin die Uno und einige andere Organisationen kümmerten, kamen Arbeitsuchende aus dem



Slums in Beirut: „Die Reichen merkten nicht . . .

Hinterland, Bauern aus dem von israelischen Gegenschlägen heimgesuchten Südlibanon, kurdische Flüchtlinge und syrische Saisonarbeiter nach Beirut.

Die Zuwanderer errichteten sich Hütten oder zogen in die verkommensten Häuser von Arme-Leute-Vierteln wie Karantina, Schiah oder Schatila. Sie können es sich nicht leisten, ihre Kinder in die Schule oder zum Arzt zu schicken. Die Sterblichkeit ist bei ihnen dreimal höher als im Landesdurchschnitt. Ein Drittel der inzwischen auf 600 000 geschätzten Einwohner des Elendsgürtels um die Kapital-Metropole des Orients lebt am Rande des Hungertodes.

Und waren früher Unruhen stets von Palästinensern ausgegangen, so rebellierten in diesem Jahr erstmals die Libanesen aus diesen Slums. Sie sind es, die für ein paar Mark auf jeden schießen, die töten „aus Dummheit oder aus rein krimineller Beutegier, oder weil der Appetit des Selbstzerstörungsteufels erst beim Essen kommt" (so der Journalist Mussalli).

Der Aufstand der Verdammten bestätigt die libanesischen Linksintellektuellen in ihrer Analyse, daß die Auseinandersetzungen in ihrem Lande letztlich kein Glaubens-, sondern ein Klassenkrieg sind.

Sie weisen auf die nach wie vor existierenden Kontakte zwischen führenden Familien unterschiedlicher Religionszugehörigkeit: So befreite Dany Schamun, der Sohn des christlichen Innenministers, Akram Dschublat, den Sprößling des linken Drusenpolitikers, aus der Gewalt christlicher Freischärler. Falange-Chef Gemayel telephoniert aus seinem von Raketen beschädigten Hauptquartier in Beirut-Seifi mit Moslempolitiker Osman Bey.

Andererseits aber findet man unter den ganz Armen kaum libanesische Christen. Und die Klassenkampftheoretiker wagen sich nicht aus ihren Vierteln, weil die Männer hinter Beiruts zahllosen Barrikaden niemanden fragen, ob er rechts oder links, für Kapitalismus oder Sozialismus ist. Die vermummten Bürgerkrieger interessiert lediglich die Religionszugehörigkeit (die in libanesischen Ausweisen angegeben ist), und wer zur anderen Seite gehört, muß damit rechnen, verprügelt, entführt oder ermordet zu werden.

Der Zeitung „An-Nahar" zufolge gibt es im Libanon 15 „offizielle" Milizen mit 150 000 Kämpfern. Die maronitisch-christliche Falange ist mit über 10 000 Mitgliedern nach den Palästinenser-Gruppen die größte. Paramilitärische Einheiten unterhalten unter anderem drei Fraktionen von Nasseristen, der Moslem-Führer Mussa el-Sadr (Imam der Schiiten), die Drusen, ein linker und ein rechter Flügel der christlichen Armenier und die Kommunisten.

Die Bewaffneten kontrollieren bestimmte Gegenden, kassieren von Hauseigentümern oder Hotels Schutzgelder. Manchmal kämpft jeder gegen jeden. Aber in Krisenzeiten wie gegenwärtig heißt die Konfrontation: Christen gegen Moslems. Den Organen der Staatsmacht mißtrauen alle. Polizisten, Soldaten und Feuerwehrleute geraten deshalb überall unter Feuer, wenn sie nicht mit riesiger Übermacht anrücken.

Zu den Milizen kommen noch Dutzende von Leibgarden prominenter Libanesen. Besonders bekannt ist die Truppe des Christen-Politikers Schamun, die — bis ihn voriges Jahr eine Kugel traf — ein „Marschall" Naïm kommandierte. Der Brauereiunternehmer Henri Sfeir, nach eigener Einschätzung „unabhängiger Maronit", hat eine 200 Mann starke Kampftruppe. Als Chef gewann er für 2500 Mark monatlich den Franzosen René Gaudet, einen Veteranen aus Korea, Indochina, Algerien und Katanga.

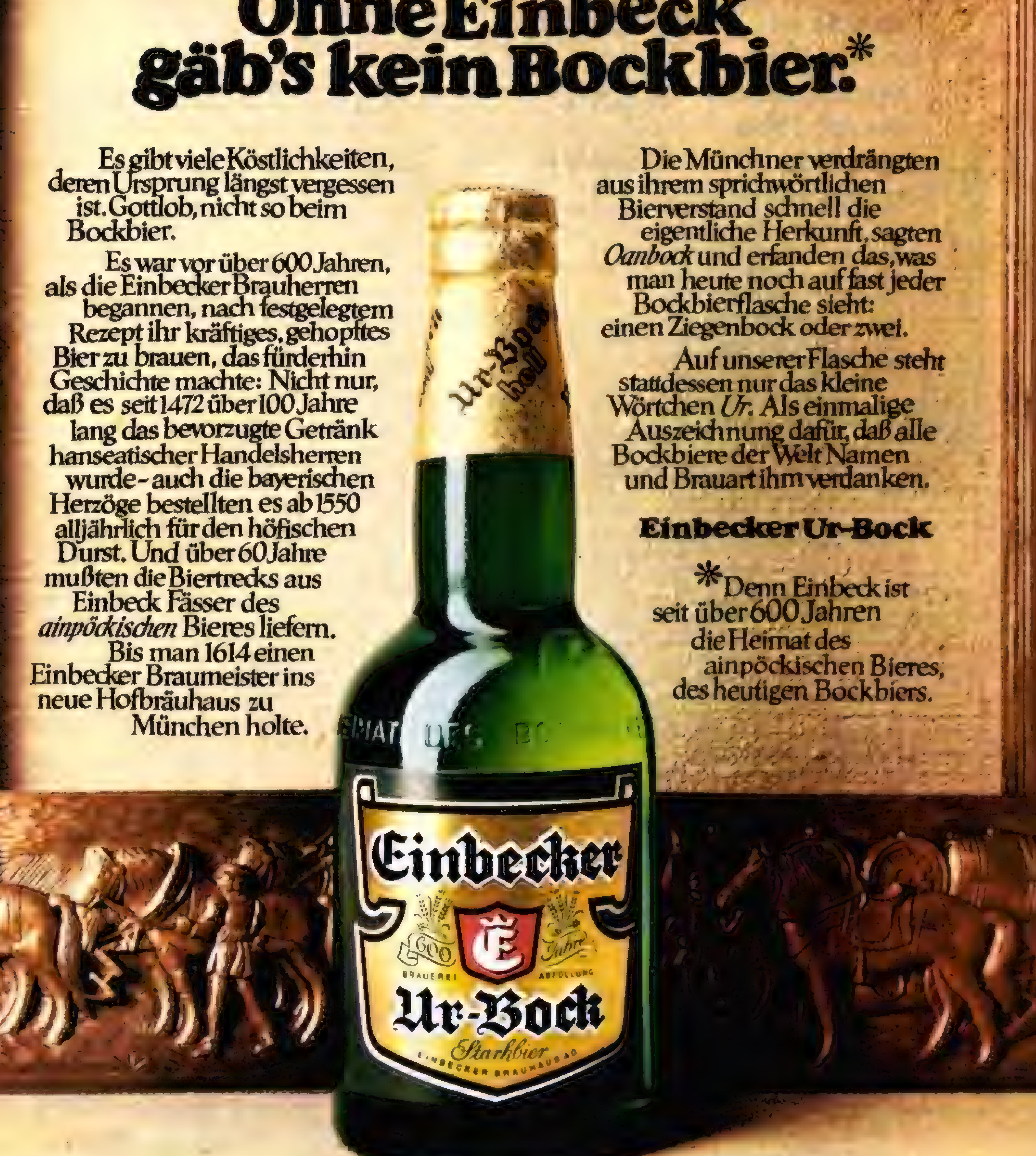
30 Mark Tageslohn für Straßenkämpfer.

Auch „offizielle" Milizen bezahlen ihre Mitglieder. Arafats Fatah verlor angeblich viele Fedajin, weil extreme Palästinenser- und Libanesen-Gruppen an Straßenkämpfer bis 30 Mark täglich zahlen — aus einer 40-Millionen-Dollar-Spende des Libyers Gadda-

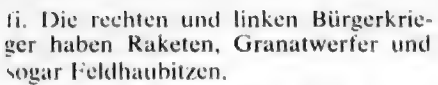


. . . wie um sie das Elend wucherte": **Luxus in Beirut***

* Tänzerinnen im Casino du Liban



Das Ur-Bock-Abonnement. Wenn Sie einem gutem Freund oder sich selbst eine immer wiederkehrende Freude machen wollen: Schreiben Sie an das Einbecker Brauhaus, 3352 Einbeck, Postfach 65, und teilen Sie uns mit, zu welchen Monatstagen wieviel Kästen Ur-Bock immer bei Ihnen sein sollen.



fi. Die rechten und linken Bürgerkrieger haben Raketen, Granatwerfer und sogar Feldhaubitzen.

Waffen werden über den „arabischen Ho-Tschi-minh-Pfad" von Syrien ins südlibanesische „Fatah-Land" geschmuggelt oder vor der Küste von Frachtern auf Boote umgeladen. Die verfeindeten Gruppen übertreffen einander mit unsinnigen Anschuldigungen über ausländische Hintermänner.

So wußte Beiruts Linkszeitung „El Muharrir", daß für die christliche Falange „800 US-Ausbilder" und „Hunderte westeuropäischer Söldner" bereitständen. Die im von linken Räten regierten Tripoli erscheinende „El-Dschamahir" beschuldigte Bonn, „Panzer, Kanonen, Raketen und 12 000 Gewehre im Wert von sechs Millionen US-Dollar" an die Falange zu schicken.

Bei einer Versöhnungsmission ein neuer Mord.

Auf der anderen Seite wollen Christen im kommunistischen Ausbildungscamp von Nabatia im moslemischen Süden Ostblock-Berater ausgemacht haben. Tatsächlich ist die moslemisch-linke Bürgerkriegsseite überwiegend mit Ostblockwaffen ausgerüstet.

Für viele Christen verschmelzen denn auch Kommunismus und Islam zu einer unheiligen Verschwörung, und es entsteht eine primitive Anti-Kommunismus/Anti-Islam-Ideologie: In einem Falange-Lager schossen Jugendliche auf mit Halbmond und Sowjetstern bemalte Pappkameraden. Christen, die früher die Falange (Motto: „Gott, Vaterland, Familie") als zu rechtslastig ablehnten, bekennen sich jetzt zur Bewegung. Eine Hausfrau im Christenviertel Sinn el-Fil: „Wer sonst beschützt uns denn?"

Viele Christen glauben dem Falange-Lied, in dem es heißt: „Laßt sie abhauen, die Fremden und Feinde des Libanon — die Palästinenser, die Verbrecher, die Mörder ... Die Sache der Falange ist die Sache des Libanon ..." Und anders als ihr Führer Gemayel, der zwischen guten und schlechten Palästinensern unterscheidet (siehe Interview, Seite 136), verdammen sie alle Fremden. Im vorigen Monat drohte ein Transparent in einem Christenviertel in Anspielung auf den September 1970, in dem König Hussein die Fedajin aus Jordanien vertrieb: „Palästinenser, jetzt werdet ihr euren schwarzen September im Libanon erleben."

Den Christen-Politiker Raymond Eddeh schimpfen viele Raymond „Mohammed" Eddeh, weil er noch zu viel mit Moslems kungelt. Man lacht zynisch über den christlichen Politologie-Professor Michel Gorayeb, der Heiraten zwischen Christen und Moslems als Lösung des Libanon-Problems sah.

Gorayebs inzwischen eingegangene Demokratische Laizistische Partei finanzierte rund hundert Paaren unterschiedlicher Religion für je 300 Mark eine Reise zu standesamtlicher Trauung nach Zypern oder in die Türkei, weil der Libanon die Zivilehe nicht kennt. Gorayeb: „Hätte ich Verwandte in den Moslem-Vierteln, würden die vielleicht zweimal nachdenken, ehe sie Raketen hier herüberschießen."

Jetzt zerstört der Bürgerkrieg die Beispiele für friedliches Zusammenleben: In einem Hotel in Ras Beirut, dem einzigen Stadtteil, in dem die Sicherheitskräfte die Oberhand haben, sitzt traurig Nabil Schams.

Der Moslem hatte im zehn Autominuten entfernten Christenviertel

* Sadr, Imam der Schiiten, fastet in einer Beiruter Moschee für den Frieden; 2. v. l.: Syriens Außenminister Chaddam; r.: PLO-Mitglied Muhssin



Moslem-Führer Sadr (l.), PLO-Chef Arafat (3. v. l.)*: „Vielleicht ist alles eine Falle"



Aschrafia einen gutgehenden Tante-Emma-Laden. Jetzt kann er nicht mehr zurück und will sein Geschäft verkaufen. Der einst im ganzen Viertel beliebte Kaufmann rechnet seinen Nachbarn hoch an, daß sie seinen Laden nicht geplündert und gesprengt haben: „Sie benehmen sich wenigstens wie Zivilisierte." In einer Straße in Daura fühlt sich der Zollangestellte Ismail Ghaffar als einziger Moslem wie eine Geisel: „Mir hat noch niemand etwas getan. Aber ich muß weg, sobald wie möglich." Niemand kennt die Zahl derjenigen, die nicht rechtzeitig aus Vierteln oder Dörfern mit andersgläubiger Mehrheit verschwinden konnten.

Der Libanon zerfällt in säuberlich getrennte Gebiete für Christen und Moslems. Schon träumen manche von einer „Kantonlösung, wie in der Schweiz". Und Gegner der Teilungsidee drohen auf Flugblättern: „Wir werden allen den Arm aus dem Rumpf reißen, die unser Land zerstückeln wollen."

Die herrschende Christenschicht ist jedenfalls in die Defensive geraten. Als Ende September eine von allen Parteien beschickte Versöhnungskommission zusammentrat, schwiegen in Beirut die Waffen. Im Moslemviertel Masraa verließen Bewaffnete ihre Barrikaden, Menschen strömten aus den Häusern, plötzlich war ein Markt da.

In der Christenhochburg Aschrafia hingegen hielt jeder Posten seine Stellung. Die Falangisten verfolgten mißtrauisch jede Bewegung im Vorfeld ihrer Festung: „Vielleicht ist alles eine Falle." Am vorletzten Samstag erschossen Heckenschützen den Falange-Politiker Pierre Masraami während einer Versöhnungsmission.

In einem Maronitendorf im Gebirge fragte ein alter Bauer seine Besucher aus dem Abendland: „Wenn uns die Moslems an die Kehle gehen, helft ihr uns dann, wie uns einst die Kreuzritter geholfen haben?" ◆

Audi 80.
Ohne Mängel:
70,2%

Durchschnitt
aller Autos.
Ohne Mängel:
56,7%

In allen Prüfpunkten erreichte der Audi 80 hervorragende Ergebnisse.

Die Prüfungen zeigten die hohe Qualität und Sicherheit des Autos. Beim Fahrwerk und der Lenkung wurden 8 Punkte geprüft. In 7 war der Audi 80 erheblich besser als der Durchschnitt. Das Bremssystem wurde in 11 Punkten untersucht. Hier zeigte der Audi 80 in 10 Punkten bessere

Der TÜV Rheinland hat 1974 fast drei Millionen Autos überprüft. In- und ausländische Typen. In der Gruppe der zwei Jahre alten Autos zeigte der Audi 80 das beste Ergebnis: 70,2% hatten keine Mängel.



Audi 80 LS/75 PS. Von 0 auf 100 km/h in 13,2 s. Spitze 160 km/h. Verbrauch (DIN) 8,6 l Normal/100
Audi 80, Grundmodell, DM 10.340,–. Audi 80 LS, wie abgebildet, DM 12.070,–. Unverbindliche Preis



Gegen diesen Coupon schicken wir Ihnen eine ausführliche Information über den Audi 80. Schreiben Sie an: Audi-Werbedienst, 4804 Versmold, Postfach 1205 B-3-8

Die TÜV-Untersuchungen zeigen objektiv die Abnutzungserscheinungen eines Automobils.

Nach Feststellung des TÜV Rheinland hat ein zwei Jahre alter Audi 80 die wenigsten Mängel aller untersuchten Autos.

Ergebnisse als die anderen Autos. Ähnlich gut waren die Resultate bei den Beleuchtungs-, Abgas- und Lärmprüfungen.

Durch viel Technik und eine großzügige Ausstattung können Sie sehr sicher und komfortabel fahren. Der Audi 80 hat Frontantrieb für sicheres Fahren bei Nässe, Glätte und Seitenwind. Das Fahrwerk hat einzeln aufgehängte Vorderräder und eine Torsionskurbel-Hinterachse für die gute Straßenlage. Mit dem Lenkstabilen Bremssystem kommt der Wagen auch in gefährlichen Bremssituationen nicht zum Schiefziehen, so daß die Schleudergefahr verringert ist. Bei den kraftvollen Motoren erfolgt die Ventilsteuerung durch eine obenliegende Nockenwelle. Deshalb sind sie sehr drehfreudig. Durch ihre optimierte Gemischanpassung sind sie trotzdem sparsam.

Die Karosserie besteht aus einer sehr stabilen Sicherheitskabine und Knautschzonen vorn und hinten. Dazu kommen Sicherheits-Lenksäule und Sicherheitsausstattung. Die Einzelliegesitze vorn sind anatomisch besonders gut geformt, und die Rückbank ist breit und bequem. Die Armaturentafel ist umfangreich instrumentiert.





Der komfortable Innenraum des Audi 80 LS.

Die neue Jahres-Garantie ohne km-Grenze. Jetzt geben wir auf jeden Audi die neue Garantie: 1 Jahr ohne Kilometer-Grenze.

Audi

Ein schönes Stück Technik.

km.
empfehlung, ab Werk.

Dickes Dossier

Weil ein Arbeiter getötet wurde, sperrte ein Untersuchungsrichter den Fabrikdirektor in Untersuchungshaft. Nun droht ihm selbst ein Verfahren.

Sein Urahn, Ludwig XV., herrschte als König über die Franzosen, er selbst nennt sich „roter Richter" und steht offen auf seiten der Beherrschten: Patrice de Charette, 26, Untersuchungsrichter im nordfranzösischen Städtchen Béthune.

Was noch niemals in Frankreich geschehen war, wagte der Königsnachfahr: Er steckte Fabrikdirektor Jean Chapron, Betriebsleiter des staatlichen Chemiewerks „Huiles, Goudrons et Dérivés", in Untersuchungshaft, weil in dessen Betrieb ein Arbeiter bei einem Unfall zu Tode gekommen war. Als Begründung gab Charette an, der Firmenboß „störe die öffentliche Ordnung" — ein abwegiger Vorwand, unter dem aber konservative Kollegen in Frankreich regelmäßig harmlose Landstreicher oder Demonstranten einlochen.

Am 23. Januar dieses Jahres war der Aushilfsarbeiter Roland Wuillaume zwischen zwei Loren zerquetscht worden. Obgleich er nach einem vorangegangenen Arbeitsunfall zu 67 Prozent Invalide war, ein Bein nachzog und, laut seiner Gesundheitskartei, „nicht giftigen Stoffen ausgesetzt werden" durfte, mußte Wuillaume Giftstoffe auf Loren füllen und die auf einer abschüssigen Bahn, bei unzureichender Beleuchtung, abtransportieren. Nach Arbeitsplatzbeschreibung hätte das nur ein Facharbeiter tun dürfen, aber die Firma hatte Wuillaume, um Kosten zu sparen, als ungelernten Tagelöhner über eine Arbeitervermittlungsfirma ausgeliehen.

„Es ist wahr, wir wenden uns an richtige Menschenhändler, wie zu Zolas Zeiten", gestand ein leitender Angestellter, „aber bei den gegenwärtigen Schwierigkeiten kann das Unternehmen doch seine Belegschaft nicht vergrößern." Untersuchungsrichter Charette befand: „Ich sehe in Chapron einen Unternehmensleiter, der seine Arbeiter wissentlich einer tödlichen Gefahr ausgesetzt hat."

Denn seit 1970 gab es in Chaprons Chemiewerk 16 schwere Unfälle, davon drei mit Todesfolgen, und alle Toten waren Tagelöhner. Schon mehrmals hatte das staatliche Arbeitsschutzamt die Fabrikchefs zu Geldbußen verurteilt und Verbesserungen verlangt. „Das Dossier der Firma war eines der dicksten in der Region", gab selbst der konservative „Figaro" zu.



Untersuchungsrichter de Charette
„Die öffentliche Ordnung gestört"

Viele Betriebe mißachten die Schutzvorschriften, weil sie ihnen lästig sind. Geld kosten und kaum Abhilfe schaffen: „Verbesserte Sicherheitsvorkehrungen würden die Arbeiter um so leichtsinniger machen."

Alle sieben Sekunden passiert in Frankreich ein Arbeitsunfall, und alle 40 Minuten stirbt ein Betroffener daran. Um die steigende Zahl zu bremsen, erlassen die Pariser Ministerien laufend neue Anordnungen, und auch die Justiz war angehalten, schärfer durchzugreifen. Zum Erstaunen der französischen Richter hatte Staatschef Giscard d'Estaing wegen Arbeitsunfällen Verurteilte ausdrücklich von seiner Antrittsamnestie ausgenommen.

Das war freilich selbst fast ein Betriebsunfall. Denn Frankreichs vorsichtige Magistratur hatte zwei Amnestieentwürfe vorbereitet: einen konservativen für den Fall der Wahl Giscards, einen progressiven für den Fall einer Wahl des Gegenkandidaten Mitterrand. Doch der sich liberal gebärdende Giscard hatte das für seinen sozialistischen Konkurrenten ausgearbeitete Modell gewählt.

Wegen eines verschuldeten Arbeitsunfalls freilich sitzt in Frankreich kaum jemand im Knast. Von 448 562 schuldhaften Verhalten, die von der Arbeitsschutzbehörde 1972 registriert wurden, führten nur 2,77 Prozent zu Strafen, überdies durchschnittlich erst fünf Jahre nach dem Unfall. Die meisten Urteile endeten mit „lächerlichen Strafen" („Le Figaro"), und auch das oft nur, weil die Versicherungsgesellschaften dahinterstanden und geklärt haben wollten, wer Renten und Ansprüche zahlen muß.

„Vor kurzem hat ein Gericht einen Mann zu acht Monaten Gefängnis verurteilt, der zwei Autos gestohlen hatte", erinnerte sich der rote Richter Charette, „und einen Generaldirektor wegen eines Bankrotts über 50 Millionen Franc belangt. Wissen Sie, was der bekam? Acht Tage Gefängnis mit Bewährung."

Charette muß befürchten, daß es seinem prominenten Häftling kaum schlechtergehen wird. Zumindest die Untersuchungshaft des Direktors Chapron war kurz. Während die Angestellten der Chemiefabrik für ihren Direktor auf die Straße gingen, tadelte Justizminister Lecanuet den roten Richter im Staatsfernsehen. Sein Strafrechts-Direktor Christian Le Gunehec trommelte die zuständige Anklagekammer in Douai zu einer samstäglichen Sondersitzung zusammen, die den Fabrikdirektor prompt auf freien Fuß setzte. Auf Charette wartet nun ein Disziplinarverfahren.

Aber als Chapron den Knast verließ, reichte die Arbeitsschutzbehörde ein neues Dossier bei Gericht ein. In Chaprons Chemiefabrik waren fünf Arbeiter bei einem Unfall verletzt worden. ◆



Verhafteter Direktor Chapron: „16 schwere Arbeitsunfälle"


Kenner schwenken um. Überall. Wie hier in Japan.
Schwenken Sie mit.
Brandy Stock 84. Hier in Japan haben edle Genüsse eine lange Tradition.
Hier ist der Brandy Stock 84 in guter Gesellschaft.
Denn seine milde Reife, seine Reinheit und
sein erlesenes Bouquet werden hier von Kennern
bevorzugt genossen.
Brandy Stock 84. Rein aus Wein. Weltweit geliebt.
STOCK
Brandy Stock 84.
Aus dem Welthaus Stock.
STOCK
Brandy
STOCK 84

ITALIEN

Auch Tiefschläge

Viele Industriekonzerne Italiens halten sich teure Hofblätter. Trotz Rekord-Defiziten der Presse erscheinen immer wieder neue Tageszeitungen.

Die italienischen Zeitungen ertrinken im Öl", klagten Mailänder Journalisten, als — wieder einmal — heimische Petro-Millionäre durch den Kauf von Presse-Beteiligungen von sich reden machten.

Das war 1973. Seither ist Italiens Tagespresse noch weit stärker in den Einflußbereich der Öl- und Chemie-Industrie gesackt. So schluckte das größte Chemie-Unternehmen des Landes, der Montedison-Konzern, Roms auflagenstärkste Morgenzeitung, den „Messaggero" — und kann sich seither über angenehme Berichterstattung freuen. Montedison-Banken stützen auch Verleger Rizzoli, der 1974 den hoch verschuldeten Mailänder „Corriere della Sera" erwarb.

In den von Öl- und Chemiefirmen kontrollierten Verlagen werden täglich über zwei Millionen Zeitungsexemplare gedruckt — etwa die Hälfte der Gesamtauflage im EG-Südstaat. Großindustrielle anderer Branchen halten gleichfalls die Rotationsmaschinen italienischer Druckereien in Schwung: Die Fiat-Sippe Agnelli etwa besitzt die Turiner „Stampa", der Großreeder (und Monarchist) Achille Lauro steuert zwei Blätter in Neapel. „Früher hielten sich meine Kollegen, die Industriellen und Reeder, eine Ballerina", witzelte der Genueser Öl-Millionär Geralamo Gaslini, „heute halten sie sich eine Zeitung."

Das Faible der Wirtschaftskapitäne für die Presse hat freilich handfeste Gründe: Die Konzerne setzen willfährige Zeitungen als Instrumente zur Unterstützung ihres politisch-wirtschaftlichen Kurses ein. Für die Chance, politischen Einfluß auszuüben, für die Genugtuung, je nach Bedarf Minister, Umweltschützer oder Konkurrenten anzuschießen, nehmen Italiens Industrieherren selbst hohe Defizite ihrer Hofblätter in Kauf.

„Die Besitzer von Tageszeitungen hierzulande", schrieb Presse-Kritiker Gaetano Fusaroli in seinem 1974 erschienenen Buch „Giornali in Italia", „betrachten die Zeitung von vornherein als ein Verlustgeschäft im direkten Sinn, das aber indirekt ebenso große Vorteile bringt." Gazetten, so glauben sie, seien „der Schlüssel, der alle Türen öffnet".



Zeitungsgründer Mondadori, Scalfari: „1979 sind wir aus dem Schneider"

Wachsende Herstellungskosten bei geringem Anzeigenumfang (die Schweizer „Weltwoche": „Italien ist ein Werbemuffel"), vielfach noch durch Mißwirtschaft in den Verlagen gesteigert, trieben die Pressedefizite in die Höhe. So gab der Verleger-Verband Anfang Oktober bekannt, Italiens Tageblätter würden 1975 Rekord-Verluste in Höhe von insgesamt 100 Milliarden Lire (rund 380 Millionen Mark) bilanzieren.

Doch obwohl die Verleger über die „unbestreitbare Krise" in der Tagespresse zetern, sparen sie bei den Kosten kaum. So steht etwa die Einstellung unrentabler Nebenausgaben — typische Erscheinung der bundesdeutschen Pressekonzentration — schon wegen des Widerstands der Gewerkschaften nicht zur Debatte.

Seit Anfang 1974 kam sogar ein halbes Dutzend neuer Blätter auf den Markt. Branchen-Experte Fusaroli: „Immer wieder finden sich Presseleute

und Interessengruppen, die sich um jeden Preis ein Sprachrohr schaffen wollen — ein sehr italienisches Phänomen."

Mal sind es Industrie-Gruppen, mal bestimmte Parteiflügel, mal beide Kräfte zusammen, die neue Blätter finanzieren:

▷ In Mailand etwa gibt Star-Journalist Indro Montanelli seit Juni 74 das rechtsliberale „Giornale nuovo" (Auflage: etwa 150 000) heraus. Die zu Montedison gehörende Werbeagentur Spi bürgte für Millionen-Kredite.

▷ Auf Sardinien starteten potente Unternehmer, darunter angeblich auch Prinz Karim Aga Khan, Tourismus-Promotor der berühmten Costa Smeralda, das Blatt „Tuttoquotidiano". Es soll den Inselgazetten des Chemiemagnaten Rovelli Leser abspenstig machen.

▷ In Bologna zogen Christdemokraten des „Dorotei"-Flügels mit Hilfe des Industriellen Conti die Zeitung „Il Nuovo Quotidiano" auf, um eine Alternative zum rechtslastigen Lokalblatt „Il Resto del Carlino" anzubieten.

Trotz Krise steigt nun sogar der bedeutendste italienische Buch- und Zeitschriftenverleger ins Zeitungsgeschäft ein: Giorgio Mondadori (Umsatz 1974: 500 Millionen Mark; Gewinn: drei Millionen Mark). Gemeinsam mit dem Verlag des linken Wochenblatts „Espresso" (Hauptaktionär: Giovanni Agnellis Schwager Carlo Caracciolo) gründete Mondadori die Tageszeitung „La Repubblica".

Sie wird, von großem Werbetrara begleitet, ab Januar 1976 mit einer Startauflage von 300 000 auf den Markt geworfen. Römische und Mailänder Journalisten sprechen bereits jetzt vom „verlegerischen Ereignis des kommenden Jahres". Denn „La Repubblica" ist das seit langem ehrgeizigste italienische Presse-Projekt.

„La Repubblica", beteuern Giorgio Mondadori und „Espresso"-Chef Eugenio Scalfari unisono, soll „ohne jede Subvention auskommen". Da das neue Blatt sich ausdrücklich „an die Elite", also an eine kauffreudige Zielgruppe wendet, hoffen seine Manager auf kräftige Anzeigen-Einnahmen.

Die Investitionskosten für die „Repubblica" werden vom Verlag auf nur 15 Millionen Mark in drei Jahren veranschlagt. Mondadori: „1979, so rechne ich, sind wir aus dem Schneider."

Der Presse-Neuling aus Rom, als überregionale „Zweit-Zeitung" geplant, soll vor allem dem landesweit verbreiteten „Corriere della Sera" Leser abjagen. Eine entsprechende Kampagne hat schon begonnen. So macht der künftige „Repubblica"-Direktor, der Sozialist Scalfari, den „Corriere"-Ver-

leger Rizzoli madig, indem er Gerüchte über dessen wachsende Abhängigkeit von der Industrie verbreitet.

„Wir treten in einen Krieg ein", rechtfertigt sich Scalfari, „und um den zu gewinnen, sind alle Schläge richtig — auch Tiefschläge."

INDIEN

Gefährliche Genüsse

Die Regierung will im Ausnahmezustand wenigstens ein Ideal Gandhis erfüllen: Alkoholverbot.

Wenn ich nur eine Stunde Diktator Indiens wäre, würde ich sie nützen, um alle Alkoholläden für alle Zeit zu schließen", träumte Indiens Nationalheiliger Mahatma Gandhi vor vielen Jahren. „Denn Alkohol ist eine Erfindung des Teufels, und ein Volk, das trinkt, ruiniert sich selbst."

Wie so viele Mahnungen ihres Freiheitskämpfers und Apostels der Gewaltlosigkeit vergaßen die Inder auch dieses Anliegen Gandhis. Zwar ist die Pflicht, die Prohibition einzuführen, sogar in Indiens Verfassung festgelegt, und einige Bundesstaaten verhängten sie auch sofort nach der Unabhängigkeit. Doch vor allem die Alkoholsteuer bewog die Länder — mit den zwei Ausnahmen Gudscharat (Gandhis Geburtsland) und Tamil Nadu —, Bier und Schnaps wieder zu erlauben.

Und heute trinken die Inder soviel wie nie zuvor. Sir Ram Chandok, Geschäftsführer des Indischen Prohibitionsrates, schätzt, daß seine Landsleute jährlich etwa fünf Milliarden Mark versaufen. Andere Schätzungen liegen doppelt so hoch.

Indiens Biererzeugung verdreifachte sich zwischen 1967 und 1974 — es wurden 71 Millionen Liter. Die 27 Brauereien arbeiten vor allem mit deutschen Namen, denn Bier und deutsch gilt vielen Indern als eins. So gibt es indisches „Löwenbräu", „Henninger Lager" und „Hamburg Pils" — in großen Flaschen zu 0,65 Liter, die knapp drei Mark kosten.

Indien brennt aber auch 110 Sorten Whisky, 50 verschiedene Weinbrände, 32 Sorten Rum und 25 Gin-Marken. Gin and Tonic kommt aus Indien: Die britischen Kolonialherren tranken zunächst Chininsäfte gegen Malaria und verbesserten die Medizin dann mit Gin.

Die Genüsse, denen vor allem Indiens Oberschicht, aber auch Politiker, Offiziere und Studenten verfallen sind, sollen nun verboten werden. Am 2. Oktober, Mahatma Gandhis Geburtstag, untersagte das Kabinett unter Nutzung des Ausnahmezustands den Ausschank von Alkoholischem an „öffentlichen Orten" — also selbst in Bars und Hotels. Gleichzeitig ließ es durchblicken, daß dies nur ein erster Schritt auf dem Weg zur totalen Prohibition sei.

Wirken wird das Verbot wenig. Die Regierung ist zwar in der Lage, das offizielle Brennen und Brauen zu stoppen — was die Bundesstaaten um Einnahmen von etwa 1,2 Milliarden Mark bringen wird. Sie dürfte aber auch in Zukunft machtlos gegen die wahre Alkoholgefahr sein: das illegale Brennen.

Den Schwarzbrennern wird die Prohibition einen neuen Boom bescheren — so wie es in den zwanziger Jahren in Amerika war. Doch ist indischer Fusel ungleich gefährlicher, als es der schwarze Kentucky-Whiskey war.

Mindestens 500 Menschen starben bisher schon in Indien jährlich am illegalen „Killerdrink", der zumeist aus Methylalkohol besteht, hergestellt unter besonders unhygienischen Verhältnis-



Pinsel-Aktion gegen Bierreklame in Indien: „Eine Erfindung des Teufels"

AEG-TELEFUNKEN stellt vor:

Wir freuen uns,
daß es uns gelungen ist,
die Fachleute zu überraschen.

AEG 80. Die neue Prozeßrechner Familie.

Prozeßrechner sind spezielle Computer für die Automatisierung der Produktion, Technik, Forschung.

Grips gratis.

Die Leistung eines Prozeßrechners kann man messen: in technischen Daten. Aber das sind nicht die Daten, an denen ein Anwender die Leistung seines Prozeßrechners mißt. Er mißt die Leistung daran, wie wirtschaftlich ein Prozeß durch den Rechner automatisiert wurde.

Wenn jemand mit einem Automationsproblem zu uns kommt, dann erzählen wir ihm nicht nur Einzelheiten unserer Rechner. Wir fragen vielmehr gezielt und detailliert bis wir das Problem genau kennen.

Und dann setzen wir unsere ganze Automatisierungs-Erfahrung in der Produktion, Technik und Forschung ein, um das Problem zu lösen. Dabei untersuchen wir den Prozeß und wie er am günstigsten automatisiert werden kann. Denn schließlich soll die Automation nicht auf den Prozeßrechner abgestimmt werden, sondern umgekehrt: der Prozeßrechner auf die Automation.

Wenn wir genau wissen, wie der automatische Prozeß ablaufen soll, dann haben wir es mit unseren Prozeßrechnern AEG 80 leicht. Denn in ihnen steckt bereits unsere ganze Erfahrung mit der Automation. Sie sind so konzipiert und konstruiert, daß ihre technische Leistung schnell in wirtschaftlichen Nutzen umgesetzt werden kann: in der industriellen Automation, in der Nachrichten-Technik, im Verkehrswesen, in Hochschulen und Instituten, in der Medizin, in der interaktiven graphischen Datenverarbeitung und und und...

Mancher unserer Kunden war vielleicht anfangs überrascht, daß wir mehr über die Einsatzmöglichkeiten reden, als über unsere Prozeßrechner. Aber wenn die Automationsaufgabe gelöst ist, und der Effekt sich positiv in der Bilanz ablesen läßt, dann merkt jeder, daß er zu dem Prozeßrechner AEG 80 eine Menge Grips gratis bekommen hat.



Prozeßrechner von AEG-TELEFUNKEN

ZWA 5288

sen. In Maharaschtra, einem Zentrum der Schwarzbrenner, wird der „Khopdi“ genannte Fusel oft in Toiletten gebrannt, als Verteiler werden Lepra-Kranke bevorzugt — weil die niemand zu untersuchen wagt.

Oft werden dem Gebräu Kadaver, Frösche oder Eidechsen zugemischt oder auch chemische Stoffe, die das Gebrannte verstärken sollen. Die Folgen sind verheerend: Im Juni dieses Jahres starben in Madras (Hauptstadt des trockenen Bundesstaates Tamil Nadu) 35 Slum-Bewohner nach dem Genuß von Schwarzgebranntem, 70 weitere überlebten, etliche von ihnen aber blind.

Im Februar 1973 war es zur größten bisher bekanntgewordenen Katastrophe durch den Killerdrink gekommen: In Suryapet, Südindien, starben über hundert Menschen, fast tausend mußten behandelt werden — sie hatten auf einer Massen-Fête Methylalkohol genossen.

Während eifernde Alkoholfeinde bereits überall im Land Reklametafeln für Schnaps und Bier überpinseln, bereiten sich die Schwarzbrenner auf die neue Konjunktur vor und schrauben die Preise hoch. Die Inder werden vielleicht in Zukunft weniger trinken, aber sicher werden mehr von ihnen am Alkohol sterben.

AUSTRALIEN

König von Kokos

Die Herrschaft eines Abenteurers über die Kokos-Inseln im Indischen Ozean will Australiens Regierung jetzt beenden.

Halbnackt, barfuß, mit einem Dolch im Hosenbund — so kennen ihn seine Untertanen: John Clunies-Ross, 46, den „König von Kokos“. Der Herrscher, Nachfahre eines britischen Sailors, regiert über 550 Malaien, die auf den 27 Inseln der Kokos-Gruppe leben, rund 2400 Kilometer nordwestlich vom Mutterland Australien.

Probleme gibt es bislang nicht im Leben der Insulaner, die allesamt in den Palmenplantagen ihres Souveräns arbeiten, den sie respektvoll „Tuan“ (Herr) oder „King“ nennen. Zivilisationsübel wie Steuern und Inflation kennen sie nicht. Statt Geld erhalten die Untertanen des Königs Ross Plastikmarken, die sie im Laden des Herrschers gegen Ware eintauschen können.

Wird ein Kokos-Bewohner krank, so wird er kostenlos gesundgepflegt, und mit 60 Jahren gehen die Insulaner in Pension. Die „Einwohner machen alle einen sehr glücklichen und zufriedenen Eindruck“, gestand ein australischer Regierungsbeamter nach einer Inspektionsreise.

Bisher hatte sich die Regierung in Canberra kaum um das Kokos-Paradies gekümmert. Doch als vor drei Jahren Australiens Labour Party an die Macht kam, nahm sie sich auch vor, der Feudal-Idylle auf Kokos ein Ende zu setzen. Zudem erscheint es der Regierung nun untragbar, daß auf der strategisch wichtigen Inselgruppe, auf halbem Weg zwischen Australien und



Indien, ein eigenwilliger King Ross das ganze Sagen haben soll.

Zunächst startete die Regierung eine Untersuchung. In dem Bericht wird Ross als ein „leutseliger Sklavenhalter“ angeprangert. Und eine Uno-Kommission forderte Australiens Regierung auf, „mit allen Mitteln“ gegen den Feudalismus auf Kokos anzugehen.

Das ist nicht so leicht, denn Ross kann sich auf alte verbriefte Rechte stützen. 1827 hatte sein Vorfahre, der schottische Seefahrer und Abenteurer John Clunies-Ross, die bis dahin kaum bewohnten Inseln erstmals dauerhaft besiedelt, malaiische Arbeiter angeheuert und Kokos-Pflanzungen anlegen lassen. 1886 schenkte die britische Königin Viktoria dem Seefahrer und „seinen Kindern und Erben auf ewig und unbegrenzt“ diese Inselgruppe, vor der 1914 der deutsche Handelskrieg-Kreuzer „Emden“ vernichtet wurde.

Als 1955 London die Oberhoheit über die Inseln der australischen Regierung übertrug, waren die Australier zunächst froh, nicht mit der Verwaltung der Inseln behelligt zu sein. Doch dann häuften sich in der australischen Presse die Berichte über die „Sklaverei auf Kokos“. Die Einwohner, so hieß es, würden wie Sträflinge gehalten.

Doch es ist genau umgekehrt: König Ross hält keinen, der gehen will, aber rückkehrwilligen Ex-Untertanen verwehrt er den Eintritt ins Kokosreich. Auf diese Weise will er alle „schädlichen Einflüsse der modernen Welt“ von den Kokos-Menschen fernhalten. Um seinen Untertanen die richtige Einstellung zur Welt zu vermitteln, erteilt der König den Kindern auf der Insel selbst Unterricht bis zum 14. Lebensjahr. „Dann“, so meint er, „wissen sie alles, was sie brauchen.“

Und sie brauchen vor allem King Ross. Er schließt die Ehen, protokolliert Geburten und Todesfälle, sitzt über die Untertanen zu Gericht (häufigste Strafe: drei Tage Kokosnuß-Sammeln ohne Plastikmarken-Lohn).

Um die Bevölkerungszahl niedrig zu halten, verteilt der König kostenlos Anti-Baby-Pillen und verbietet den Bewohnern, mehr als zwei Kinder zu haben. Sich selbst freilich, verheiratet mit einer Engländerin, gestattete er sechs Nachkommen.

Schon vor Jahren drängte Canberras Regierung den Kokos-Monarchen, endlich Reformen einzuführen — ein modernes Schulwesen, Gewerkschaften.

Um die Ross-Herrschaft zu beenden, will Australien nun die Inselgruppe vom König kaufen, oder ihn notfalls enteignen. So ließ Australiens Premier Gough Whitlam dem Kokos-Herrscher vor kurzem ein erstes Angebot unterbreiten: Elf Millionen Mark für die gesamte Inselgruppe. Ross: „Da müßt ihr schon eine Null dranhängen, dann bin ich vielleicht daran interessiert.“

Inzwischen fragen sich immer mehr Australier, ob man die Kokos-Inseln nicht am besten sich selbst überließe. „Müssen wir“, sinnierte die Tageszeitung „The Australian“, „die paar liebenswürdigen Ignoranten wirklich in die Zivilisation drängen und sie mit unseren Neurosen infizieren?“

Uno-Abgesandten hatten die Kokos-Bewohner selbst schon vor Jahren eine Abfuhr erteilt. Auf die Frage, ob sie nicht lieber „Anschluß an das 20. Jahrhundert“ finden wollten, scharrten sie anhaltend mit den Füßen. Das bedeutet auf den Kokos-Inseln soviel wie „kein Interesse“. ◆



Insel-König Ross, Ehefrau Daphne*
Zur Strafe drei Tage Nüsse sammeln

* Bei ihrer Hochzeit 1951.



Ihr "Auto des Jahres"?
CHRYSLER
SIMCA

Urteilen Sie selbst.

Sehen Sie sich drei völlig neue Wagen von Simca lange und kritisch an. – Den 1307 GLS, den 1308 S und den 1308 GT.

Diese drei Wagen bauten wir aus einem einzigen Grund: einen Familienwagen zu schaffen, der Autofahrern Außergewöhnliches in seiner Klasse bietet. Das Ergebnis: Mehr Komfort. Mehr Sicherheit. Mehr Technik.

Der Motor: Frontantrieb, quergestellt, mit fünffach gelagerter Kurbelwelle.

Das Fahrwerk: Einzelradaufhängung vorn an Querlenkern mit längsliegenden Drehstäben und Kurvenstabilisator. Hinten an Längslenkern mit Schraubenfedern und Querstabilisator.

Die Ausstattung des Jahres?

Sehen Sie sich zum Beispiel den 1308 GT an. Er brilliert durch Vorzüge, die Sie bei Wagen vergleichbarer Klasse oft als teure Extras bezahlen müssen: einen Rieseninnenraum, eine ausgezeichnete Sicht rundum, eine geräuscharme Karosserie, elektrische Fensterheber, einen dicken Florteppich, Sofortstart durch Transistorzündung, ein Armaturenbrett, das schön und funktionell ist, Scheinwerferwischer, eine Antenne und Stereolautsprecher, bereit für das Radio Ihrer Wahl. Eine Windschutzscheibe aus Verbundglas und wärmedämmende, getönte Scheiben auf Wunsch. Ein modernes Schrägheck mit großer Ladeklappe. All das ist serienmäßig beim neuen Simca 1308 GT.

Aber sehen Sie sich ruhig erst die anderen Wagen an. Dann fällen Sie Ihr Urteil.

Das Zündsystem des Jahres?

Bisher war die Transistorzündung allenfalls bei einigen teuren Autos zu finden. Die drei neuen Simcas machen Schluß damit.

Der Vorteil: Weil die mechanische Abnutzung wegfällt, startet der Wagen auch bei feuchtester Witterung.

Das Fahrgefühl des Jahres?

Ob Sie nun einen der neuen Simcas fahren oder gefahren werden, machen Sie sich in jedem Fall auf ein echtes Erlebnis gefaßt: Es sind nicht nur die tiefen, extra bequemen Sitze. Nicht nur der dicke lärmschluckende Florteppich. Auch nicht nur das Heizungs-und-Belüftungssystem, das auch den hinteren Passagieren zugute kommt. Und gewiß sind es nicht allein die kleinen Defroster-Düsen für die vorderen Seitenscheiben, die dieses Gefühl tiefer Zufriedenheit bei den Passagieren hervorrufen.

Es ist die Summe all dieser Dinge und mehr.



Der intensive Fahrbahnkontakt. Das direkte Ansprechen der Lenkung. Und dieses einzigartige Gefühl wirklicher Geborgenheit.

Die Sicherheit des Jahres?

Wir hätten uns nur an die Sicherheitsvorschriften zu halten brauchen und nicht mehr. Aber das war uns nicht genug.

So bekam zum Beispiel das Fahrwerk vorn Querlenker mit längsliegenden Drehstäben, Kurvenstabilisator, hinten Längslenker mit Schraubenfedern und Querstabilisator. Scheibenbremsen vorn mit Bremskraftverstärker, -verteiler und Zweikreisbremssystem. Rundum Gürtelreifen. Vorn und hinten glasfaserverstärkte Kunststoff-Stoßstangen, die kleinere „Berührungen" auffangen.

Zusammen bilden diese Merkmale eine Kombination ausgeklügelter Vorteile, die konkurrenzlos in ihrer Klasse sein dürften.

Trotzdem, nehmen Sie nicht alles für bare Münze, was wir Ihnen sagen, sondern urteilen Sie selbst.

Die Anschaffung des Jahres?

Bevor wir die neuen Simcas bauten, hatten wir nur eine Idee: die neuesten und bedeutendsten Errungenschaften des Automobilbaues in einem Fahrzeug zu vereinen.

Ob es uns gelungen ist, werden Sie an den neuen Simcas erkennen. Sie werden sehen, daß die praktisch geräuschlosen Wagen alles aufweisen, was in dieser Klasse an Leistung, Wirtschaftlichkeit und Komfort zu erreichen war.

Ihr „Auto des Jahres"?

Schön und gut. Das kann natürlich jeder behaupten.

Aber wir glauben aufrichtig, daß die neuen Simcas diesen Titel ehrlich verdienen.

Trotzdem ist das nebensächlich. Denn Sie werden sich entscheiden und einen dieser Wagen fahren – oder nicht.

Leihen Sie uns also alle Ihre fünf Sinne, und fahren Sie einen der Neuen bei Ihrem Händler zur Probe.

Wenn Sie dann so zufrieden sind wie wir, sollte einer davon Ihr nächstes Auto werden. Wir sind gespannt auf Ihr Urteil.

Simca 1307/1308 – neue Modelle von Chrysler.





Armee-Oberbefehlshaber Prats (M.), Präsident Allende: Mit einem Tonband die Verschwörer überführt

„Auftrag ausgeführt. Präsident tot."

Das Ende des Salvador Allende (II) / Von Robinson Rojas Sandford

Der endgültige Beschluß, Allende zu ermorden, wurde am Abend des 21. August 1973 gefaßt.

General Augusto Pinochet Ugarte nahm an der entscheidenden Besprechung nicht teil, ja er erfuhr von den Mordplänen überhaupt erst am frühen Nachmittag des 11. September, als der Tod des Präsidenten schon ein fait accompli war und der „Selbstmord" inszeniert werden sollte.

Eingeweiht waren am 20. August nur Konteradmiral José Toribio Merino, damals Befehlshaber des Ersten Marinebezirks, General César Mendoza Durán von der Sicherheitspolizei und General Gustavo Leigh Guzmán, Oberbefehlshaber der Luftwaffe.

Zu ihrer endgültigen Entscheidung fühlten sie sich gedrängt, nachdem General César Ruiz Danyau einen groben Fehler begangen hatte. Von persönlichem Ehrgeiz getrieben und in dem Glauben, die Zeit sei reif, ließ Danyau Luftwaffeneinheiten nach Santiago verlegen. Er wollte damit ein Pronunciamento des Militärs vorbereiten, das den Rest der Streitkräfte auf die Seite des Generals ziehen sollte.

Um den Putsch auszulösen, trat er am 17. August von seinem neuen Amt als Verkehrsminister zurück. Dies bedeutete, daß Allende von ihm verlangen mußte, nun auch als Oberbefehlshaber der Luftwaffe zurückzutreten. Daraufhin würde sich, so kalkulierte Ruiz Danyau, die Luftwaffe erheben und Allendes Sturz herbeiführen. Und er selbst, Ruiz Danyau, würde zum Führer einer Militärjunta ernannt werden.

Doch Allende witterte die List Danyaus und verzögerte die Annahme des Rücktrittsgesuchs bis zum nächsten Tag. Er bat den Chef der Marine, Admiral Raúl Montero, den Chef der Armee, Carlos Prats, und den zweithöchsten General der Luftwaffe, Gustavo Leigh Guzmán, zu einer Konferenz in die Moneda und spielte ihnen ein Tonband vor.

Die Militärs mußten ein Gespräch zwischen einem ehemaligen Luftwaffenoberst und zwei oder drei anderen Männern anhören. Der Oberst: „Die Gruppe" habe bereits begonnen, „auf verschiedene Einheiten einzuwirken", um die höheren Offiziere der drei Teilstreitkräfte zu überreden, „Allende fallenzulassen" und „sich dem Kreuzzug gegen den Marxismus" anzuschließen. Die Stimme auf dem Tonband fuhr dann fort: „Die Amerikaner wissen von unseren Aktivitäten und billigen sie", und schließlich: „Mein General Ruiz Danyau steht bis zum Tod auf unserer Seite."

An dieser Stelle sagte Allende zu Leigh Guzmán, „dieses Komplott" sei

Braun audio 308 S.
Einen vernünftigeren Schritt mitten in die High Fidelity können Sie gar nicht machen.

Wir stellen Ihnen hier ein HiFi-Kompaktgerät vor, das es Ihnen wirklich leicht macht. Nämlich mit einem einzigen Schritt mitten in die High Fidelity zu kommen. Und sich dort auch über Jahre hinweg wohlzufühlen. Ohne „wenn's“ und „aber's“. Und ohne die Zweifel, für sein Geld doch nicht das Optimale bekommen zu haben. Dieses HiFi-Kompaktgerät ist das audio 308 S. Und es kommt von Braun.

„audio 308 S ist das Kompaktgerät, das mit Ihren Ansprüchen wächst.“ (Ing.R.Damko)

Das audio 308 S heißt kompakt, weil es einen Plattenspieler und Rundfunkempfangssowie Verstärkerteil in sich vereint. Und zwar so, daß alles bis ins kleinste Detail aufeinander abgestimmt ist. Und es



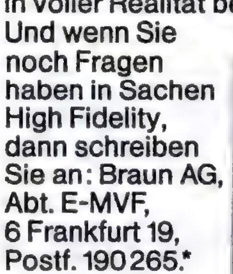
heißt HiFi, weil es die Musik so läßt wie sie ist. Also nichts verfärbt, verschweigt oder gar hinzufügt. Nichts. „Und die Daten und Leistungswerte unseres audio 308 S“, so Ingenieur Reinhold Damko: „liegen so hoch über der HiFi-Norm, daß Sie selbst noch nach langer, langer Zeit das gleiche Hörvergnügen haben werden wie am ersten Tag. Gerade weil Ihre Ohren immer kritischer werden. Und sie werden es...“

Wenn Sie sich für ein Braun audio 308 S entscheiden, dann sollten Sie es auch mit Braun HiFi-Lautsprechern kombinieren.

Warum wir das raten, hat einen ganz einfachen Grund:

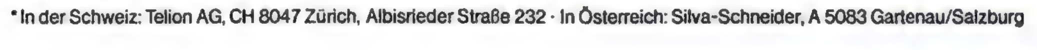
Das Braun HiFi-System bietet Ihnen zusätzlich Sicherheit.

Wir von Braun bauen vernünftigerweise keine isoliert zu betrachtenden Einzelgeräte, sondern ein High Fidelity-System. Ein System, in dem (wie im audio 308 S selbst) alles, was zum Musikhören gehört – also auch Lautsprecher-Boxen, HiFi-Cassettengerät und Kopfhörer – wirklich hundertprozentig zueinander paßt. In der Art der Musikverarbeitung, in der Gesamtqualität und nicht zuletzt im äußeren Erscheinungsbild.



Das Leichtgewicht mit großem Klang: unser neuer Kopfhörer KH 500.

Gehen Sie zu einem unserer Fachhändler und lassen Sie sich das, was wir hier nur mit Worten beschreiben können, in voller Realität beweisen. Und wenn Sie noch Fragen haben in Sachen High Fidelity, dann schreiben Sie an: Braun AG, Abt. E-MVF, 6 Frankfurt 19, Postf. 190 265.*



* In der Schweiz: Telion AG, CH 8047 Zürich, Albisrieder Straße 232 · In Österreich: Silva-Schneider, A 5083 Gartenau/Salzburg



Braun High Fidelity. Unser Wissen bringt Ihnen mehr. BRAUN

„Landesverrat", da die Generale der Republik Chile aktiv mit einer ausländischen Macht konspirierten. Dann befahl er Leigh Guzmán, an Danyaus Stelle den Oberbefehl über die Luftwaffe zu übernehmen und jene Einheiten, die Ruiz Danyau unterstützen könnten, von ihrem Vorhaben abzubringen. Leigh Guzmán fügte sich, nachdem der Präsident gedroht hatte, „Chile über diese Infamie zu unterrichten". Was Allende nicht wußte: Leigh Guzmán war selber einer der Hauptverschwörer.

Am nächsten Tag, einem Sonntag, informierte Leigh Guzmán, ohne Ruiz Danyau auch nur zu Rate zu ziehen, Konteradmiral Toribio Merino, César Mendoza von der Sicherheitspolizei und den Armeegeneral Augusto Pinochet über das, was durchgesickert war. Er schlug vor, Ruiz Danyau fallen zu lassen. Die anderen stimmten ihm zu.

Am Montag mobilisierten die Offiziere der Luftstützpunkte bei El Bosque und Los Cerillos in Santiago ihre Männer. Zumindest den Termin hatte Ruiz Danyau gut gewählt: Allende war mit einem Hubschrauber nach Chillán (rund 500 Kilometer südlich von Santiago) geflogen, um an einer Gedenkfeier für General Bernardo O' Higgins, den „Vater Chiles", teilzunehmen.

Aber die übrigen konspirierenden Generäle beschlossen auf Leigh Guzmáns Rat, „den zur Unzeit begonnenen Putsch" abzubrechen und zuzusehen, wie sich ihr früherer Komplize den Hals brach.

Gegen Mittag waren alle Luftwaffenoffiziere damit einverstanden, zunächst abzuwarten. General Ruiz Danyau mußte in den Ruhestand gehen.

Allende schien einen klaren politischen Sieg errungen zu haben. „An diesem Abend", so berichtete später Allendes Wirtschaftsberater Joan Garcés, „wurde Präsident Allende nach seiner Rückkehr nach Santiago davon unterrichtet, daß General Pinochet aufgefordert worden war, sich dem Putsch anzuschließen; Pinochet habe jedoch nach seiner eigenen Darstellung geantwortet: ‚Ich bin ein General, der die Verfassung respektiert, und ich werde bis zum Ende loyal zur Regierung stehen.'"

Bis zum Morgen des 11. September hielt Salvador Allende den Mann, der am Tag des Putsches die militärische Besetzung der Hauptstadt und den Angriff auf den Präsidentenpalast La Moneda leitete, für einen „loyalen General". Immer wieder rief er ihn an, um zu fragen: „Was geht vor, Augusto?"

Allendes politischer Sieg war ein Pyrrhussieg: Der Präsident hatte seine Feinde wissen lassen, daß er über die Verschwörung konkrete Informationen besaß. Damit hatte Allende den zweiten, entscheidenden Teil seines Todesurteils unterschrieben.



Staatschef Allende: „Dieses Komplott ist Landesverrat"

Die Putschisten planen Allendes Selbstmord ein.

Die Führer der Konspiration waren jetzt überzeugt, er wisse so viel, daß man ihn nicht am Leben lassen dürfe. Im Exil mit Schriftstücken oder Tonbandaufzeichnungen in der Hand und getragen von der Sympathie der meisten Regierungen und Völker der Welt, würde Allende ein höchst gefährlicher Gegner sein.

Am Dienstag, dem 21. August, begannen die Verfasser des Attentatsplanes — Leigh, Mendoza und Merino — die letzten Einzelheiten auszuarbeiten. Sie ließen sich dabei beraten von Männern des militärischen Geheimdienstes SIM (Servicio de Inteligencia Militar) und des Geheimen Nachrichtendienstes der US-Armee.

In aller Eile wurden Informationen über Allendes Persönlichkeit eingeholt. Als Informanten dienten Offiziere, die ihn angeblich sehr gut kannten. Die Verschwörer stützten sich hauptsächlich auf das Material des Brigadegenerals Manuel Torres de la Cruz, Kommandeur der 5. Division im äußersten Süden Chiles und Führer der extremen faschistischen Fraktion in der Armee. Seit Oktober 1972 war Torres de la Cruz der entscheidende Motor des Putsches gegen die Regierung.

Trotzdem glaubten Salvador Allende und sein militärpolitischer Berater, der Senator Alberto Jérez von der Christlichen Linken, Torres de la Cruz sei „der einzige Pro-Allende-General in der Armee" und ein „loyaler Freund".

Der General stellte Allende als Karikatur hin — er sei „ein Mensch, der unmäßig trinkt, der leicht zu beeinflussen, außerdem eitel und feige ist, und der in schwierigen Augenblicken die Nerven verliert".

Angesichts solcher Informationen gelangten die Verschwörer schließlich zu der Auffassung, daß dem Präsidenten am Tag des Putsches, wenn er entweder in seiner privaten Residenz oder im Palacio de La Moneda in der Falle sitzen würde, nur zwei Möglichkeiten offen blieben. In der Sprache der Verschwörer liest sich das so:

Möglichkeit I: Das Objekt wird, eingeschüchtert durch den Aufmarsch der


R TH-
HÄNDLE

Panzer und der Infanterie und von einem Bombenangriff aus der Luft bedroht, vor Beginn der Kämpfe Selbstmord begehen. Dies ist sehr wahrscheinlich, zumal das Objekt bei zahlreichen Gelegenheiten, sogar vor höheren Offizieren, seine Bewunderung für José Manuel Balmaceda zum Ausdruck gebracht hat, für jenen Präsidenten, der 1891 Selbstmord beging, nachdem seine Truppen von rebellierenden Streitkräften geschlagen worden waren.

Möglichkeit II: Das Objekt wird sich ergeben, weil es sich über seine Wehrlosigkeit klar ist und genau weiß, daß die Zivilisten nicht imstande sind, sich gegen einen gemeinsamen Angriff der gesamten chilenischen Streitkräfte zu verteidigen. Dies kann vor oder nach einem Bombenangriff der Luftwaffe geschehen, der das Objekt „weichmachen" soll, ohne daß dabei seine Privatresidenz oder der Präsidentenpalast zerstört wird.

Falsche Funksprüche sollen die Öffentlichkeit irreführen.

Wenn Möglichkeit I eintritt, ist es Sache der vom Militär kontrollierten Presse, die Nachricht vom Tode Allendes sofort zu verbreiten. Zugleich beginnt Pressephase II: die charakterliche Diskriminierung des Selbstmörders als Trinker, Wüstling und Hedonist. Es wird rechtzeitig Kontakt mit einer Gruppe aufgenommen, die entsprechendes Beweismaterial fabriziert.

Tritt Möglichkeit II ein, so ist das Objekt sofort von seinem zivilen oder militärischen Stab zu trennen und unter Bewachung in die Militärschule zu bringen. Von dort wird es zum Hauptquartier des 2. Panzerregiments übergeführt und von ausgewähltem militärischen Personal niedrigsten Ranges in entwürdigender Weise behandelt.

Das Objekt muß allen erdenklichen Demütigungen unterworfen, entkleidet, lächerlich gemacht und zu demütigenden Handlungen gezwungen werden — im Beisein von Photographen. Um das Objekt schließlich in den Selbstmord zu treiben, wird ihm das Material gezeigt, das vorher zu seiner öffentlichen Diskreditierung gesammelt worden ist. Wenn diese Behandlung Erfolg hat, beginnt die Presse sofort mit der Operation „Öffentliche Bekanntmachung".

Wenn das Objekt den Bemühungen des Teams, eine Schockwirkung zu erreichen, standhält und wenn 60 bis 90 Minuten nach der Kapitulation noch immer keine positiven Ergebnisse erzielt sind, wird das Objekt bewegungslos gemacht und getötet, als habe es Selbstmord begangen. Dann folgt die Pressekampagne der Militärs.

Bei beiden Verfahren wird bekanntgegeben, daß das Objekt seinem Rang entsprechend behandelt worden ist und daß deshalb seine Kleidung nicht durchsucht wurde, ehe man es in der Unterkunft der Regimentsoffiziere allein gelassen hat. So habe es geschehen können, daß das Objekt in seiner Kleidung eine Pistole vom Kaliber 7,65 verborgen hielt.

Objekt beging Selbstmord — so würde es später heißen —, als es allein im Raum war und auf das Eintreffen der Oberbefehlshaber wartete. Sie sollten die Unterzeichnung des Rücktritts bezeugen, dem das Objekt bereits zugestimmt hatte. Das Objekt war auch bereit gewesen, einige Worte an die Bevölkerung zu richten, damit sie den Aktionen der Streitkräfte keinen Widerstand leistet. Das Objekt hat außerdem vor seinem Selbstmord eingewilligt, mit einem Flugzeug der chilenischen Luftwaffe nach Kuba ins Exil zu gehen.



Putsch-General Palacios
Mord vertuscht

Doch die Wirklichkeit hielt sich nicht an das Drehbuch der Putschisten: Keine der beiden vorgesehenen Möglichkeiten trat ein.

Am 11. September gegen 14.30 Uhr hatte General Pinochet, der militärische Führer des Aufstandes, die Nachricht vom Tod Allendes erhalten. Eine halbe Stunde später meldete ihm General Javier Palacios Ruhman, daß in der Moneda jeder Widerstand erloschen war.

Kurz vorher hatte Palacios von der Moneda aus einen Armee-Jeep zum Hauptquartier in Peñalolén geschickt, um Pinochet schriftlich Einzelheiten über das Ende Allendes mitzuteilen — der Bericht lag in einer als „Geheimsache" gekennzeichneten Ledertasche:

Neu: die Receiver-Cassetten-Kombination für HiFi-Liebhaber.

2x60-Watt-Kompaktanlage mit eingebautem Cassettenrecorder für hochwertige Musikaufnahme und -wiedergabe in bester HiFi-Qualität.

Umschaltung der Wellenbereiche durch Sensoren.
Alle Funktionen, die sonst mechanische Vorrichtungen und Kraft erfordern, werden vollelektronisch durch Sensoren gesteuert. Zuverlässig und verschleißfrei.

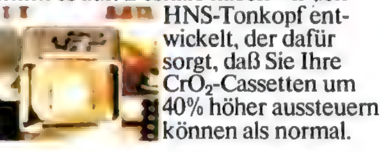
Elektronische Tipptastensteuerung.
Elektronische Tipptasten und eine digitale Laufwerksteuerung sorgen für sekundenschnelle Funktionswahl bei



Aufnahme und Wiedergabe. Leuchtsignale zeigen die jeweils gewählte Funktion deutlich an.

Professionelle Cassetten-Anzeige-Instrumente. Die beiden beleuchteten Anzeige-Instrumente sind besonders groß und bleiben auch bei Wiedergabe der Cassetten in Funktion.

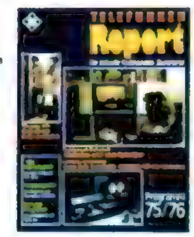
Optimale Bandaussteuerung.
Je höher man ein Band aussteuern kann, um so sauberer, dynamischer und klarer nimmt es auf. Deshalb haben wir den



HNS-Tonkopf entwickelt, der dafür sorgt, daß Sie Ihre CrO_2-Cassetten um 40% höher aussteuern können als normal.

Die ergänzenden Bausteine für das compact center 6002 hifi.
Telefunken-HiFi-Boxen TL 700,
Telefunken-HiFi-Stereoplattenspieler S 500 hifi.





Härtetest für HiFi-Geräte.
Jedes compact center muß in einem 24-Stunden-Test bereits im Werk beweisen, wie gut es funktioniert. Nicht erst in Ihrer Wohnung.

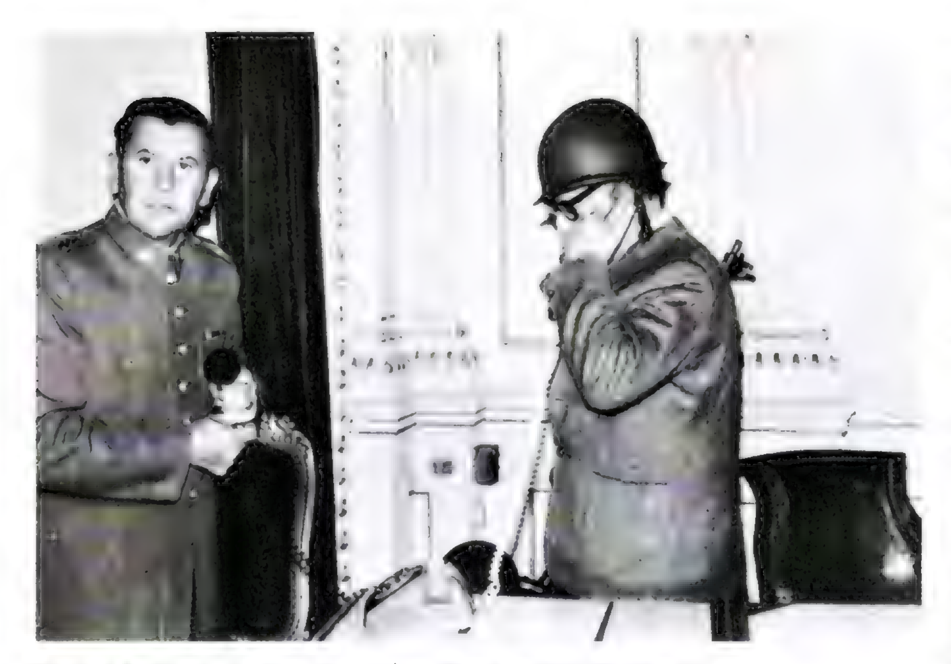
Telefunken-Geräte erhalten Sie beim Fachhändler.
Auch den dicken Telefunken-Report. Sollte er vergriffen sein, schreiben Sie an Telefunken, Fernseh und Rundfunk GmbH, 3 Hannover, Göttinger Chaussee 76, Abt. WB.



TELEFUNKEN

Telefunken. Technik, mit der die meisten Funk- und Plattenstudios arbeiten.

compact center 6002 hifi



Allende-Adjutant, Chef am Putschtag: „Was geht vor, Augusto?“

Aus Vorsicht war es Palacios ratsam erschienen, seine Meldungen nicht dem tragbaren Funksprechgerät anzuvertrauen.

Für Pinochet und seinen Generalstab gab es keinen Zweifel: Die Nachricht, daß Allende getötet worden war, würde den Widerstand der Arbeiter gefährlich verstärken. Allendes Tod mußte also unter allen Umständen als Selbstmord dargestellt werden.

Bevor sie jedoch darangehen konnten, die Einzelheiten des Selbstmordes zu besprechen, mußten sich die Putschisten in den Besitz der Präsidenten-Leiche bringen. Zunächst aber wurde beschlossen, ein für das Ausland bestimmtes „inoffizielles Bulletin“ herauszugeben, in dem behauptet werden sollte, Allende habe Selbstmord begangen.

Zu diesem Zweck setzten die Rebellen das unverzerrte Funksprechsystem ein, das sie den ganzen Tag benutzt hatten. Sie wußten natürlich genau, daß ihre Funksprüche nicht nur von chilenischen und argentinischen Amateurfunkern, sondern von allen nordamerikanischen Nachrichtenagenturen in Santiago abgehört wurden. Im einzelnen verlief die Aktion so:

Gegen 14.40 Uhr wurden aus dem Hauptquartier verschlüsselte Befehle von Pinochet zur Kommandostelle 5 gemorst, die sich im Verteidigungsministerium befand — etwa 150 Meter von dem umzingelten Palacio de La Moneda entfernt. Kommandostelle 5 erhielt Order, die übermittelte Nachricht an die verschiedenen Befehlsstellen des rebellierenden Militärs weiterzugeben, und zwar so, als sei es eine Geheiminformation.

Die Kommandostelle führte diesen Befehl um 14.45 Uhr aus. Ein Amateurfunker fing die unverzerrte Mitteilung auf und hielt sie auf Tonband fest:

„Achtung! Hier Kommandostelle 5, Patricios Kommandostelle. Hiermit werden Sie davon in Kenntnis gesetzt, daß die Männer von der Infanterieschule jetzt in der Moneda sind. Das Folgende wird auf Englisch übermittelt, für den Fall, daß man uns abhört: They say, President Allende committed suicide. (Es heißt, Präsident Allende habe Selbstmord begangen.) Haben Sie verstanden?“

Eine Nachricht auf Englisch zu übermitteln, um sie geheimzuhalten — das war lächerlich: In Chile lernt man sogar in der Volksschule Englisch. Aber aus der Sicht von Vizeadmiral Patricio Carvajal Prado war diese Methode durchaus nicht lächerlich, wenn er nämlich davon ausging, daß nordamerikanische Korrespondenten in Santiago und in Mendoza (Argentinien) die Funksprüche abhörten. Auf diese Weise erreichten die Rebellengenerale mühelos, was sie vor allen Dingen wollten: daß die Fernschreiber aller Nachrichtenagenturen der Welt „Allendes Selbstmord“ meldeten.

Dies war der leichteste Teil der Aktion. Schwierig wurde es knapp 15 Minuten später, als Pinochet befahl, die Gegend um den Präsidentenpalast abzusperren.

Der tote Allende wird noch einmal erschossen.

Eine halbe Stunde lang debattierten die Putschisten dann über eine geeignete Methode des Selbstmordes. Schließlich einigten sie sich darauf, daß der Kopf Allendes durch Geschosse aus einer unter das Kinn gestützten Maschinenpistole zerschmettert werden sollte.

Die Leiche mußte neu bekleidet werden, damit Zeugen nicht etwa die ursprünglichen Verletzungen sehen konnten, die von den tödlichen Schüssen des Garrido-Stoßtrupps stammten. Außerdem mußte der tote Präsident in einen anderen, besser geeigneten Raum gebracht werden, da der Salón Rojo halb zerstört war.

Man entschied sich für den Salón Independencia, einen Privatraum des Präsidenten, in dem er sich auszuruhen pflegte oder Besucher empfing. Dort zogen SIM-Männer, von General Javier Palacios Ruhman beaufsichtigt, dem toten Präsidenten die Kleidungsstücke aus, die er während der Belagerung der Moneda getragen hatte: den blutigen Pullover mit dem Schildkrö-



Zerstörtes Allende-Zimmer: Im Salón Independencia den Leichnam manipuliert

Liebe Isolde!

Wir gratulieren dir zu deinem Geburtstag. An diesem Tag kannst du dich richtig volllaufen lassen. Man muß nähmlich solche Tage ausnützen. Mit Kal-Heinz kannst du ja viele Späße treiben. Zum Beispiel Salz in den Wein schütten oder Pfeffer in den Kuchen. Da macht man ein Gesicht wie ein Hühnerpopo beim Eierlegen. Bei euch ist wohl auch so ein Hundewetter wie bei uns. Es wird immer kälter! In Erdkunde haben wir gemessen. Am 28.10 war es 10° und das um 7 Uhr. Um 14 Uhr war es 13° und um 21 Uhr 5°. Das macht eine durchschnittliche Tagestemperatur von $9\frac{1^{\circ}}{3}$. Dazu pfiff noch der No-Wind sein Liedchen. In der neuen Schule gefällt es mir sehr gut. Einen Lederball habe ich gefunden! Auf der Wiese. Da staunt ihr, was?
Dieses runde Leder kostet im Geschäft 38 DM
Das läst sich hören. Denn unsereiner bekommt nich so schnell diese Kröten zusammen.
Aber nun möchte ich aufhören zu schreiben, ich habe ja schlieslich Ferien. Viel Spaß wünscht dir dein

Thomas

Brief des 11-jährigen Thomas an seine Tante Isolde, kopiert auf SCM 132 in 18 Sekunden (3 Kopien) für 24 Pfennige für Onkel Paul, Onkel Erwin und Oma.
SCM: Kopierer für problemloses Kopieren.

tenkragen und die blaue Hose, die von Schüssen durchlöchert und in der Bauchgegend Blutflecken aufwies.

Die Geheimdienstler bekleideten die Leiche mit einer dunkelgrauen Hose, die von einem der Toten im Palacio de La Moneda stammte. Dann zogen sie dem Leichnam den grauen Pullover Allendes wieder an, darüber die graue Tweedjacke, die der Präsident während des Kampfes abgelegt und auf seinem Schreibtisch deponiert hatte. Mit dem untersten Knopf knöpften sie die Jacke zu und zogen sie so geschickt zurecht, daß die Blutflecke auf dem Pullover verdeckt wurden.

Da die Leichenstarre bereits eingesetzt hatte, war es nicht leicht gewesen, den Toten auf das Sofa zu setzen; die SIM-Männer mußten die Beine des Toten mit Gewalt ausstrecken und sie gespreizt lassen, um der Leiche Halt zu geben. Die Arme hingen vom Rumpf leicht abgewinkelt herab.

Es war jetzt 15.30 Uhr, mehr als drei Stunden, nachdem in der Moneda Feuer ausgebrochen und die von den Hawker-„Hunter"-Düsenjägern abgeschossenen Raketen explodiert waren.

Seit 12.20 Uhr, seit dem Ende der Bombardierung, standen die Männer von der 5. Feuerwehrbrigade mit ihren Löschgeräten bereit. Längst waren über dem Regierungsgebäude Flammen sichtbar. Jetzt endlich erhielten die Feuerwehrmänner die Erlaubnis, das Feuer zu bekämpfen.



Allende in der belagerten Moneda*: „Objekt weichmachen"

Dann setzten die SIM-Männer die Leiche auf das rote Plüschsofa, das an der Wand stand, und lehnten den Körper an die Rücklehne des Sofas. Die Hände des Toten legten sie auf die Maschinenpistole, die er vor eineinhalb Stunden benutzt hatte, und drückten ein einziges Mal auf den Auslöser.

Der Kopf der Leiche wurde in zwei Teile gesprengt; ein Teil des Gehirns, Blut und Kopfhaar wurden hochgeschleudert und blieben über dem Sofa an der Wandbespannung haften. Jetzt war die Bühne aufgebaut.

Jaime Egaña, Hauptmann der Feuerwehrbrigade, sagte später: „Nie werde ich den Anblick vergessen, als der Löschwagen aus der Station herausfuhr; die Türen gingen auf, und Soldaten postierten sich an verschiedenen Stellen. Als wir herauskamen, schossen die Soldaten zu gleicher Zeit in alle Richtungen, um uns beim Vorrücken zu decken."

Als die Feuerwehrmänner die Moneda erreichten, hatte sich der Brand

* Allende winkt am Putschtag aus einem Fenster Anhängern zu, bevor das Militär den Präsidentenpalast erstürmt.



Junta-Chef Pinochet (sitzend), Kameraden: „Niemand darf sagen ...

schon über den ganzen Straßenzug ausgebreitet; außer dem Präsidentenpalais standen zwei Stockwerke und die ganze Nordfassade des Innenministeriums in Flammen. Erst um 22 Uhr sollte es der Feuerwehr gelingen, den Brand zu löschen.

Der Befehl zum Einsatz der Feuerwehr war vom Verteidigungsministerium gekommen, nachdem General Palacios gemeldet hatte, daß in dem privaten Wohnzimmer des Präsidenten alles fertig sei. Doch hier unterlief dem General eine Panne: Da das Feuer sich bedrohlich nahe an den Raum herangefressen hatte, in dem Allendes Selbstmord arrangiert wurde, gab Palacios seine Meldung an das Verteidigungsministerium voreilig ab.

Zwei Feuerwehrleute beobachten die Leichenmanipulation.

So konnte es geschehen, daß mindestens zwei Feuerwehrleute zu früh in den Salón Independencia gelangten. Sie wurden von den SIM-Männern mit vorgehaltenen Maschinenpistolen wieder hinausgedrängt. Die Feuerwehrleute hatten jedoch gesehen, daß einer der Soldaten dem auf dem Sofa sitzenden Toten eine Maschinenpistole auf die Knie und ein anderer Allendes Helm und Gasmaske neben ihn auf das Sofa legte.

Sogleich wurde allen Feuerwehrleuten untersagt, den Raum zu betreten, weil „Präsident Allende sich erschossen hat und nichts angerührt werden darf". Während die 5. Brigade den Brand bekämpfte, wurden die Feuerwehrmänner ermahnt, daß sie unter „militärischer Hoheitsgewalt" standen und „niemand sagen dürften, was sie hier gesehen hätten".

Unterdessen war es den SIM-Männern gelungen, einen „Augenzeugen" zu finden. Nachdem in der Moneda der Widerstand der Zivilisten zusammengebrochen war, drangen die Soldaten der Infanterieschule zum zweiten Mal in den ersten Stock ein. Sie gingen dabei wild und brutal vor; sie schlugen und traten ihre Gefangenen, stießen sie mit Gewehrkolben, zwangen sie, sich auf den Boden zu legen, das Gesicht nach unten und die Hände im Nacken gefaltet. Mit ihren schweren Stiefeln trampelten die Soldaten über sie hinweg, um durch die Korridore weiterzukommen.

Ein Zivilist mit einer kleinen Aktentasche kauerte an der Wand und schrie hysterisch: „Ich habe nichts getan ... ich habe nichts getan." Einer der Männer des SIM-Teams von General Palacios blieb mit dem verstörten Gefangenen zurück. In dem Salón Independencia wurde indessen gerade darüber diskutiert, wie man den Selbstmord vortäuschen könnte.

Und da kam jemand auf die Idee, man brauche einen Zeugen. Der Zivilist wurde in den Salon gebracht, und die SIM-Männer bellten ihn an: „Du gehörst zu den GAPs (Gruppe der Freunde des Präsidenten) und du hast den Präsidenten umgebracht ... Du wirst hingerichtet, und zwar auf der Stelle."

Ein Zeuge hat die Wahl: täuschen oder sterben.

Dieser Mann war Dr. Patricio Guijón Klein, seit November 1972 Mitarbeiter in dem siebenköpfigen Ärzteteam des Präsidenten. Er war nicht Mitglied der Unidad Popular; er hatte sich nur deshalb bereit erklärt, Allendes Chirurg zu werden, weil er beruflich vorankommen wollte. Wie das übrige Ärzteteam hatte auch er an diesem Nachmittag den Präsidentenpalast nicht mehr verlassen können.

Es wurde Guijóns Schicksal, „Zeuge" eines Selbstmordes zu sein, der kein Selbstmord war — der Arzt hatte nur die Wahl, sich an der Täuschungsaktion zu beteiligen oder sein Leben zu verlieren. Er entschied sich, mitzumachen. Von 15 bis 16 Uhr lernte Dr. Guijón seine Rolle, bis er sie auswendig kannte.

Spätestens um 22 Uhr befand sich die Leiche des Präsidenten im Militärkrankenhaus, wo sie in einen Sarg gelegt und den Ärzten der Armee, der Luftwaffe, der Marine und der Sicherheitspolizei vorgezeigt werden sollte. Die Ärzte sollten einen Totenschein unterschreiben, der Stunden vorher von



Allende-Arzt Guijón
... was er hier gesehen hat"


Welcher Liqueur
kann schon von sich behaupten,
von echtem Cognac
abzustammen.
Grand Marnier Cordon Rouge,
der einzigartige Liqueur
aus französischem Cognac
und karibischen
Bitterorangen.
LIQVOR
CORDON ROUGE
Triple
Orange
Triple
Orange
Grand Marnier
LIQVOR
J. B. LAPOSTOLLE
70 cl.
40 %

Stahlnetz oder Die teilbare Freiheit

Heiner Müller über den Roman „Wer uns nicht kennt, kennt Chile nicht"*

Heiner Müller, 46, Dramatiker und Kommunist, ist mit seinen Stücken („Philoktet", „Der Lohndrücker", „Macbeth"-Bearbeitung, „Zement") bislang mehr in der Bundesrepublik als in der DDR, wo er lebt (und mehrfach, so von Wolfgang Harich, als Modernist kritisiert wurde), zum Zuge gekommen.

Ein Deutschlehrer, den ich immer für besonders reaktionär gehalten hatte, ein Fanatiker der „Gliederung", gab uns im Abitur als Aufsatzthema den Herwegh-Satz „Die Freiheit der Welt ist unteilbar". Das war 1948 in Sachsen, und ich weiß nicht, ob er uns damit das Abitur leicht oder das Leben schwermachen wollte.

Wie schreibt man, auf einem Balkon in Pankow mit mehr Vogel- als Verkehrslärm, von Parkbäumen zuverlässig sogar vor den Blicken der Nachbarn geschützt, und in einer Wohnung, die gerade renoviert wird, ausgerechnet für den SPIEGEL über ein im Westberliner Rotbuch-Verlag erschienenes Chile-Buch, vielleicht das wichtigste seit dem Putsch, geschrieben im politischen Asyl in der italienischen Botschaft in Santiago, in einer andern Stunde der wahren Empfindung, „inmitten eines Blutbads", nach drei Jahren Arbeit an einer Hoffnung, die seit September 1973 von Militärstiefeln mit dem Blut chilenischer Arbeiter, Bauern, Intellektueller in unser Gedächtnis geschrieben wird, vertagt, nicht verjährt.

Die Kategorien der Literaturkritik werden fragwürdig vor den Umständen dieser Autorschaft. Stuparich nennt sein Buch einen „Roman in Verhören". Die Verhöre sind mehr Dokument als Fiktion, und hier literarische Maßstäbe anlegen heißt sich auf die Seite derer stellen, die den Verhörten die Handschellen angelegt haben. Die Einheit von Politik und Literatur zerreißt unter dem Druck einer Erfahrung wie der chilenischen, und auf bricht die Kluft zwischen Worten und Taten, von der Gollwitzer gesprochen hat, unsre eigene Schizophrenie der Redner und Schreiber, die nichts tun können als ihre Arbeit, die wenig Folgen hat und für die Toten keine.

Der Propagandawert des Buches mit dem ungeschickten Reiseführer-Titel (im Original so präzis wie unübersetzbar „Comprometerse con una clase") ist von seinem Materialwert nicht zu trennen.

Der Roman verhört einen Bauern, der aus dem Süden in die Hauptstadt kommt („Ich weiß noch, ich träumte, ich falle von diesen hohen Gebäuden herunter"), Industriearbeiter wird („Ich werd' ganz viel Geld verdienen und einmal Millionär sein") und durch Saufen arbeitslos. Bei Gelegenheitsarbeit in der Oberstadt lernt er den Standard der Besitzenden kennen, holt, um ihn zu erreichen, in Abendkursen die Volksschule nach.

Der Griff nach der Brust einer Frau („... wie ich es im Kino gesehen hatte") beendet das Studium: Die Familie vermehrt sich zu schnell. Er wählt „die Konservativen, die die Ordnung und den Respekt vor der Obrigkeit garantieren", bis ein Fremder ihn „plötzlich mit ganz ruhiger Stimme: Du verdammtes Verräterschwein" nennt; er schließt sich der Unidad Popular an, nimmt an einer Landbesetzung teil, dann am bewaffneten Widerstand gegen die Junta, wird im Dezember 1973 „auf der Flucht erschossen".

Die Vita belegt die Chance der Unterentwicklung, das Stahlnetz der kapitalistischen Strukturen zu sprengen, bevor es engmaschig („organisch") genug ist, die Masse der Ausgebeuteten in Gruppen von mehr und weniger Ausgebeuteten aufzuspalten. Und die Gefährdung dieser Chance durch die heilige Allianz traditioneller patriarchaler Strukturen mit den faschistischen Militärtechnokratien, den mehr oder weniger potenten Schamteilen der USA im Süden des Kontinents.

Ein Beispiel: die Erscheinung der heiligen Kuh im Kapitel über die Landbesetzung. Nach dem Auftritt des Gutsbesitzers, der den Landbesetzern mit Polizei und Gefängnis droht, „passierte mir etwas Eigenartiges ... Während die Posten verteilt wurden, erregte eine Kuh meine Aufmerksamkeit ... zum erstenmal hatte ich den Eindruck, daß wir uns auf fremdem Grund und Boden befanden ... als ob darin 40 Jahre Arbeit und Leistung des Gutsbesitzers steckten. Ich überlegte mir, ob wir nicht Eindringlinge waren, die hier eine Entwicklung störten, die dieser Herr in feiner Kleidung und glänzenden Schuhen mit viel Verstand in Gang gesetzt und aufgebaut hatte. Die Kuh war so was wie der lebende Beweis ... Das Vieh war schön dick, mit vollem Euter, und ganz sicher war dafür gesorgt, daß auch an diesem Morgen einer der Angestellten mit einem Eimer kam, um die Kuh zu melken. Dieses Gefühl, unrechtmäßig Besitz ergriffen zu haben, ist erst später verschwunden, als eine Gruppe von uns das erste Rind schlachtete".

Der Erzähler hat ein Gespenst gesehen, die heilige Kuh des Privateigentums. Gespenster leben von Gespensterfurcht, die bei den Unterprivilegierten besonders verbreitet ist. Nicht jedes Gespenst verschwindet, wenn man es anspricht oder Schlag zwölf. Der beste Exorzismus ist die Schlachtung.

DDR-Autor Müller: „Die heilige Kuh des Privateigentums"

* Sergio Stuparich: „Wer uns nicht kennt, kennt Chile nicht". Rotbuch Verlag, Berlin; 144 Seiten; 10 Mark.

Während ich das schreibe, läßt nebenan im Werbefernsehen das Kapital seine heiligen Kühe steuerbegünstigt aufmarschieren, bestaunt von Leuten, denen durch revolutionäre Gewalt versagt ist, am eigenen Leib zu erfahren, daß die Endlösung des Konsumproblems für den Kapitalismus im Ernstfall immer die Wegrationalisierung der Konsumenten ist; und man muß weder Kommunist noch Mitglied des Club of Rome sein, um zu prophezeien, daß auch diese Gespenster ihrer natürlichen Bestimmung nicht entgehen werden.

Mit einer Frau „aus betuchtem Haus", ihr Vater „progressiver Humanist" und Freund Allendes, befaßt sich das zweite Roman-Verhör. Ihre Lebensgeschichte ist die Geschichte ihres Lebens mit, nacheinander, drei Männern. Den ersten, mit dem sie eine „Ehe in Weiß" führt, erschreckt ihre sexuelle Emanzipation, den zweiten die politische. Sie erfährt den Zusammenhang von Mutterbindung und Machismo. Die Niederhaltung der Frau durch die Mutterschaft. Neben dem dritten wäre Platz für sie, aber da ist kein Platz mehr: Der Weg führt ins Nationalstadion, in die sexuelle Folter.

Machismo — während ich das schreibe, höre ich von der Straße her einen vertrauten Ton: Eine Frau weint. Ich sehe mir vom Fenster aus die Szene an, in der wir alle gelegentlich auftreten, steif wie ein Torero, wenn der Stier angreift: „Warte bis wir zu Hause sind." Es ist eine gute Wohngegend. Variante für weniger gute Wohngegenden: „Komm du nach Hause!"

Ein radikaler Intellektueller, mit Spuren von Autobiographie, auch von Selbstkritik — seine Liebe gehört nicht ihm —, ist die dritte Bezugsfigur. Er reflektiert die Schwierigkeit, die sozialistische Todsünde zu meiden: „Für das Volk statt mit ihm"; die Sprachstörung der linken Intelligenz beim Dialog mit der Arbeiterklasse. Sie schlägt sich formal, zumindest in der Übersetzung (von Rainer Enrique Hamel), nieder: Kein Arbeiter redet so „Klasse" wie ein linker „Typ".

In den Gang der Tragödie sind, wie Akzente gegen den Eindruck der Zwangsläufigkeit, polit-ökonomische Analysen montiert, relevant nicht nur für Chile, ein aktueller Kommentar zu Lenins „Staat und Revolution". Der Zusammenhang zwischen Allendes „Politik der weichen Hand", seiner Weigerung, aus Treue zu den Prinzipien der parlamentarischen Demokratie, das Volk zu bewaffnen gegen den Würgegriff ebendieser Demokratie, seiner Illusion vom „Volk in Uniform", und dem Atavismus der Junta wird schmerzhaft deutlich. Mit dem zu späten Griff nach der Maschinenpistole hat Allende seine Politik korrigiert, nicht zu spät für Lateinamerika.

Ermittlungsbeamten der Mordkommission aufgesetzt worden war.

Die Ermittlungsbeamten waren um 16 Uhr von General Ernesto Baeza Michelsen gerufen worden, dem Kommandanten der Truppen, die um 6 Uhr in das Zentrum der Hauptstadt einmarschiert waren. Die Einschaltung der Mordkommission erwies sich als einer der groben Fehler, die den Rebellenführern in der Verwirrung des Nachmittags unterliefen.

Die Mordkommission darf nicht nach Indizien suchen.

Von der Kommandozentrale in Peñalolén aus hatte General Pinochet über General Oscar Bonilla einen Befehl herausgegeben, den ein Amateurfunker aufgefangen und auf Tonband festgehalten hat:

„Hier General Bonilla. General Bonilla an Konteradmiral Carvajal. Befehl von Pinochet. General Bonilla im Namen des Oberbefehlshabers: Dringend notwendig, daß so rasch wie möglich die Chefärzte von den Sanitätskorps der Armee, Marine, Luftwaffe und Sicherheitspolizei einschließlich Untersuchungsrichter von Santiago die Ursachen von Señor Allendes Tod bescheinigen, damit die Politiker später nicht das Militär für seinen Tod verantwortlich machen ... Ich wiederhole, so rasch wie möglich ... Haben Sie verstanden?"

„Habe verstanden. Chefärzte von Armee, Marine, Luftwaffe und auch Sicherheitspolizei, plus Untersuchungsrichter von Santiago, um Todesursache von Señor Allende zu bescheinigen ... damit ..."

„Ja ... Chefärzte von allen Teilstreitkräften einschließlich Sicherheitspolizei ... Ende."

Doch die Zusammenarbeit der putschenden Militärs funktionierte an diesem Nachmittag nicht. Brigadegeneral Ernesto Baeza Michelsen hatte sich schon seine eigene Taktik zurechtgemacht: Er ging — sehr zu recht — davon aus, daß das „Wort des Militärs" in der Öffentlichkeit Chiles nicht sehr viel Vertrauen finden würde, nachdem in einer militärischen Blitzoperation überall im Lande Tausende von Zivilisten erschossen oder auf andere Weise getötet worden waren.

Deshalb beschloß Baeza, das „Selbstmordattest" von der zivilen Polizei ausstellen zu lassen. Also rief er die Mordkommission in die Moneda und mißachtete damit den Befehl von Pinochet, Militärärzte einzusetzen. In zehn Minuten gab Baeza den Ermittlungsbeamten der Mordkommission Anweisung, was sie zu tun hatten:

▷ an dem Tatort festzustellen, wie sie Allendes Leichnam beim Ein-

Die SX-70 von Polaroid bringt Menschen einander näher.









Näher im doppelten Sinn.

Denn einmal kann die SX-70 Bilder aus nur 26 cm Entfernung machen. Und zwar Bilder, für die man früher zum Fotografen gehen mußte.

Zum anderen läßt sie Wunschbilder Wirklichkeit werden. Scharf einstellen, Motiv wählen, Knopf drücken. Und heraus kommt das Bild, genau wie Sie es sich gewünscht haben, und entwickelt sich vor Ihren Augen.

In Minuten haben Sie ein Farbbild von derartiger Schärfe und Leuchtkraft, daß Sie kaum erwarten können, das nächste zu schießen. Und da es sich um eine Spiegelreflexkamera handelt, schauen Sie direkt durchs Objektiv. Und sehen im Sucher genau das Bild, das nachher herauskommt. Die SX-70. Jetzt gibt es zwei Ausführungen. Fragen Sie Ihren Fotohändler nach einer Vorführung.

„Polaroid" und „SX-70" sind eingetragene Warenzeichen der Polaroid Corporation, Cambridge, Mass., USA.



Allende-Witwe Hortensia, Freundin*: „Ich habe nur ein Tuch auf dem Sarg gesehen"

treten in den Salón Independencia der Moneda gegen 16 Uhr vorgefunden hatten;

▷ sich die „typische Selbstmordwunde" am Kopf des Toten anzusehen „und sonst nichts";

▷ am Schauplatz des Vorfalls auf die Suche nach Indizienbeweisen zu verzichten.

Die Beamten der Mordkommission unter der Leitung von Inspektor Pedro Espinoza Valdés, der mit der gestürzten Regierung offensichtlich nicht sympathisierte, begann ihre Arbeit um 16.20 Uhr und beendeten sie um 18.10 Uhr.

Eine Stunde danach ließ General Pinochet noch einmal seinen Befehl wiederholen: Er bestehe darauf, daß die Militärärzte kommen müßten. Wütend erkundigte er sich, warum das „Selbstmordattest" noch immer nicht in der Befehlszentrale der Besatzungstruppen in Santiago eingetroffen sei.

Die Militärs weigern sich, den Allende-Sarg zu öffnen.

Ein Amateurfunker, der sich in den militärischen Funksprechverkehr eingeschaltet hatte, nahm folgendes Gespräch zwischen General Bonilla und Luftwaffengeneral Nicanor Díaz Estrada, dem Befehlshaber der Kommandostelle 3 (Koordinierungsstelle im Verteidigungsministerium), auf:

„Nicanor, hören Sie zu. Wir müssen wissen, ob die ranghöchsten Militärärzte und der städtische Untersuchungsrichter die Leiche schon identifiziert und die Beweisaufnahme gemacht haben. Das ist sehr wichtig. Sie dürfen sie nicht in die Leichenhalle bringen und eine Autopsie machen, weil das ein Nest von Extremisten ist und sie die Leiche stehlen könnten . . ."

„Roger. Wir haben Befehl für eine geheime Überführung zum Militärkrankenhaus gegeben. Die Leichenbeschauer sind ins Militärkrankenhaus gerufen worden. Ich habe befohlen, daß die Beweisaufnahme hierher zum Generalstab gebracht wird, aber bis jetzt haben sie sie noch nicht gebracht . . . Es ist jetzt anderthalb Stunden her, aber wir haben immer noch keine Nachricht . . ."

„Gut, Nicanor. Sagen Sie Herman Brady, er muß die absolute Sicherheit des Militärkrankenhauses garantieren. Das ist wichtig . . ."

Ganz offenkundig wollten die Rebellenführer um jeden Preis verhindern, daß die Leiche des erschossenen Präsidenten von irgend jemandem gesehen wurde, der nicht zum Militär gehörte. Ihre Besorgnis war so groß, daß sie am nächsten Tag nicht einmal der Witwe des Präsidenten, Hortensia Bussi, erlauben wollten, den Toten ein letztes Mal zu sehen.

Den folgenden Bericht gab Allendes Witwe am 13. September in der mexikanischen Botschaft dem mexikanischen Journalisten Manuel Mejido, einem Korrespondenten der Zeitung „Excelsior":

„Am nächsten Tag (Mittwoch, 12. September) sagten sie mir am Telephon, Salvador sei im Militärkrankenhaus, und er sei verletzt. Ich bin hingegangen, und obwohl ich mich auswies, wollten mich die Soldaten nicht hineinlassen. Ich habe dann mit einem General gesprochen, der mich mit den Worten begrüßte: ‚Gnädige Frau, ich

* Ehefrau des mexikanischen Präsidenten Echeverria.

war ein Freund von Salvador Allende. Erlauben Sie mir, Ihnen mein tiefstes Beileid auszusprechen.' Erst da habe ich erfahren, daß er tot war.

„Dieser General, dessen Namen ich nicht weiß, versprach mir einen Jeep und einen Offizier, der mit mir zum Flugplatz der Gruppe Sieben der chilenischen Luftwaffe fahren sollte. Aber dann kam ein anderer General heraus, den ich auch nicht kannte, und der sagte mir, ich sollte mit meinem eigenen Auto zu dem Flugplatz fahren, denn Fahrzeuge oder Offiziere seien nicht verfügbar.

„Ich fuhr dann mit dem kleinen Auto, das meinem Neffen Eduardo Grove Allende gehört. Auf dem Flugplatz sagten sie mir, Salvadors Leiche sei zugelötet. Mit zwei Autos, die dem Leichenwagen folgten, sind wir zum Friedhof Santa Inés gefahren. Die Leute haben neugierig zu uns hingesehen; sie wußten nicht, was los war und wer in dem Leichenwagen lag.

„Es waren so viele Soldaten und Sicherheitspolizisten da, als hätten sie mit einem Menschenauflauf gerechnet. Wir fünf, die wir Salvadore begleitet haben, sind schweigend zu der Familiengruft gegangen, wo wir vor vier Wochen Allendes Schwester Inés beigesetzt haben.

„Noch einmal habe ich verlangt, meinen Mann zu sehen. Sie ließen es nicht zu. Schließlich haben sie den äußeren Deckel entfernt, und ich habe nur ein Tuch gesehen, das den Sarg be-



Allende-Grab, Wachtposten: Beileid vom General

sei in einem Flugzeug der Luftwaffe. Bevor ich in das Flugzeug eingestiegen bin, habe ich mit meiner Tochter Isabel telephoniert, aber sie konnte nicht zu mir kommen, weil sie keinen Passierschein hatte.

„Ich bin in das Flugzeug eingestiegen. Stellen Sie sich vor, was ich sah: einen Sarg in der Mitte, mit einer Militärdecke zugedeckt. Auf der einen Seite stand mein Neffe Patricio López, auf der anderen Seite Salvadors Schwester Laura Allende. Ich wurde von dem Armeeadjutanten des Präsidenten, Roberto Sánchez, und von Eduardo Grove begleitet. Wir sind in Richtung Viña del Mar geflogen. Das Flugzeug ist auf dem Luftwaffenstützpunkt Quintero gelandet. Während des Fluges gab es keine Schwierigkeiten. Dann haben sie Salvador hinausgetragen.

„Ich habe gebeten, ihn sehen, ihn berühren zu dürfen, aber das wollten sie mir nicht erlauben ... Sie sagten, der deckte. Ich wußte nicht, wo der Kopf oder die Füße waren. Ich hätte weinen mögen. Die Offiziere hinderten mich, meinen Mann zu sehen. Wieder behaupteten sie, der Sarg sei zugelötet.

„Dann sagte ich mit lauter Stimme zu dem Offizier, der mich begleitete: ‚Salvador Allende soll nicht anonym beigesetzt werden. Ich will, daß zumindest Sie den Namen des Mannes wissen, den Sie beerdigen.' Ich nahm ein paar Blumen von nebenan, warf sie auf das Grab und sagte: ‚Hier liegt Salvador Allende, der Präsident der Republik, dessen Familie sie nicht einmal erlauben wollen, ihn zu Grabe zu geleiten.“

Im nächsten Heft

Die Führer der Junta verwickeln sich in Widersprüche — Streit um Todesstunde und Alkoholkonsum Allendes — Kann ein Selbstmörder nach der Tat sitzenbleiben und die Waffe auf dem Schoß behalten?

An ein oder zwei Dinge am imperialistischen Kapitalismus könnte man sich gewöhnen.

Harveys Bristol Cream
ist kein gewöhnlicher Sherry.
Er ist unser bester.









Turntrainer Timmermann, Angelika Kern, entlassene Trainerin Dorau, Schülerinnen: Die Herren kamen durch die Küche

Nichts für Mädchen

„Jeder Griff sitzt", beteuerten jahrelang die Lehrkräfte an der Deutschen Turnschule für Jungen und Mädchen. Es waren mehr Griffe, als die Erzieher duldeten.

Eine 16jährige Turnerin schluckte Tabletten — sie überlebte. Ihr Turnfreund, 24 Jahre alt, hatte ein reiferes Mädchen bevorzugt. Eine 17jährige trieb ab. Ihr Turnfreund hatte sie nicht heiraten wollen. Eine Bundestrainerin war mit einem Funktionär liiert. Treffpunkt für alle: die Turnschule in Frankfurt.

Ausgerechnet ein Käsefondue brachte das seit 1969 gemeinsam von Mädchen und Jungen bewohnte Internat des Deutschen Turnerbundes (DTB) neuerdings ins Gerede. Fünf Turnschülerinnen hatten das Abendmahl mit Wein und Sekt auf einem Mädchenzimmer angerichtet. Fünf Turner stießen heimlich dazu — durch die Küche. Die Bundestrainerin entdeckte die Schlemmer.

Eine Turnerin und zwei Athleten flogen von der Schule, zwölf Internats-Bewohnern soll das Geld von der Sporthilfe gekürzt, aber bei Wohlverhalten nachgezahlt werden. „Wenn jemand gegen die Disziplin verstößt", wetterte Kunstturnwart Albert Zellekens, 65, „dann wird hart durchgegriffen, da gibt es bei mir kein Grüß Gott mehr." Der gefeuerte Nationalturner Manfred Diehl, 24, aus Itzehoe: „Ich wollte sowieso ausziehen."

Im Ostblock haben sich Kinder- und Jugendsportschulen als Medaillen-Schmieden bewährt. In der Bundesrepublik bildete Schwimm-Bundestrainer Horst Planert im Saarbrücker Schwimmer-Internat schon Medaillen-Gewinner aus.

Aber bei Turnerinnen erwies sich der Drill als besonders schwierig. Denn ihr günstigstes Leistungsalter fällt noch in die Kindheit. Sie bedürfen der Familienobhut und unterliegen statt dessen der Doppelbelastung durch Schule (fünf Stunden) und Leistungstraining (bis zu sechs Stunden). In Frankfurt leben Turnerinnen zwischen 13 und 18 Jahren unter einem Dach mit Turnern, die durchweg älter als 20 Jahre sind und meist schon einen Beruf erlernt haben

Da die Turnschule eigentlich nur als Lehrstätte eingerichtet worden war, konnten die Wohntrakte der Jungen und Mädchen nur unvollkommen getrennt werden. „Peinliche Kontrollen", so der ehemalige Bundestrainer Eduard Friedrich, wurden erforderlich.

Die Turnoberen bestellten zunächst eine Lehrerin als Ersatzmutter für die Turnerinnen. Sie überwarf sich mit der Trainerin und ging. Ihre Nachfolgerin tat das, was den Turnerinnen verboten war — sie empfing im Internat Herrenbesuch. Sie kündigte. Nun suchen die Turnväter wieder.

Die ehemalige Turnschülerin Angelika Kern zieht Bilanz: „Ich war drei Jahre im Internat, bis zum Abitur, in der Zeit gab es sechs Trainer und ebenso oft wechselten die Lehrer für die Schulfächer." Heute scheitert ihr Medizinstudium am Numerus clausus.

Die wechselnden Bundestrainer lobten die Beharrlichkeit der Mädchen. „Keine hört wegen der Affären auf", so Eduard („Schleifer-Eddi") Friedrich. „Turnerinnen sind keine normalen Mädchen", behauptete Hans Timmermann, ehemals und nunmehr wieder im Amt. Doch die Mädchen verhielten sich normaler, als ihre Trainer dachten. „Manchmal möchte ich lieber abends zum Tanzen gehen", sagte die 15jährige Jasmin Vetter.

1969 hatte Chef Zellekens die Frankfurter Turnschule gegründet, um „Deutschland wieder an die Weltspitze heranzuführen". Zellekens und seine Anhänger im DTB (Mitgliederzahl: 2,7 Millionen) forderten die „Unterwerfung des freien Willens für ein hartes Training". DTB-Instruktion für das Lernziel: „Persönlichkeit durch Askese." Matratzenfabrikant Zellekens polsterte die Betten.

Um sechs Uhr früh war Wecken, um 21.30 Uhr Zapfenstreich. Meist büffelten die Schüler auch am Wochenende. „Manchmal sehne ich mich nach badischem Wein", verriet Angelika Kern aus Teningen. „Hier gibt es nur Sprudel ohne Geschmack oder Milch."

Als Bundestrainer Timmermann einmal die Tür zu Angelika Kerns Zimmer ohne anzuklopfen öffnete, stand das Mädchen vor dem Spiegel, fast unbekleidet und allein. Timmermann geriet selbst in Verdacht und mußte seinen Posten aufgeben.

1973 hatte die mit Mann und Tochter aus der DDR geflüchtete Ballettmeisterin Tosca-Goswina Dorau das Bundestraineramt übernommen, obwohl die Lehrqualifikation fehlte.

Fachliche Mängel dienten nun als Grund für Eifersüchteleien. Bundestrainerin Dorau, inzwischen geschie-



Der neue Maßstab für Radio-Recorder:
C6200 Automatic
7 Watt Ausgangsleistung · 2 Lautsprecher · 6 UKW-Programmtasten · Beleuchtetes FM-Frequenz-Anzeige-Instrument · Timer (Schlummerschalter) · Netz-/Batterie-/Accu-Betrieb mit Lade-Automatic · Automatische Chromdioxid-Umschaltung · Long-Life-Tonkopf.
GRUNDIG C 6200 AUTOMATIC
CASSETTE
TIMER
7 Watt Super-Leistung und 2 Lautsprecher – das gibt Klasse-Klang!
Punkt für Punkt Spitzen-Klasse!
GRUNDIG
6 UKW-Programmtasten
6 Sender können Sie fest einstellen und blitzschnell abrufen.
GRUNDIG Aktiengesellschaft, 851 Fürth/Bay.
FM-Frequenz-Anzeige
Eine vorzügliche Abstimmhilfe.
Timer
Zeitvorwahl bis 2 Stunden: Sie wählen – der Timer schaltet das Gerät zur gewünschten Zeit automatisch ein oder aus.
GRUNDIG
Nur im Fachgeschäft
DAMIT QUALITÄT AUCH QUALITÄT BLEIBT

den, traf sich regelmäßig im Internat mit ihrem Gönner vom DTB. Die Chefin wieder ekelte eine Assistentin aus der Anstalt. Die Abgewiesene unternahm einen Selbstmordversuch. Nun mußte auch die Bundestrainerin abtreten. 16 Trainer und Lehrer wechselten in sechs Jahren. Inzwischen sind früher entlassene Bundestrainer wieder im Amt, so Hans Timmermann.

„Ich würde meine eigenen Töchter nicht auf dieses Internat schicken", erklärte Hamburgs Turnerbundvorsitzender Franz-Josef Bendel, „die künstliche Erziehung im Glashaus unterbricht den natürlichen Kreislauf. Auch Ex-Bundestrainer Eduard Friedrich, der den einzigen bundesdeutschen Turnweltmeister, Eberhard Gienger, ausgebildet hat, gibt zu: „Bei den Männern hat sich die Schule bewährt, bei den Mädchen gab es personelle Pannen." Friedrich, der selbst in Leipzig geschult worden war, entdeckte auch in der DDR ähnliche Probleme, die dort „ganz konservativ" gelöst werden: „Die versuchen ihre Leistungssportler ganz schnell unter die Haube zu bringen."

Doch Verhältnisse wie in der DDR und UdSSR, beide führend im Frauenturnen, sind nicht unbedingt auf die Bundesrepublik zu übertragen. „Von 100 Internatsschülerinnen in der UdSSR", so Turnfunktionär Bendel, „kommen auch nur ein oder zwei Mädchen in die Olympiariege."

Bendels Abneigung gegen die zentrale Turnschule teilen viele Eltern. Einige nahmen nach dem jüngsten Vorfall ihre Kinder freiwillig aus der Schule. „Eines Tages finde ich meine Tochter womöglich im Puff am Frankfurter Hauptbahnhof wieder", übertrieb der Vater einer Kielerin.

Auch Turnvater Zellekens strebt die völlige Trennung von Jungen und Mädchen an. „Schon vor drei Jahren hatte ich ein passendes Haus bei Aschaffenburg an der Hand, aber ad hoc läßt sich das nicht machen."

Grund: Die Regionalverbände streiten um den Sitz der Mädchenturnschule. Kommentar des geschaßten Nationalturners Diehl: „Bevor so etwas entschieden ist, kommt doch noch ein uneheliches Kind zur Welt."

REITEN

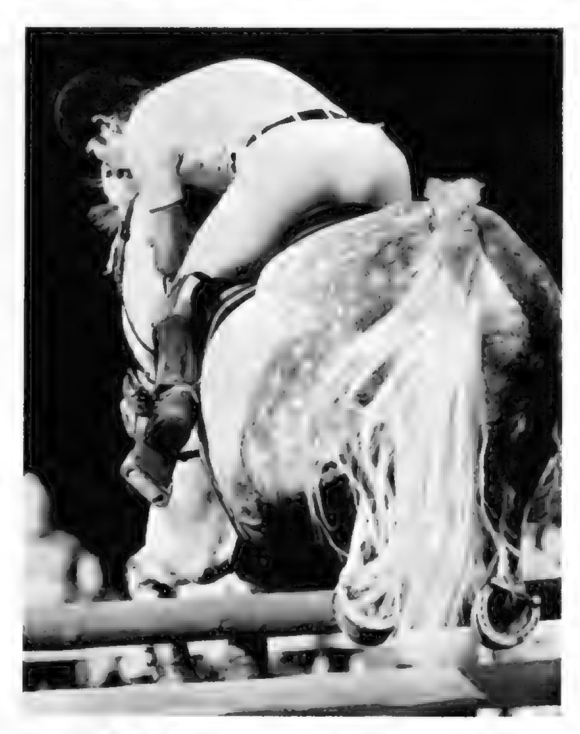
Tralala beim Pferdehandel

Meisterreiter und Pferdehändler Paul Schockemöhle fühlt sich eingekreist — von Funktionären und Kunden.

Wenn ein Peerdsappel auf dem Schockemöhle-Hof liegt", erzählen sich die Bauern in Mühlen bei Vechta, „dann setzt der Paul sofort Hennen dran, die legen Eier, vermehren sich und bilden eine Geflügelfarm." Vom Ertrag, so der Bauernspruch, kauft Paul „noch een Peerd und das äppelt dann wieder".

Solch fruchtbare Erzählungen ranken sich im Oldenburgischen um den jüngsten der Gebrüder Schockemöhle, deren Familie und Hof schon 1498 in einer Chronik erwähnt worden sind. Alwin Schockemöhle, 38, ist Europameister der Springreiter. Bruder Werner, 36, wurde Rechtsanwalt und berät besonders den Jüngsten, Paul Schockemöhle, 30, der immer öfter mit Funktionären und Kunden im Streit liegt.

Zu neuem Ärger mit Paul wäre es jetzt wegen einer Anzeige gekommen, auf deren Abdruck das Fachblatt „Reiter-Revue" aber verzichtete. Text: „Sind Sie mit den Pferden von Paul Schockemöhle zufrieden?" Inserenten waren Reiter, die Pferde bei Schockemöhle gekauft hatten.



Pferdehändler Schockemöhle: Krach um Pascha

Nach einjährigem Studium der Betriebswirtschaft hatte Schockemöhle eine Hühnerfarm gegründet. 1,6 Millionen Hennen legten täglich bis zu 1,4 Millionen Eier. „Das sind zwölf Prozent des deutschen Eiermarktes", bilanzierte Paul Schockemöhle 1971. Jahresumsatz: 40 Millionen Mark.

Als die Eierschwemme abebbte, verlegte sich Paul Schockemöhle auf Futtermittel, Strohmatten und Pferdezucht. „Wenn der Paul einen Hufnagel sieht, denkt er sofort an ein Eisengeschäft", spöttelt der große Bruder Alwin. Pauls neueste Idee war die Deckstation Mühlen, denn allenthalben in der Bundesrepublik wurde nach Reit- und Turnierpferden gefragt. „Wir paaren nur Siegerhengste mit Siegerstuten", lockte Paul Schockemöhle.

Nur eins klappte nicht so recht: Paul Schockemöhle durfte nie für Deutschland reiten. „Dieser Hühnerhof-Onassis kommt mir nicht in die National-Equipe", grollte Ludolf von Veltheim, Gutsbesitzer und Vorsitzender im Springreiterausschuß der Deutschen Reiterlichen Vereinigung (FN).

Vor dem Olympia 1972 hatte Paul Schockemöhle gegen den fünfmaligen Olympiasieger Hans-Günter Winkler aufbegehrt: „Winkler drückt sich vor jedem Qualifikationsspringen." Winkler wurde dennoch nominiert, Paul Schockemöhle nicht. Auch bei der Weltmeisterschaft 1974 übergingen ihn die Funktionäre. Obwohl Paul Schockemöhle 1974 Deutscher Meister geworden war, booteten ihn die Rittmeister auch vor der Europameisterschaft 1975 aus, die Bruder Alwin gewann. Paul Schokkemöhle: „Das gibt jetzt Tralala."

Doch Tralala gab es zunächst beim Pferdehandel. An einen Schwarzwälder Kunden hatte Paul Schockemöhle für 80 000 Mark „Rigoletto" verkauft. „Paul hatte mir gesagt, das wäre ein Olympiapferd", schimpfte der Käufer. „Der Rigoletto wurde so krank, daß ich ihn fast notschlachten lassen mußte." Paul Schockemöhle schildert den Fall so: „Der kam im 600er Mercedes auf unseren Hof und zahlte nur 10 000 an, um den Rest prozessiere ich noch."

Für den Wallach „Pascha" müssen angeblich dauernd Medikamente besorgt werden, weil er früher gedopt worden sein soll. Auch Pferde mit falschen Papieren und falschen Brandzeichen veräußert zu haben, warfen zornige Käufer Paul Schockemöhle vor. Außerdem soll der Meisterreiter aus Holland Pferde als Schlachtvieh billig eingeführt, aber als Reitpferde teuer verkauft haben. Schockemöhle: „Unsinn, obwohl das nicht einmal ungesetzlich wäre."

Selten nur ist die Marktwirtschaft in der Bundesrepublik so frei wie im Pferdehandel. Weder gezüchtete noch eingeführte Pferde sind meldepflichtig. Besonders aus dem Ostblock kommen Pferde zu Tausenden ins Land.

Auch Paul Schockemöhle befürchtet, wie einst bei den Hühnern, eine Pferdeschwemme: „Viele kaufen Pferde, besitzen aber nicht einmal einen Stall."

Für Olympia 1976 besitzt er selbst kaum noch eine Chance. Wie Olympiasieger Gert Wiltfang, der auch Pferde gedopt haben soll, wurde er vorerst von der FN gesperrt. Schockemöhle: „Dann reite ich für Österreich." ◆

Des ischt die neue Stichsäg' »Walter« von Metabo. Die ischt von uns Schwobe g'macht für alle Leut', die schaffe und spare wie mir.

Des mit dem Schaffe und Spare hat sei oigene Bewandtnis bei uns. Aber des verzählet mir besser in Schriftdeitsch.

Also: Schaffen heißt bei uns, daß man heftig nachdenkt, bevor man heftig zupackt. Dabei passiert es dann, daß das Automobil oder der Zeppelin erfunden werden oder, im Falle von Metabo, *das größte Heimwerkerprogramm der Welt* entsteht.

Und sparen heißt bei uns, daß wir genau darauf achten, ob die Mark auch hundert Pfennige hat. Oder umgekehrt: Ob eine Sache ihr Geld wert ist.

Wenn Ihnen diese schwäbischen Nationaleigenschaften ein wenig sympathisch sind und wenn Sie Heimwerker sind, dann paßt unsere neue Stichsäge aus der **Metabo Dynamic-Serie** genau zu Ihnen – wie der Deckel uff'n Topf, täte mir sage.

Die Stichsäge »Walter« von Metabo sägt Hart-, Weich- und Sperrholz; Tischler-, Span- und Schichtstoffplatten; Messing-, Kupfer- und Alublech; Gummi, Kunststoffe, Papier, Plexiglas, Hartgewebe und Stoffe. Holz und Kunststoffe bis 50 mm Dicke.

Sie sägt Kreise, Bögen, Kurven und – geradeaus. Und das sauber mit einer Hand. *Ein leistungsstarker 330-Watt-Motor (Wirkungsgrad größer als 50%!) sorgt für 3000 Hübe pro Minute (daher der saubere Schnitt!).*

Und dann kommen die Feinheiten: für Schrägschnitte beidseitig von 0–45° *stufenlos einstellbare Fußplatte* mit zusätzlichen Feststellmöglichkeiten bei 15, 30 und 45°. Individuell auf jedes Sägeblatt *einstellbare Stützrolle,* damit es weder nach hinten, noch seitlich ausweichen kann – das gibt einen exakten Sägeschnitt. *Eingebaute Blaseinrichtung,* damit Sie immer freie Sicht auf den Sägeschnitt haben. *Vollkugelgelagerter Motor;* wartungsfreie, wärmeisolierte *Stößelführung für hohe Dauerbelastung.* Und gebaut ist »Walter« natürlich nach der Deutschen Industrie Norm 66069 und nach VDE 0740.

»Paul« von Metabo. Der neue Zweigang-Schlagbohrer.

»Max« von Metabo. Die neue Handkreissäge mit S-automatic...

»Alfred« von Metabo. Der neue hochtourige Sander.

... alle aus der neuen Metabo Dynamic-Serie!

Wie Sie sehen, gibt es für jeden Pfennig von den 142,– Mark (unverbindliche Preisempfehlung), die diese Stichsäge kostet, einen Gegenwert. Wäre sie billiger, könnte sie weniger. Und weniger lange.

Verblüffend leistungsstark, zuverlässig und preisgünstig, kann man also sagen. *»Walter« von Metabo aus der Metabo Dynamic-Serie ist eben ein vollwertiges Werkzeug und kein Spielzeug.*

Schwätzet mir also net länger dromrom: Die Stichsäge »Walter« von Metabo gibt's beim Fachhändler, natürlich in Metabogrün. Und *gegen eine Postkarte gibt's einen Prospekt* über das größte Heimwerkprogramm gratis.

Metabowerke KG, 744 Nürtingen, Postfach 229

Die neue Metabo Dynamic-Serie.

Metabo



Liedermacher: Biermann singt im Westen

Nach über zehn Jahren Auftrittsverbot lassen die DDR-Behörden den Ost-Berliner Lyriker und Liedermacher Wolf Biermann wieder singen — vorerst allerdings nur im Westen, bei einer Anti-Franco-Veranstaltung in Offenbach. Die Einladung des „Metall"-Chefredakteurs Jakob Moneta und eines westdeutschen „Solidaritätskomitees für die spanischen Antifaschisten" hatte Biermann mit der Bitte um Ausreisegenehmigung an das DDR-Kulturministerium weitergereicht. Und überraschend erbot sich das Amt des stellvertretenden Kulturministers Klaus Höpcke, der 1965 als Kulturredakteur beim „Neuen Deutschland" Biermann zum Republik-Feind erklärt hatte, die erforderlichen Visa für den ungeliebten Sänger einzuholen. Für die Kundgebung am vergangenen Sonntag in der Offenbacher Stadthalle schrieb Wolf Biermann, von dem in dieser Woche bei CBS auch eine neue Platte („Liebeslieder") erscheint, ein neues Lied: „Das Franco-Lied" (siehe Kasten).



Biermann

Schallplatten: Hit über Honka

Schreckliche Bluttaten haben schon immer die Moritatensänger inspiriert; das letzte Lied über einen Massenmörder („Warte, warte nur ein Weilchen, dann kommt Haarmann auch zu dir") nach einer Operettenmelodie war in den zwanziger Jahren in Deutschland populär. Seit einer Woche rotiert in westdeutschen Diskotheken nun auch eine Honka-Moritat: „Bum, bum, bum, mit dem Hammer auf den Kopf. Eins, zwei, drei, mit dem Beil den Rest zerkloppt. Dann ruck, zuck noch die Knochen durchgesägt und das zerteilte Fräulein in den Pappkarton gelegt." Die Plattenfirma RCA wollte den von einem Harry Horror (Pseudonym) vorgetragenen Song „Gern hab' ich die Frau'n gesägt" aus „Geschmacksgründen" ursprünglich nicht veröffentlichen. Jetzt meldet der Vertrieb „rasante Lagerabgänge". Non olet.



Honka-Cover

Wolf Biermann: Das Franco-Lied

Du, wenn ich daran denke
Das macht mir kalt, das macht mir heiß
Du, wenn ich daran denke
Daß dieser wütige Henkergreis
Nach vierzig blutigen Jahren leis
Hinüberschläft! und macht sich davon
Und kommt drumrum um die Hauptlektion
Die fällig ist: die Revolution
— dann muß ich schrein
nein! nein! nein! nein!
das darf nicht sein!

Und würd es Götter geben
Das wär nicht schlecht, mein Sohn
Ich bäte um Francos Leben
Daß dieser klapprige Henker-Clown
Ihn selber noch kriegt, den gerechten Lohn
Für all unser Blut! Das soll er noch sehn
Wie sich die Gewehrläufe auf ihn drehn
Und auf seine Brut! Ja, so wird das gehn!
— dann sing ich: gut!
ja! ja! ja! ja!
und das wird wahr!

Du, wenn ich daran denke
Das macht mir Schmerz, das macht mir Haß
Du, wenn ich daran denke
Daß dieses blutige Würger-Aas
Dem Julian so die Halsweite maß
Ach! mit der Garotte! und immer noch mißt
Nach Mördermaß jeden Anarchist
Egal ob Christ oder Kommunist
— dann muß ich schrein
nein! nein! nein! nein!
das darf nicht sein!

Ihr! wenn ich euch hier sehe
Das macht mir Spaß, das macht mir Mut
Ich brauch ja solche Nähe
Sonst geht in mir das Maß kaputt
Für rechts und links, für schlecht und gut
Was nützt mir die Losung: *Solidarität!*
Wenn jeder Verein mit ihr stiften geht
Und andern Genossen den Hals umdreht
— wir gehn zusamm'!
ja! ja! ja! ja!
und das wird wahr!

Popmusik: Rockbands wandern aus

Kaum sind die Rockbands aus der Bundesrepublik international flügge geworden, emigrieren die beiden erfolgreichsten in die USA: Nektar und Triumvirat. Nektar, 1969 in Hamburg gegründet und seit 1970 in Seeheim an der Bergstraße ansässig, klagt nach US-Erfolgen über die „deutsche Enge". Für die auf 23 Meter Bühnenbreite konzipierte Nektar-Show gibt es zu wenig Hallen, für die zehn Tonnen schweren Licht- und Tonanlagen Transportprobleme und selten ausreichende Stromanschlüsse. Auch das Kölner Triumvirat, dessen LP „Spartacus" kürzlich unter den US-„Top 30" notiert wurde, hatte ähnliche Sorgen und will „dort am Ball bleiben, wo wir am bekanntesten sind".

Bücher: Propaganda in der „Encyclopaedia"

Sie hat 80 Millionen Mark gekostet, 360 Redakteure und 4000 Gelehrte zehn Jahre lang beschäftigt — die 15. Auflage „Encyclopaedia Britannica" galt als „Lexikon des 21. Jahrhunderts". Jetzt ist sie in Verruf gekommen. In den 30 EB-Bänden entdeckten Kritiker Sachfehler und editorische Mißgriffe. So bestellte der Herausgeber, die University of Chicago, einen Spanien-Artikel ausgerechnet bei einem Würdenträger des Franco-Regimes. Unterm Stichwort ČSSR (verfaßt von einem Prager Kommunisten) wird die Invasion von 1968 schlicht ignoriert. Und auch die Sowjets bekamen die Chance zur Selbstdarstellung: Die Autoren wurden von der Londoner „Nowosti"-Dependance vermittelt, deren Chef wenig später als Spion außer Landes gehen mußte.

Zitat

Unterganghofer.

Buchmesse-Bonmot über den österreichischen Schriftsteller Thomas Bernhard.

Theater: Brecht mit dem Schabbes-Käppchen

SPIEGEL-Redakteur Hellmuth Karasek über den Streit um Kölns „Dreigroschenoper“

Eine traurige Theater-Farce will, so scheint es, kein Ende nehmen — obwohl ihr „Anlaß“ selbst inzwischen von der Bühne verschwunden ist: die Kölner Inszenierung, die der dortige Schauspieldirektor Hansgünther Heyme in der vergangenen Saison Brechts „Dreigroschenoper“ verpaßte.

Heyme, dessen vorschnellem, hochfahrend kurzschlüssigem Gedankenschwulst seine Inszenierungen meist nur als Exekutionen der Stücke folgen, die er sich vorknöpft, hatte sich eine politische Aufmöbelung von Brechts Gangster- und Bürger-Revue vorgenommen: Aus Polly wurde ein BDM-Mädchen, Tiger-Brown sollte Göring ähneln, und Peachum, der Bettlerkönig, sollte einem Juden gleichen.

An der Peachum-Interpretation (Heyme bildete ihn „als Stürmer-Figur, kraushaarig, in Kaftan und Schabbes-Käppchen“, ab) entzündete sich der Streit. Einige Zuschauer nahmen Anstoß an dieser „Karikatur eines Shylock“ — so der Kölner Soziologe Alphons Silbermann in einem Leserbrief an den „Kölner Stadt-Anzeiger“. Der Suhrkamp-Verlag wandte sich Aufklärung heischend an das Kölner Theater.

Der Farce zweiter Akt konnte beginnen. Denn nun antwortete der Kölner Dramaturg Peter Kleinschmidt: „Uns ist durchaus bewußt, daß bestimmte Biographen, und sicherlich gehört hier Professor Silbermann dazu, historische Distanz so erschweren, daß gewisse Einsichten verhindert werden. Es steckt da bestimmt kein böser Wille dahinter, sondern ein Bündel leidvollster Erfahrungen, das manche Denkvorgänge überschattet.“ In schlichtes Deutsch übersetzt: Wer als Jude die Nazizeit überlebt hat, ist jetzt leider mit der Macke behaftet, daß er überflüssige Entgleisungen eines wild gewordenen Theaterinterpreten nicht gebührend goutieren kann.

Daraufhin versuchte der Suhrkamp-Verlag das Werk per Aufführungs-Stopp vor seiner Kölner Auslegung drastisch zu schützen. Heyme nahm Stellung: „Die Pflicht zur Werktreue war uns gerade in diesem Fall eine zwingende. Ungetreu wäre gewesen: falsch humanistischer Reinwaschung mancher Rassen, im ungeschichtlichen und ‚unbrechtschen Sinne‘, nachzugehen.“ Wie auch immer man sich dieses Wortgewaber auslegt, es bleibt als Quintessenz, daß Heyme hier rassistischen Unfug von sich gegeben hat.

Nun begann ein Hickhack und Hin und Her, wobei dem Schauspieler des Peachum bald das jüdische Käppchen entfernt, bald von seinem Regisseur bescheinigt wurde, daß er mit dem „Peachum Pech gehabt“, sich zu weit mit seiner Rolle identifiziert habe. Nun servierte Heyme die abenteuerliche Version, er habe keinen Juden spielen lassen wollen, sondern eine „Seht her!“-Figur: „So haben die Nazis die Juden gesehen.“ Also doch Stürmer-Karikatur, denn wo in drei Teufels Namen soll eine Theateraufführung die erzählerische Distanz zu einer Figur hernehmen und nicht stehlen?

Am Ende dieser Auseinandersetzung verloren die Brecht-Erben die Geduld, und die Brecht-Tochter, Barbara Brecht-Schall, verweigerte den Bühnen der Stadt Köln für die neue Spielzeit eine Verlängerung des Stück-Vertrags.

Eine Zensur-Maßnahme also, wieder einmal ein Eingriff selbstherrlicher und engstirniger Erben, die zwar Tantiemen wollen, sich aber ansonsten als intolerante Gralshüter aufspielen, jede Erneuerung des Erbes mit Feuer und Schwert verhindernd?



Barbara Brecht-Schall, Helene Weigel
Gralshüter mit Schwert?



Heyme-„Dreigroschenoper“, „Peachum“ (v.): „Falsch humanistische Reinwaschung“

Richtig ist, daß gerade Brechts Erbe nicht selten von seinen Erbwaltern engherzig und mißtrauisch bewacht wird — nicht immer zum Vorteil des Werks, wie sich im Fall der Auseinandersetzung um Schlöndorffs „Baal“-Verfilmung zeigte. Natürlich wirkt es grotesk, gerade Brecht auf diese Weise künstlich einfrieren zu wollen. „Wir können Shakespeare ändern, wenn wir ihn ändern können“, hatte Brecht statuiert. Können wir Brecht nicht ändern, wenn wir's können?

Richtig ist auch, daß man Heyme auf diese Weise unfreiwillig ein Ehrenpodest eingeräumt hat, auf dem er nun steht, ein aufrechter Mann, von allen Freunden der „künstlerischen Freiheit“ beweint und bewundert.

Als letzte Woche in Köln eine Podiumsdiskussion zu diesem leidigen Thema stattfand, berichtete Ivo Frenzel in

der „Süddeutschen Zeitung", daß Heyme das Verdienst zukomme, wieder einmal an den Tag gebracht zu haben, „wie wenig das Antisemitismus-Problem bei uns bewältigt" sei.

Ein zweifelhaftes Kompliment. Fest steht, daß Heyme ohne Not (und auch ohne erkennbaren Sinn) einen überflüssig makabren Gag an die Stelle einer Figur gesetzt hatte. Henning Rischbieter in „Theater heute" über die Aufführung: „Das Publikum, angebrüllt, überschüttet mit unstimmigen Effekten und mit schwer durchschaubarer Bedeutungshuberei ... applaudiert eingeschüchtert dieser vor lauter verschwitzter kritischer Anstrengung wieder bei der auftrumpfenden Bewußtlosigkeit angelangten Veranstaltung." Und Friedrich Luft fand die „Einführung des karikierten Semiten" „dumm, irreführend und völlig überflüssig". In der „Kölner Rundschau" wurde die Ehe der als Nazi-Weib gespielten Frau Peachum und des jüdischen Peachum so gedeutet: „Aber eine Verbindung zwischen germanischem Urweib und schlurfendem Kleiderjuden ... das ist nicht etwa ein höherer, das ist allenfalls ein mittlerer Blödsinn."

Natürlich bleibt der Schritt der Brecht-Erben dennoch fragwürdig. Denn wer soll wie und wann die juristischen Trennungsgräben ziehen, mit denen man Werke vor böswilligen Verfälschungen, Verstümmelungen, Umdeutungen schützen kann? Und ist nicht oft der Schlendrian gedankenloser und denkfauler 08/15-Aufführungen der (unfreiwillig) böswilligste Verstoß gegen ein Werk?

Dennoch hat die Kölner Aufführung ihr eigenes Ende geradezu zwanghaft provoziert. Man wird den Verdacht nicht los, daß Heymes schrille Kurzschlüsse eigentlich meistens dazu dienen sollen, Aufmerksamkeit um jeden Preis zu provozieren. Das mag ihm unbenommen sein, solange ihm nicht nur ein eingeschworenes Ensemble auf diesem Holzweg folgt, sondern auch das Publikum zu Teilen die Verrenkungsakte als sozialkritische Mutproben konsumiert.

In einer frühen Phase tischte Heyme für seinen Peachum die folgende Begründung auf: „Wer wollte leugnen, daß große Kapitalien sich in den Händen von Juden befanden — und wer wollte nicht trotzdem mit Schrecken und Verachtung verurteilen, was das Naziregime dem jüdischen Volk angetan hat. Doch: Die Wahrheit ist untrennbar." Für diese zusammengenähte Halbwahrheit aus „Kapitalisten sind Juden" und der pflichtschuldigen Bewältigungsrhetorik ergibt sich als Konsequenz: Eine antisemitisch zu verstehende oder auch nur mißzuverstehende Figur hat weder in einem Brecht-Stück noch auf einem deutschen Theater etwas verloren. ◆

Wunderbare Überführung

Kunstkauf im Kollektiv ist Mode: Investment-Gesellschaften spekulieren mit Gemälden, eine Pensionskasse steigerte bei Sotheby mit, Banken kaufen sich in Galerien ein.

Paul Gauguin, Maler und Exbanker, hatte einen vernünftigen Einfall. „Es müßte", schrieb er 1896 aus dem freiwillig aufgesuchten Exil Tahiti, „doch möglich sein, daß 15 Leute sich zusammentun, die meine Malkunst schätzen oder die *verdienen wollen.*"

„Alle Jahre (im voraus) 15 gute Bilder" wollte der Künstler diesen Leuten schicken, wenn sie ihm dafür 2400 Franc überwiesen. „Zu diesem Preis", taxierte er, „sind meine Bilder bestimmt nicht teuer, und nach einer gewissen Zeit werden die Käufer nichts verloren haben."

Doch das Konsortium ließ sich, damals, nicht zusammenbringen. Zahlungskräftige Gauguin-Interessenten fanden sich nur ausnahmsweise — wie für das Ölbild „Hina Maruru", das 1895 bei einer Versteigerung im Pariser Hôtel Drouot für 360 Franc weggegangen war.

70 Jahre später, 1965, kam die exotische Szene vom Fest der Mondgöttin Hina wieder zur Auktion, nämlich bei Parke Bernet in New York, wo ein Unbekannter 275 000 Dollar dafür bezahlte. Darauf verschwand das Bild, bis es im Mai dieses Jahres abermals bei Parke Bernet versteigert wurde, nunmehr, unter Applaus, für 950 000 Dollar. Den Käufer hielt das Auktionshaus auch diesmal geheim. Doch die Vermutung liegt nahe, daß — gleichsam in Befolgung des Maler-Vorschlags von 1896 — ein Dutzend oder mehr Kunst-Auktionäre an dem Erwerb beteiligt sind.



„Modarco"-Manager Ilin
Kurspflege mit Leihgaben



„Artemis"-Handelsobjekt „Les Poseuses": Profit im Freundeskreis

Denn bei Leuten, die *„verdienen wollen"*, ist Kunstkauf im Kollektiv neuerdings an der Tagesordnung: bei Leuten auf der Suche nach inflationssicherer Geldanlage, die sich von Preissteigerungen à la „Hina Maruru" angezogen fühlen, ohne gleich Sachkunde und Engagement für persönliche Kaufentscheidungen aufzubringen.

Diese Voraussetzungen und den Umgang mit der vertrackten Malkunst selber nimmt ihnen gern eine rapide wachsende Zahl einschlägiger Anlagegesellschaften ab, die das „Handelsblatt" geradezu „wie Pilze nach einem warmen Sommerregen aus der Erde schießen" sieht. „Kunst-Investment", notiert die Zeitung, „ist eine der wesentlichen marktwirtschaftlichen Erscheinungen der siebziger Jahre."

Dem Trend voraus war eine Gruppe texanischer Ölmagnaten gewesen, die sich 1965 zu einer (1973 wieder aufgelösten) „Art Investment Ltd." zusammenschlossen. „Kapitalzuwachs durch spekulative Investition in Werken alter und zeitgenössischer Kunst" für jedermann verhieß dann im Dezember 1969 die englisch-amerikanische „Sovereign-American Arts Corporation", der unter anderen ein Ex-Direktor der Londoner Tate Gallery, Sir John Rothenstein, als Berater zur Verfügung stand. Der Stückpreis der für sechs Dollar ausgegebenen Stammaktien stieg am ersten Tag auf 25 Dollar.

Er sank jedoch bereits im Jahr danach auf 3,75 Dollar, und die „Sovereign-American Arts Corporation" verschwand ebenso rasch wie ein weiteres Halbdutzend amerikanischer Kunstfonds nach ihr. Als besonderes Handikap erweist sich bis heute, daß derlei Unternehmen keine Börsenzulassung bekommen, da niemand ihre Bestände — Bilder und Plastiken — tagtäglich neubewerten kann.

Deutsches Recht verbietet bei solchem Manko sogar das Wort „Investment" im Firmentitel: Die bislang einzige Kunstanlagegesellschaft in Deutschland, 1969 vom Hanauer Industriellensproß Michael Heraeus als „Art Invest International" gegründet, hieß bald schon „Art Universal AG" (und retirierte in die Schweiz).

43 Interessenten, die „das geistige Format für so etwas" besaßen (Heraeus) und angeblich 400 000 Schweizer Franken investierten, hatten Pech: sie bekamen niemals eine Barausschüttung zu sehen. Denn die „Art Universal" schaffte fast nur Graphik und Multiples (vorwiegend amerikanischer Pop-Künstler) an, die heute zum Teil erheblich unter dem Einkaufspreis gehandelt werden. Zu den wenigen Erträgen, die aber schwerlich auch nur für die Verwaltungs- und Versicherungskosten reichen, trugen ein paar wiederverkaufte Objekte des Düsseldorfer Filz- und Fettplastikers Joseph Beuys bei. Firmengründer Heraeus widmet sich mittlerweile dem Immobiliengeschäft.

Derlei deprimierende Anleger-Erfahrungen sind gewiß mitverantwortlich dafür, daß die Deutschen beim Kunst-Investment noch weithin abseits stehen. Sie erhärten freilich nur die Binsenwahrheit, daß Kunst bis zum Verkauf keine Rendite bringt und daß Verkaufsgewinne weder mit beliebiger Ware noch jederzeit zu erzielen sind. Die Illusion, die Preise müßten automatisch immer weiter steigen, wie sie

Wenn Sie beim Fernsehen mal wieder richtig Spaß haben wollen, legen Sie die Bild-Platte auf.

Legen Sie Asterix auf oder Kintopp-Raritäten oder den „Münchner im Himmel". Wann und sooft Sie wollen.

Ganz im Ernst, diese Lach-Schlager können Sie sich jetzt im Fernsehen ansehen, sooft Sie sie komisch finden. Mit der Bild-Platte.

Und wenn Sie mal nicht nur lachen wollen, legen Sie ein spannendes Fußballspiel auf oder sehen Sie ein interessantes Bildungsprogramm. Mit der Bild-Platte bestimmen Sie ja schließlich Ihr Programm selbst.

Alles, was Sie brauchen, ist:

1. Ihr Fernsehgerät, Schwarz/Weiß oder Farbe,
2. den Bild-Platten-Spieler, der an jedes Gerät anzuschließen ist und sich kinderleicht bedienen läßt,
3. die Bild-Platten, die schon ab DM 10,–* zu haben sind.

*unverbindliche Preisempfehlung

Das Bild-Platten-Angebot ist reichhaltig:

Es gibt Musik-Shows mit bekannten Stars, Spielfilme, Sport mit den Fußball-Knüllern aller WM's seit 1954, ein großes Kinderprogramm, Hobby-Kurse und vieles mehr.

Außerdem gibt es ein umfangreiches Fortbildungs-Programm aus Kultur und Wissenschaft für Sie und Ihre Familie. Insgesamt über 150 Bild-Platten-Titel.

Praktisch das ganze ABC von Asterix, Beckenbauer, Computer bis Zoo.



Die Bild-Platte, Ihr privates Fernsehen.

TED – das Bild-Platten-System von Telefunken, Teldec und Decca mit internationalem Programm von Telefunken, Decca, Ullstein AV, Videophon und weiteren bekannten Partnern.

101 Telefunken PALcolor Portables zu gewinnen!

Machen Sie mit beim Bild-Platten-Suchspiel!

Sie können das oben abgebildete Telefunken Farb-Portable PALcolor 614 gewinnen. Gehen Sie zu Ihrem Fernseh-Fachhändler oder zu einem der AEG-Telefunken-Büros. Dort können Sie eine Bild-Platte sehen, die 3 Fragen enthält. Schreiben Sie Ihre Antworten auf die Teilnahmekarte, die für Sie bereitliegt. Viel Spaß! Auch wenn Sie nicht gewinnen, lohnt es sich, die Bild-Platte zu sehen.

jahrelang gestiegen waren, ist nach zwei vergleichsweise flauen Kunstmarkt-Jahren erheblich angekratzt.

„Die außergewöhnlichen Preissteigerungen konnten nicht anhalten", bekundet etwa der jüngste Geschäftsbericht der Investmentgesellschaft „Modarco". Doch gerade die offenbar trotzdem florierende „Modarco", 1971 mit Sitz in Genf gegründet, zeigt, was auch der frische Gauguin-Auktionsrekord mit „Hina Maruru" beweist: Unter den richtigen Voraussetzungen ist Kunst-Profit noch immer möglich.

Der Geschäftsbericht bewertet das „Modarco"-Kunstkapital, das zum Teil im Genfer Freihafen lagert, mit rund 25 Millionen Dollar (gegenüber einem Einkaufswert von 15 Millionen) und weist für 1974 einen Nettogewinn von 630 000 Dollar aus.

Dieses erfreuliche Resultat verdanken die „Modarco"-Aktionäre (mit großen Paketen dabei: die Banque de Paris et des Pays-Bas, die Banque du Rhône und zwei italienische Finanzgesellschaften) vornehmlich dem Gespür ihres Geschäftsführers Ephraim Ilin, 63. Der aus der Ukraine stammende Ökonom, ehemalige Autovertreter und Waffenhändler umgibt sich in seinem Londoner Hauptquartier mit Meisterwerken von Picasso bis Andy Warhol — eine Visitenkarte der „Modarco"-Geschäftspolitik, die sich im Lauf der Jahre von den Uralt-Klassikern der Moderne auf die Generation der heute 40- bis 70jährigen verlegt hat.



Business Week

„Haben Sie von diesen Bildern da, die angeblich alle Aktien in die Pfanne hauen?"

Ilin favorisiert neuerdings den französischen „Art Brut"-Erfinder Jean Dubuffet und den US-Abstrakten Willem de Kooning. Aktive Kurspflege betreibt er als großzügiger Leihgeber und emsiger Impresario. Eine De-Kooning-Ausstellung aus „Modarco"-Beständen läuft derzeit in Tokio, und nächste Woche will die Gesellschaft, wieder mit de Kooning, eine eigene Galerie in Paris eröffnen.

Früchte solcher Strategie sind nicht von heute auf morgen zu erwarten. Zwar schüttet die „Modarco" gelegentlich Dividenden aus (1974: drei Dollar pro Aktie), ist aber — so der Geschäftsbericht — bestrebt, „eher einen möglichst hohen und langfristigen Wertzuwachs ihres Kapitals zu erwirtschaften als ihren Aktionären eine gesicherte Rendite zu bieten".

„Wir können warten" — diese stolze Devise, nach der im allgemeinen einzig Kunstmarkt-Profite zu erwarten sind, verkündet auch der Londoner „Kunstdetektiv" David Carritt, der (wie Ilin für „Modarco") Investitionsentscheidungen für die „Artemis" trifft: einen geschlossenen Freundes- und Kapitalistenkreis um den Brüsseler Bankier Baron Léon Lambert mit Einlagen von je 100 000 Dollar an aufwärts.

Die 1970 gegründete, publicityscheue Gesellschaft hatte ihren spektakulärsten Auftritt, als sie gleich in ihrem Gründungsjahr bei Christie ein kleines Ölbild des Pointillisten Seurat („Les Poseuses") für 430 000 Pfund ersteigerte. Das Gemälde hängt vorerst als Leihgabe in der Münchner Neuen Pinakothek. Eigentümer: unbekannt. Denn die „Artemis" hat die „Poseuses" (über den Pariser Kunsthändler Berggruen) inzwischen „mit zufriedenstellendem Gewinn" weiterverkauft.

Kleinsparern, denen die „Artemis" verschlossen bleibt, steht beispielsweise ein dieses Jahr in London gegründeter „Fine Arts Investment Fund" mit 4000 Zertifikaten zu 250 Dollar offen, bei dem auch Sir John Rothenstein von der glücklosen „Sovereign American Arts Corporation" wiederauftaucht.

Und bloße Beratung beim Kunstkauf, ohne eigenen Gemälde-Fonds, bietet eine Vielzahl junger Unternehmen an, von „Art Conseil" in Paris bis „Banque des Arts" in Brüssel, von der Mailänder „Art Invest International" bis zur Genfer „Artco Management", die sich ihrerseits unter anderem von renommierten Galerien (wie Beyeler in Basel, Castelli in New York, Schmela in Düsseldorf) instruieren läßt. Dem „Artco"-Kunden (Mindesteinsatz: 50 000 Franken) wird bei der Kauf-Vermittlung keine Maklergebühr extra abverlangt; sie steckt im Preis.

Hoffnung, daß sich der Kunstmarkt neu belebt und daß so alle Anleger und Anlageberater auf diesem Markt verdienen können, erwächst vor allem aus der Aussicht auf zusätzliche potente Käufer: auf Öl-Reiche sowie auf Banken, Versicherungen und Pensionsfonds. Vorreiter beider Kundengruppen sind schon gesichtet worden.

Perser und Araber, denen sich denn auch eine frisch gegründete Londoner „Middle East Fine Art Investment Company" andient, ersteigern neuerdings auf westlichen Auktionen gerne islamische Kunst. Und wie die „Times" Ende letzten Jahres enthüllte, hat die Pensionsstiftung der britischen Eisenbahner bei Sotheby 235 000 Pfund in Kunst investiert, den weitaus größten Teil davon in eine Tiepolo-Ölskizze mit dem Titel „Die wunderbare Überführung des heiligen Hauses von Loreto".

Zwar dämpften die neuen Tiepolo-Besitzer überbordende Spekulationen mit dem Hinweis, sie wollten „bestenfalls fünf Millionen Pfund" für Kunst ausgeben. Aber bereits ein Prozent aller Versicherungs-Einlagen würde, wunderbar auf den Kunstmarkt überführt, dessen Umsatz um ein Mehrfaches übertreffen. „Wenn sich nur drei oder vier Fonds an diesem Rennen beteiligen sollten", stellte die „Times" in Aussicht, „wäre eine Preisspirale unvermeidlich."

Tatsächlich hat sich eine gravierende Markt-Umschichtung mehr oder weniger insgeheim längst angebahnt: eine Invasion der Banken im Kunstgeschäft.

So ist das Londoner Bankhaus Rothschild über den „Rothschild Investment Trust" mit 20,5 Prozent an der Auktionsfirma „Sotheby's" beteiligt und hat die altangesehene Galerie Colnaghi ganz geschluckt. Auch bietet die Bank seit 1973 ausgesuchten Klienten die Beteiligung an einem geschlossenen Kunst-Investment-Fonds mit Sitz in Luxemburg an.

Viel umfangreicher sind aber gewiß die Kunst-Geschäfte jener Banken, die ausgesuchte (doch kapitalarme) Galerien mit Krediten bedenken und sich durch die Beleihung gewinnträchtiger Kunstwerke absichern. Statt Kreditzinsen kann auch ein Anteil am Verkaufsgewinn kassiert werden.

„Verschiedene Handelsbanken" hätten in letzter Zeit „den Weg zu neuen Investitionsformen gewiesen, indem sie sich bei einer Anzahl Londoner Kunsthandelsfirmen mit beträchtlichen Anteilen eingekauft haben", teilt Charles Farrell, ein Direktor der „Middle East Fine Art Investment Company", mit. Er muß es wissen.

Denn Farrell ist zugleich Vorstandsmitglied der „Montagu Fine Art Ltd.", Tochtergesellschaft der Midland Bank. Die wiederum hat mehrheitlich zwei Londoner Galerien, Richard Green und Frank Sabin, übernommen. ◆



Warum die herbe Note von Carstens SC immer für einen harmonischen Ausklang sorgt.

Aus diesem Sekt sprüht das Wesen deutschen Weines.

Carstens SC ist überwiegend ein Produkt ausgesuchter deutscher Weine. Sie allein bestimmen seine unverkennbar herbe Art, die Ihnen ungetrübte Sektlaune verspricht. Eine Eigenschaft, die bei Sektfreunden immer wieder lobende Erwähnung findet.

Was das herbe Prickeln mit dem Glas zu tun hat.

Manche Sektschalen sind einfach zu flach, um das Spiel der feinen SC-Perlen richtig zur Geltung zu bringen. Weshalb Kenner, die das volle Bukett und das herbe Prickeln von Carstens SC ungetrübt genießen möchten, vorzugsweise auf die klassische Kelch- oder Flötenform zurückgreifen.

Einige wohltemperierte Bemerkungen über die Kühlung von Sekt.

Bitte, machen Sie nie den Fehler, ihn einer radikalen Abkühlung auszusetzen, z. B. im Tiefkühlfach. Bei einer sanften Kühlung von 5-7 °C wird Sie Carstens SC in die allerbeste Sektlaune versetzen. Wenn Sie mit ihm einen munteren Abend verbringen, können Sie auch dem nächsten Morgen munter ins Auge blicken.

Weshalb Sektfreunde eigentlich immer eine Flasche Carstens SC im Kühlschrank liegen haben sollten. Siehe unten.

Carstens SC. Das herbe Prickeln. ...was bleibt, ist gute Laune.

Carstens SC.
Von Natur aus herb.



Enzensberger

H. M. Enzensberger über Heller: „Was geschah mit Slocum?“

Rosenkranz für die Middle Class

Der amerikanische Schriftsteller Joseph Heller, 52, wurde durch seinen satirischen Kriegsroman „Catch-22“ (deutsche Ausgabe: „Der IKS-Haken“), der von Mike Nichols mit Orson Welles und Anthony Perkins verfilmt wurde, international bekannt. Er lebt mit Frau und zwei Kindern in New York.

Bob Slocum, der Ich-Erzähler dieses häßlichen, ausgezeichneten, ziegelsteindicken Buches, „gehobener“ Angestellter einer großen Firma in New York, ist verheiratet, hat drei Kinder, zwei Autos und ein teures Eigenheim im Grünen. Er ist langweilig, schlau, gemein, infantil, kaputt, vernünftig, eitel, kriecherisch, witzig, rachsüchtig, feige, scharfsinnig, rücksichtslos, schäbig, verlogen, geil, wehleidig, wendig und unveränderlich. Dies alles weiß er ganz genau, und er teilt es uns auf fast fünfhundert Seiten mit.

Übrigens ist Slocum nicht nur der Erzähler des Romans, sondern auch seine Haupt-, um nicht zu sagen: seine einzige Figur. Wer darin sonst noch vorkommt, seine Frau, seine Kinder, seine Chefs, seine Untergebenen sowie eine schwer zählbare Menge von „Weibern“, der existiert einzig und allein als Spielmaterial für Slocums endlose Litanei, als Pappfigur, als Sparring-Partner für sein Ego. Die Frage also ist, warum wir dieses Buch lesen sollten. Sie ist schwer zu beantworten.

Vielleicht zur Unterhaltung? Tatsächlich ist Slocums öde, monotone Suada auf eine vertrackte, quälende, ekelhafte Art und Weise amüsant. Haltlos geschwätzig und zwanghaft sentenziös, ist sein Monolog nach Art eines Dominospiels strukturiert, in dem, endlos ineinander verkettet, immer dieselben Steine wiederkehren. Massenhafte Parenthesen detaillieren den Redefluß. Die rasende Gedankenflut ist sorgfältig arrangiert, der Mischmasch kunstvoll gemustert.

Joseph Hellers Roman ist also brillant und virtuos, aber seine Kunstmittel machen ihn nur noch unerträglicher (das ist sogar ihr Sinn). Slocum geht uns vor allem dadurch auf die Nerven, daß er sich fortwährend, systematisch und aus voller Überzeugung wiederholt und widerspricht:

„Man nennt das Echolalie. Man nennt das Echolalie (den Zwang, gehörte Wörter unverzüglich nachzusprechen. Ich hab' nachgeschlagen. Ha, ha.). Ha, ha. Ha, ha. (Das kann ewig so weitergehen).“

Und kaltblütig, mit und ohne Klammer, behauptet er: „(In unserer Familie wird nichts verdrängt.) In unserer Familie wird alles verdrängt.“

„Something Happened“, den Originaltitel des Buches, könnte man nach diesem Muster, und mit vollem Recht, so übersetzen: „Nichts passiert“. (Die Handlung interessiert uns nicht.)

In Deutschland hat Slocum einen armen Verwandten namens Anselm Kristlein. Genau wie dessen Autor, wie dereinst Martin Walser führt Heller uns eine Folge von erbarmungslosen Zimmerschlachten vor; dort wie hier ist der Held ein Experte des Familienkrachs und ein Artist der Bürointrige. Aber woran liegt es nur, daß der Vertreter Anselm Kristlein uns im Rückblick und im Vergleich zu Slocum so gutmütig, so glücklich, so beneidenswert erscheint?



Joseph Heller: „Was geschah mit Slocum?“ S. Fischer Verlag Frankfurt 492 Seiten 32 Mark

Eine ähnliche Wirkung stellt sich ein, wenn man an Hellers eigene Vergangenheit denkt. Vor bald 15 Jahren hat er ein Buch über den Krieg geschrieben: „Catch-22“. Verglichen mit „Something Happened“ mutet es geradezu ausgelassen an, als wäre der Wahnsinn der Kriegsmaschine, gemessen an Slocums friedlicher Normalität, die reinste Idylle.

Solche vergleichenden Blicke in die Vergangenheit zielen nicht auf den literarischen Zettelkasten — sonst wären sie müßig; sie zeigen vielmehr, daß der alltägliche Terror sich gesteigert hat. Auch die Selbstzerfleischung erreicht in Slocums Gebrabbel eine neue Qualität. Sie ist zur einzigen Motivation des Erzählers geworden, und zu seinem einzigen Vergnügen. Wie ein Eichhörnchen turnt er im Käfig seiner destruktiven Ironie. Er macht sich absolut nichts vor, er durchschaut sich gründlich, aber das Durchschauen ist nichts weiter als ein neuer Abwehrmechanismus, den er wiederum durchschaut usw. Slocums Selbstkritik macht vor nichts halt, sie ist total. Ebenso total ist ihre Folgenlosigkeit.

Je mehr Slocums Text wuchert, ausufert, Metastasen bildet (er denkt so oft wie möglich an den Krebs, natürlich an den Krebs der anderen), desto mehr schrumpft Slocums Wahrnehmung. Er hat Zeit, Geld, Verbindungen, Kenntnisse, der ganze zivilisatorische Apparat steht ihm zur Verfügung, doch ist er außerstande, sich mit etwas anderem auseinanderzusetzen als mit sich selbst. Nicht einmal einen Apfel kann er sich aneignen. Frauen fickt er, nimmt sie aber nicht wahr. (Er weiß das.) Er besteht nur aus Gewohnheiten. (Das weiß er.) Wünsche hat er nicht. (Darüber ist er sich im klaren.) Seine heftigste Regung, und vielleicht das deutlichste Lebenszeichen, ist eine fortwährende, jukkende Gereiztheit, die sich allenfalls durch einen Mord für ein paar Sekunden stillen ließe:

„Ich könnte aus der Haut fahren, erbrechen, auf der Stelle rasende Kopfschmerzen bekommen, wenn ich höre, wie er an einem Zahn zuzzelt, mit den Fingern trommelt, bestimmte Fremdwörter falsch ausspricht und lacht, wenn ich ihn berichtige ... Ich möchte ihm am liebsten seine schwere Tischlampe über den Schädel hauen.“ (Ein mildes Beispiel.)

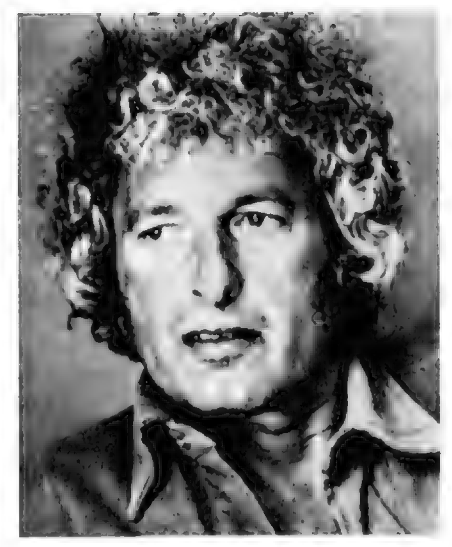
Unerschöpflich ist auch sein Vorrat an Ressentiment. Er haßt und fürchtet Frauen, Juden, Schwarze, Drogensüchtige, Reiche, Verbrecher, Kranke, Arme, Polizisten, Ärzte, Verbrecher, Ausländer und Homosexuelle. Er weiß das, er durchschaut es, und es macht ihm Spaß, so wie der Horror der Arbeit und der Horror der Freizeit ihm Spaß machen. Oft wissen wir nicht einmal,

wovon er redet: von seiner Familie oder von seiner Firma, von seinem Schreibtisch oder von seinem Bett. Das Wort Arbeitswelt besagt hier kaum mehr etwas — er weist auf eine Unterscheidung hin, die ihren Sinn verloren hat. Auch insofern erreicht Slocum eine Art von Totalität, die er durchschaut und akzeptiert.

Der Roman endet durchaus folgerichtig. Nachdem Slocum seine Selbstverstümmelung so weit wie möglich vorangetrieben und nebenbei seinen Sohn, die einzige Person, die er (vielleicht) liebte, umgebracht hat, versikkert sein Monolog in einem ruhigen, unbeschwerten, höllischen Happy-End.

Slocum, so könnte man sagen, gehört zur historischen Vorhut der Middle Class, einer entscheidenden gesellschaftlichen Formation. Überall auf der Welt behauptet diese Klasse heute die kulturelle Hegemonie. (Jeder, der dieses Buch liest, ist ihr zuzurechnen.) Das hört sich lehrreicher an, als es ist, denn es liegt auf der Hand, daß Slocum nichts lernt und daß von ihm nichts zu lernen ist.

Von der schwedischen Ausgabe des Romans wurden sofort 50 000 Exemplare verkauft. Diesen Rosenkranz der Middle Class — auch ich habe ihn mir



Roman-Autor Heller
Litanei vom alltäglichen Terror

durch die Finger gleiten lassen. Wenn man einmal damit angefangen hat, ist es schwer, ihn wegzulegen. Ich frage mich, warum, und weiß keine rechte Antwort. Sowenig wie Slocum. Er übertrifft unsere kühnsten Hoffnungslosigkeiten. Er wird nie damit aufhören, es sei denn, einer haut ihm eine Tischlampe über den Schädel. ◆

Bestseller

	BELLETRISTIK		SACHBÜCHER	
1	**Simmel: Niemand ist eine Insel** Droemer; 34 Mark	(1)	**Speer: Spandauer Tagebücher** Propyläen; 38 Mark	(1)
2	**Kishon: Beste Familiengeschichten** Langen-Müller; 19,80 Mark	(2)	**Fischer-Fabian: Die ersten Deutschen** Droemer; 29,80 Mark	(2)
3	**Lenz: Einstein überquert die Elbe bei Hamburg** Hoffmann und Campe; 28 Mark	(4)	**Herm: Die Kelten** Econ; 28 Mark	(3)
4	**Knef: Das Urteil** Molden; 29,80 Mark	(3)	**Schwarzer: Der „kleine Unterschied" ...** S. Fischer; 14,80 Mark	(4)
5	**Frisch: Montauk** Suhrkamp; 25 Mark	(8)	**Vester: Denken, Lernen, Vergessen** DVA; 28 Mark	(5)
6	**Habe: Palazzo** Walter; 29,50 Mark	(5)	**Berlitz: Das Bermuda-Dreieck** Zsolnay; 25 Mark	(7)
7	**Bieler: Der Mädchenkrieg** Hoffmann und Campe; 34 Mark	(6)	**Lehmann: Die Hethiter** C. Bertelsmann; 29,80 Mark	(6)
8	**Paretti: Der Wunschbaum** Droemer; 29,80 Mark	(7)	**Leonhard: Am Vorabend einer neuen Revolution?** C. Bertelsmann; 32 Mark	(8)
9	**Lenz: Der Geist der Mirabelle** Hoffmann und Campe; 16,80 Mark	(10)	**Beckenbauer: Einer wie ich** C. Bertelsmann; 26 Mark	
10	**Dahl: Kuschelmuschel** Rowohlt; 25 Mark	(9)	**Engelmann: Einig gegen Recht und Freiheit** C. Bertelsmann; 29,80 Mark	(9)

Im Auftrag des SPIEGEL wöchentlich ermittelt vom Fachmagazin „Buchreport".

Noch 20 Meilen bis Dawson City

Abenteuer-Tourismus hat Konjunktur. Schätzungsweise 30 000 Bundesbürger sind in diesem Jahr ins vorprogrammierte Wagnis aufgebrochen – etwa nach Alaska und in den Norden Kanadas: Zwei Wochen lang paddelten 14 deutsche Urlauber durch die Wildnis den Yukon hinab. SPIEGEL-Redakteur Gunar Ortlepp war dabei.

Die Saison war vorüber, der sommerliche Touristen-Rummel vorbei. Selbst die Wildgänse waren mit schrillem Geschnatter und Schwarm um Schwarm innerhalb von zwei Tagen nach Süden abgerauscht. Am nächsten Morgen fiel der erste Schnee.

Er trieb über die zerwühlten Goldfelder am Bonanza Creek, fegte im Nordwind den Yukon hinauf und wirbelte durch die verödeten Straßen von Dawson City, als noch einmal späte Gäste ins Nest hereingeschneit kamen: 14 vereiste Gestalten hievten vor der Front Street ihre Boote an Land und stapften halb erfroren in die Lounge des „Eldorado", wo sie beim Feuerwasser jäh zu neuer Euphorie auftauten. Denn — Hurrah for the Klondike! — ihr Ziel war erreicht. Und die Barden des Nordens, Jack London und Robert Service, becherten beide im Geiste mit.

Gut zwei Wochen war es nun her, daß sie, elf Mann und drei Mädchen aus Deutschland und Österreich, unten bei Johnsons Crossing am Alaska Highway ihre sechs Miet-Kanus samt einem Faltboot zu Wasser gelassen hatten — Abenteurer auf Zeit in einem Land, dessen Gesetz, laut Service, nicht „Narren und Schwächlinge", sondern „kraftstrotzende Kerle" erheischt.

Doch wie eine besonders kräftige Mannschaft wirkten sie wohl kaum: ein Bankkaufmann, zwei Jung-Ingenieure und ein fülliger Jurist gehörten dazu, eine technische Zeichnerin, ein Röntgenologe, ein Mittsechziger mit Beinprothese, der daheim als Damenbekleider sein Brot verdiente.

Nur hatten sie zum Glück auch noch ihren Führer Roland Kiemle, einen 40jährigen Kanadier aus Schwaben, der die blutigen Cheechakos im Busch und auf dem Strom, Grünschnäbel in der Kunst des Navigierens und Überlebens, 820 Kilometer weit den Teslin und Yukon hinabgeleiten sollte.

Der Frankfurter Reiseveranstalter Helmut Voss von Inter-Air, auch er mit von der Partie, sah es wohl richtig: Für so einen Trip, meinte er, brauche man zweierlei — „das nötige Geld und einen gewaltigen Spleen dazu".

An beidem jedoch, auch das weiß Voss, der seinen zivilisationsmüden Landsleuten so manchen Abstecher in die letzten Reservate halbwegs jungfräulicher Wildnis verkauft, herrscht trotz der ernsten Lage der Nation kein Mangel — Abenteuer-Tourismus hat Konjunktur.

Schätzungsweise 30 000 deutsche Bürger sind, Akademiker voran, Ärzte ganz an der Spitze, in diesem Jahr ein paar Urlaubswochen lang ins organisierte Wagnis aufgebrochen — mit dem Land-Rover durch die Rocky Mountains, dem Hundeschlitten durch Grönland oder der Eisenbahn durch Indien, auf dem Kamel durch die Sahara oder dem Floß durch den Grand Canyon, zur Wandersafari nach Sambia oder zum Trekking nach Nepal, zum Tiefseetauchen vor die Malediven oder zum Großfischfang vors Barrier-Riff.





Deutsche Abenteuer-Touristen im kanadischen Busch, am Yukon (u.): Überlebenstraining mit Pfadfinder-Träumen

Oder eben auch hinauf ins weite Land der „Last Frontier", wo die Bären trotten und die Wölfe heulen und die endlose Wildnis noch heute durchsäuselt ist von den Legenden des „Großen Goldrauschs von Alaska", der ja bekanntlich dem Klondike galt und somit vor allem auf kanadischem Boden stattfand, im Yukon-Territorium.

Es ist die Geschichte jener „Klondikers", die 1898, durch Eiseskälte und sagenhafte Strapazen hindurch, dem Lockruf des Goldes ins Unbekannte folgten und dabei Städte gründeten und ein Land entdeckten — die Geschichte des „Trail of '98", deren Relikte, Ruinen aus Holz und Schrott, bis zur Gegenwart erhalten sind.

Sie manifestiert sich in den alten Bretterfassaden des alaskischen Hafen-

nestes Skagway, wo die große Strecke begann, wie in den Resten der einstigen 40 000- (heute 750-) Einwohner-Stadt Dawson, wo sie in allgemeiner Enttäuschung endete (und wo in der Nachbarschaft, am Bonanza und Eldorado Creek, ein paar Dutzend Goldsucher noch immer unentwegt buddeln).

Sie offenbart sich in den ausgedienten, auf Sand gesetzten Heckraddampfern in Carcross und Whitehorse; auf den Wiesen am Ende des Lynn Canal, wo damals der Hafenort Dyea stand und nun zwischen Weidenröschen und wilden Himbeeren nur noch die graue, morsche Bretterhalde des „Grand Hotel" dahinfault; oder oben im Nebel des Chilkoot-Passes, an der Grenzlinie zwischen Alaska und Kanada, wo sie neben Pferdeskeletten noch immer umherliegen, die alten Wagenräder, Gewehrschäfte, Schlittenreste, Berge von Schuhen — Weggeworfenes unter Denkmalschutz, vor 77 Jahren zurückgelassen von desperaten Amerikanern, die in einer unaufhörlichen Menschenkette den letzten 45-Grad-Anstieg zur Paßhöhe mindestens 30mal zurücklegen mußten, um die von den kanadischen Mounties vorgeschriebenen 1500 Pfund an Ausrüstung über den Berg zu bringen.

Und auch der ganze restliche Trail, diese 600 Meilen lange Wasserstraße vom Lake Bennett über den Tagish und Marsh Lake und dann den Yukon hinunter, den sie auf selbstgebastelten Flößen und Booten zurücklegten, ist von ihren Spuren gesäumt, von Bootsgerippen, verrotteten Goldwaschtrommeln, eingefallenen Blockhütten, unkrautüberwucherten Geisterstädten.

Es sind die Wegmarken einer heroischen Schinderei, die nun schon so etliche auf Selbstbestätigung erpichte Freizeit-Abenteurer zum Nachvollzug herausgefordert haben.

Alljährlich ächzen Hunderte von Touristen ohne Not den verfluchten Chilkoot hinauf — Kiemle, der jetzt bereits seit sechs Jahren seine Kunden durch die Wildnis Kanadas, Alaskas und der Vereinigten Staaten führt, hat ihn in dieser Saison 13mal erklettert.

Jahr für Jahr schippern Hunderte — „Dawson City, here we come!" — aus purem Vergnügen den Yukon hinab, in Motorbooten, aber auch, so wie Kiemles Crew letzten Monat, in Aluminium-Kanus und durch eigener Arme Arbeit, wie es sich für richtige Klondikers gehört — es ist ein Job für Galeerensklaven.

Denn träge rollen oft die Fluten des Teslin und Yukon, selbst die Wildwasser der Roaring Bull, Five Finger und Rink Rapids, die passiert werden müssen, sind nur halb so wild. Und das kann natürlich, vor allem dann, wenn einem noch dazu ein herbstlich-kräftiger Nordwind entgegenbläst, nur eines bedeuten: kräftig paddeln.



Klondikers am Chilkoot-Paß (1898)
Alljährlich ächzen Hunderte ...

Also paddelten sie sich, gleich ihren Vorbildern von '98, mal rüstig, mal fluchend voran: drei Stunden Fron am Morgen, drei Stunden Fron am Nachmittag; und nach fünf, wenn sie am Ufer angelegt und ihren Lagerplatz ausgesucht hatten, ging die Plackerei noch weiter: Dickicht beseitigen, Dornzeug rupfen, Bäume fällen, Feuer machen, Wasser holen, Eintopf kochen, Zelt aufstellen, Klamotten trocknen.

Der Mond stand hoch am Himmel, als dann schließlich doch Feierabend war, als vorm riesigen Lagerfeuer der „Yukon Hootch" und „Lamb's Navy Rum" kreisten, als der dicke Berndt zur



Touristen am Chilkoot-Paß (1975)
... im Nachvollzug heroischer Schinderei

Wir sind nicht nur Farbfernseh-Experten, sondern auch HiFi-Könner.

75.1.213.15.1

SABA HiFi-Studio 8100 Stereo. Überzeugend in Technik und Ausstattung.



Peter Schinnerling
SABA Akustiklabor

«Das SABA-HiFi-Studio 8100 Stereo besticht durch seine unübertreffliche Klangfülle. Wir sind stolz auf dieses Gerät. Denn damit haben wir wieder einmal bewiesen, daß SABA auch im HiFi-Sektor zur Spitze gehört.»

Voller Klang mit 2×50 Watt.

2×50 Watt Musikleistung — das entspricht 2×30 Watt Sinus-Dauerton. Der Klirrfaktor liegt mit weniger als 0,1%, unter der Hörgrenze und läßt die HiFi-Norm DIN 45 500 (1%) weit hinter sich. Die eisenlosen Gegentakt-Endstufen sind kurzschlußfest und elektronisch gesichert. Schutzschaltungen sorgen dafür, daß die Lautsprecher nicht überlastet werden können.

Professionelle Technik für jedermann.

Zum Beispiel: Rauscharme und übersteuerungsfeste Eingangsschaltungen mit Feldeffekt-Transistoren. Ein Tiefpaßfilter. Eine Sperre gegen Nachbarkanalstörungen.

Die Wiedergabe läßt sich so steuern, wie Sie es sich wünschen: Durch einen dreistufigen Pegelschalter für die Quadro-Ergänzungsboxen, durch Rausch- und Rumpelfilter, Flachbahnregler für alle Klangfunktionen und einen Präsenzregler, der vor allem bei geringen Abhörlautstärken für ein besonders klares Klangbild sorgt.

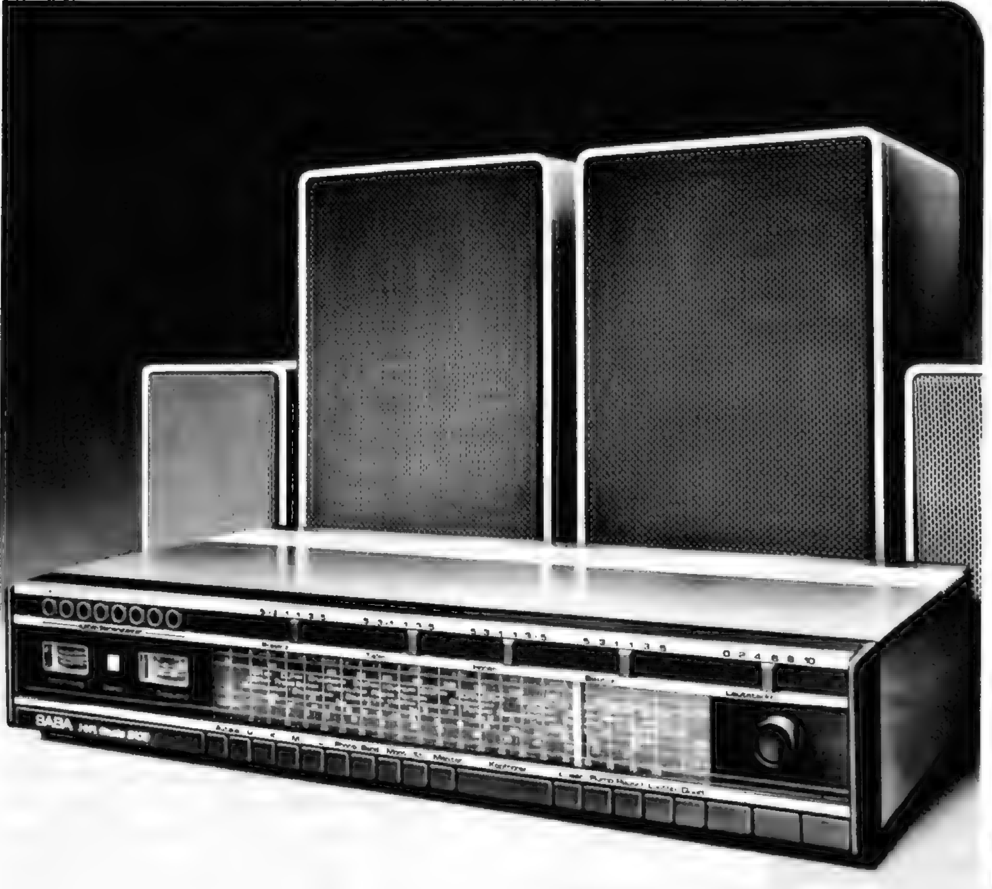
SABA Bedienungskomfort auf höchster Stufe.

Bis zu acht verschiedene Stationen lassen sich elektronisch speichern und blitzschnell über impulsgesteuerte Berührungstasten «abrufen». Leuchtdioden zeigen an, welcher Sender gerade empfangen wird.

Natürlich können Sie jederzeit auch mit dem Senderwahl-Drehknopf weitere Stationen einstellen. Schon beim Berühren des Drehknopfes schaltet dann die Elektronik vom Programmspeicher auf den Handabstimmbereich um.

Letzten Endes entscheidend: Die Boxen.

Lassen Sie sich nicht beirren: Zu einem SABA Steuergerät gehören auch die passenden SABA HiFi-Lautsprecherboxen. Sie sind genau darauf abgestimmt. Und sie haben als einzige die patentierte Schaltung DBP 220 2364, die für eine überlegene Abstrahlcharakteristik sorgt.



SABA
Qualität aus Tradition



SABA HiFi-Studio 8100 Stereo.
Steuergerät der Spitzenklasse.
Vierkanal-Wiedergabe SABA quadrosonic.
Folgende Boxen sind genau auf den 8100 abgestimmt:
SABA HiFi-Regalbox 50 oder
HiFi-Flachbox FL 50
Als Quadro-Ergänzungsboxen:
SABA HiFi-Kompaktbox QX 30 oder
HiFi-Flachbox FL 30.



Händlerauszeichnung für guten Service.
Alle SABA Händler haben sie.

Mundharmonika griff und die Geschundenen, unerschütterlich jugendbewegt, sich trotz Müdigkeit und steifer Knochen durch den Zupfgeigenhansl und die Shanties und Songs dieser Welt sangen: „Oh, Shenandoah!"

Verblüffend war, wie rasch und konfliktlos die nach Alter, Herkunft und Denkungsart so verschiedenen Typen sich zur Gruppe zusammenrotteten. Es schien der reinste Pfadfinder-Traum vom Trapper- und Indianer-Leben. Doch die paar Trapper im Motor-Kanu, denen sie in diesen Tagen begegneten, waren zweifelsfrei so real wie die einsamen Indianer, die vor ihren Jagdcamps stumm auf die Vorübertreibenden herabblickten; so wirklich wie die über ihnen kreisenden Stein- und Weißkopfadler oder die Grizzlys drüben am Ufer, die sich vor ihnen in den Busch verdrückten; wie die fliehenden Elche im Fluß, denen sie mit der Kamera nachjagten; wie die vergessenen Forts und verlassenen Dörfer und verfallenen Indianer-Friedhöfe mit ihren Geisterhäusern, die sie inspizierten.

So trieben sie, vorbei an Wäldern, Sandbänken, lehmigen Steilufern und schroffem Fels, den träge mäandernden Fluß hinab, fischten Forellen und Äschen, stahlen den Rothäuten riesige Lachse aus dem Netz, wüteten mit der Axt, entzündeten hohe Pyromanen-Feuer und übten sich auch sonst in allerlei Überlebens-Training. Und sie waren bereits eine Horde unrasierter, wilder Sourdoughs, als sie in die einzige menschliche Ansiedlung auf ihrer Strecke, ins 200-Seelen-Kaff Carmacks, einzogen, sich bei der Royal Canadian Mounted Police zur Stelle meldeten, in Tracey's Tavern mit zehn Gallonen Bier ihren Durst löschten und mit Gesang sogleich wieder in die Wildnis verschwanden.

Zu Beginn ihrer Reise, noch vor Mitte September, war nach Tagen strömenden Regens noch einmal ein leuchtender Indianersommer zurückgekehrt. Doch dann, während am türkisblauen Horizont die ersten Schneeberge auftauchten, während zugleich der Fluß immer breiter wurde und sich in eine unübersichtliche Insellandschaft zergliederte, fauchten bereits die ersten Herbstböen durchs Eschenlaub.

Nachts, wenn sie sich mit immer dikkeren Bekleidungsschichten eng in ihre Schlafsäcke rollten, fielen wie schwere Tropfen die Blätter aufs Zelt; am Morgen manövrierten sie, Schemen von Ufern und Inseln vor sich, unsicher durch den gespenstischen Nebel.

Und dann, nach dem Zug der schreienden Schneegänse, der ihnen zwei Tage lang in gewaltigen V-Formationen entgegenrauschte, war plötzlich der Winter da und mit ihm endlich auch eine realistische Portion panischen Bewußtseins. Mit einemmal ahnten sie, auf was sie sich da eingelassen hatten — sie bekamen Angst.

Sie überkam sie am letzten Morgen ihrer Fahrt, auf den letzten 20 Meilen vor Dawson, als Kälte und Schneetreiben über sie herfielen und sie auf der weiten Fläche des Stroms gegen heulenden Sturm anpaddelten, als ihre Boote, weit voneinander entfernt, gefährlich durch die aufgepeitschten Wellen schlingerten, als das Ufer fern und jede Hilfe illusorisch war. Über die Gefahren der Hypothermie, zu deutsch Unterkühlung, hatte Kiemle sie mehrfach aufgeklärt: „Zwanzig Minuten in so einer Eisbrühe und dann kein Feuer — da bist du hinüber."

Doch auch das ging vorbei. Als sie, nun wirklich kraftstrotzende Kerle nach Yukons Gesetz, am Abend frisch gebadet und rasiert in der Lounge des „Eldorado" zusammenhockten, war ih-



Goldsucher am Klondike um 1898
Lockruf ins Unbekannte

nen die Luft in dieser bequemen Zivilisation schon zu heiß und zu stickig. Sie klopften sich auf die Schulter: In der Wildnis war's schöner.

Und während sie am nächsten Tag im Bus Richtung Süden nach Whitehorse zurückfuhren und dabei in fünf Stunden etwa die gleiche Strecke zurücklegten, für die sie nordwärts im Boot 15 Tage gebraucht hatten, verplante der dicke Berndt bereits seinen nächsten Urlaub — er wollte mit dem Kanu an die eisigen Ufer des Nordpolarmeers paddeln. Kiemle grinste derweil das alte Gerücht beiseite, wonach es auf seinen Expeditionen drei Prozent Schwund geben solle.

Gegenwärtig befindet sich Kiemle mit einer Gruppe auf Camperfahrt durch den Südwesten der USA — im Inter-Air-Prospekt heißt's: „Auf den Spuren der Navajos und Apachen." Teilnehmer sind 15 Mann des Karl-May-Clubs Elspe im Sauerland. ◆

Eiserner Bestand

Die Industrienationen entdecken ihre Gründerzeit: Zeugnisse der frühen Technik und der proletarischen Arbeitswelt gelten zunehmend als schutzwürdig wie Kunstaltertümer.

Als wär's der Hügel von Troja, so sorgsam und tief schürfte Archäologe Ed Rutsch in einem aufgelassenen Fabrikgelände von Paterson (New Jersey). Der Schatz, den er mit zwanzig Studenten und Tiefbauarbeitern und einem Aufwand von 340 000 Dollar hob, war freilich weder sonderlich alt noch Geldes wert: Erkenntnisse über Amerikas früheste Industrie-Siedlung, insbesondere über die „Rogers Locomotive Works", die von etwa 1830 an Dampfrösser für die Eroberung des Wilden Westens, für den Nachschub im Bürgerkrieg und für die Transsibirische Eisenbahn geschmiedet hatten.

Als eine Keimzelle der industriellen Revolution wurde im englischen Coalbrookdale schon vor zwei Jahrzehnten ein häßliches Gemäuer freigelegt — der Hochofen, an dem der Quäker Abraham Darby 1709 das Eisenschmelzen mittels Koks (statt mit Holzkohle) entwickelt hatte; das erste große eiserne Ingenieurbauwerk der Welt, die Iron Bridge über den Severn, ist 1779 in Coalbrookdale gegossen worden.

Im Kohlenpott sorgten Bürgerinitiativen, daß mancherorts gar nicht erst nach solchen Relikten der Früh-Moderne gegraben werden muß. Die Maschinenhalle der Zeche Zollern II/IV von Dortmund-Bövinghausen, Anfang dieses Jahrhunderts in auffallend lichter Stahlskelett-Bauweise mit Jugendstil-Portal hochgezogen, steht seit 1970 unter Denkmalschutz. Die Bewohner einer rußig-ehrwürdigen Arbeiterkolonie in Duisburg-Neumühl konnten die abbruchwütige Stadtverwaltung schließlich bremsen. Und 1973 wurde der erst drei Jahrzehnte zuvor errichtete Förderturm der stillgelegten Dortmunder Zeche Germania, 550 Tonnen schwer und 68 Meter hoch, über dem Bochumer Bergbau-Museum remontiert.

Die Industrienationen, so machte unter dem technischen Monument in Bochum jüngst der zweite internationale Kongreß über „Industrie-Archäologie" deutlich, besinnen sich auf ihre Gründerphase, als der Fortschritt noch am Qualm der Schlote und Sausen der Transmissionsriemen gemessen wurde.

Als erhaltenswert gelten nicht mehr nur technische Glanzstücke, wie sie etwa das Deutsche Museum in München seit 1903 sammelt. Zumal seit das Wirtschaftswachstum kriselt, seit auf Verfall und Abriß nicht stets wuchtigerer Neubau folgt, entdecken Firmen, Anrainer und Forscher zunehmend den



Eisenbrücke über den Severn

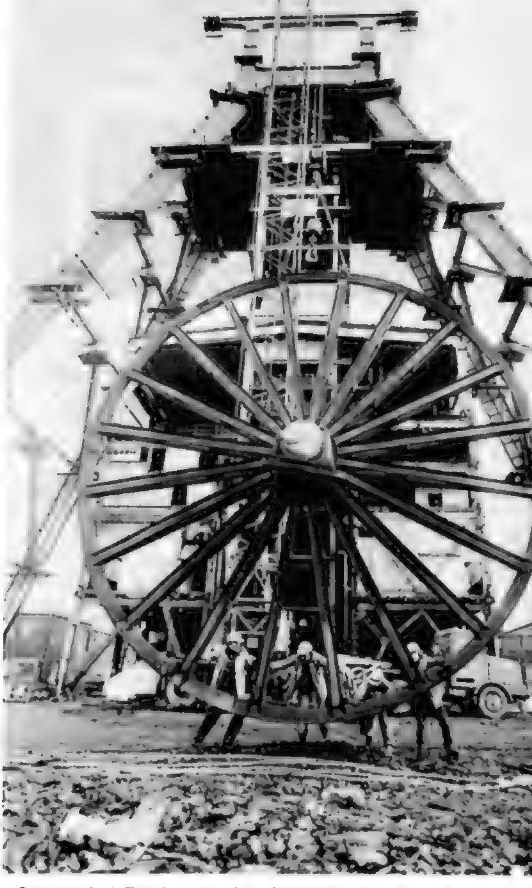
Reiz und kulturhistorischen Wert alter Maschinen und ganzer Betriebe samt allem Proletarier-Milieu, die bislang als zwar notwendige, doch banale, landschaftsverschandelnde Anlagen galten.

Zwei repräsentative Bücher zur Bestandsaufnahme sind jetzt erschienen: In England, wo die technologische Ära begann, hat Neil Cossons Material über 500 noch zu besichtigende Zeugnisse und Stätten der industriellen Revolution zusammengetragen — von der ältesten Dampfmaschine bis zur elektrischen Straßenbahn.

In der Bundesrepublik sichtete Dr. Rainer Slotta vom Bochumer Bergbau-Museum rund 300 schutzwürdige Objekte — Wahrzeichen wie Berlins Funkturm und Wuppertals Schwebebahn, skurrile Denkmäler wie den bienenkorbförmigen, schon vor hundert Jahren stillgelegten Kalkofen von Bremerhaven-Lehe,



Wasserturm von Bardenberg



„Germania“-Förderturm bei Demontage





Maschinenhalle der Zeche Zollern II/IV: Portal, Innenansicht (r.)

Technik-Altertümer: „Zu schnell zuviel Geschichte gemacht“

Zweckbauten wie den als feisten Phallus ragenden Wasserturm von Bardenberg und das erste deutsche Schiffshebewerk bei Henrichenburg*.

Was die neue Wissenschaft Industrie-Archäologie und ihre Gegenstände aber eigentlich seien, wußten die in Bochum versammelten Experten nicht einmütig festzustellen.

So läßt auch Slotta seinen technik-historischen Katalog schon mit Erdmulden auf dem Michelsberg beginnen, aus denen Kelten vor mehr als zwei Jahrtausenden Erz schürften. Er nahm den ringförmig gebauten Lagerhof des Klosters Langheim auf wie barocke Wegsteine und präindustrielle Manufakturen, von denen nur mehr Verwaltungshäuser oder Herrensitze erhalten sind.



Schiffshebewerk Henrichenburg
Besinnung auf die Gründerphase

Der Brite Cossons dagegen konzentrierte sich auf die Epoche von 1780 bis 1830, als erstmals ein Rohprodukt — Kohle — in Millionen Tonnen jährlich verbraucht wurde. Und daß im Jahre 1800 erstmals 1000 Dampfmaschinen fauchten, sieht er als Anlaß, nach den sozialen Umwälzungen zu fragen — nach Ursachen und Auswirkungen jener Kettenreaktion von Erfindergeist und Kapitalansammlung, Schichtarbeit und dem Entstehen eines Weltmarktes, die innerhalb dieser 50 Jahre die technologische Zivilisation begründete.

In dieser knappen Spanne hatte sich das britische Sozialprodukt mehr als verdoppelt, wurde die Textilindustrie voll mechanisiert, stieg die Zahl der Einwohner von Liverpool aufs Dreifache, die der Hochöfen aufs Siebenfache. Es war, so Cossons, „die radikalste Umweltveränderung, die eine Gesellschaft je erfahren hatte".

Die öffentliche Versorgung freilich hinkte nach. Zwar hatte Joseph Bramah sich 1778 das Wasserklosett patentieren lassen; aber die Themse blieb lange danach Londons cloaca maxima — noch um 1850 starben bei zwei Epidemien in der Metropole des Empire 20 000 Menschen an Cholera.

Städtische Frischwasser-Versorgung wurde meist erst nach 1830 installiert, Leuchtgasleitungen kamen nach 1840 auf, Gasherde, Straßenbahnen und Stromversorgung gegen Ende des innovativen Jahrhunderts.

So ist es nicht bloß Nostalgie, daß die Briten mit nationalem (gleichwohl vergeblichem) Protest gegen den Abriß des Portalbogens am Londoner Bahnhof „Euston Station" die Industrie-Archäologie überhaupt in Gang brachten; mittlerweile sind 5000 Gebäude und 1000 Areale aus der frühindustriellen Phase als schutzwürdig registriert.

In der Bundesrepublik hat erst das Ruhrrevier-Land Nordrhein-Westfalen nennenswerte Summen in die Technikhistorie investiert. Dagegen wurden Beispiele geschlossener Arbeitersiedlungen wie im schleswig-holsteinischen Büdelsdorf abgerissen. Eine der seltenen Hammerschmieden, im mittelfränkischen Keidenzell, konnte der Erbe nur mit Eigenmitteln restaurieren. Und das Saarland läßt sogar seine Bergbau-Tradition verkommen — dort wurde der letzte „Malakoffturm", eine festungsartige Schachtanlage für Förder- und Wasserhaltungsmaschinen, im vergangenen Herbst abgebrochen.

Amerikaner machen sich unterdes daran, die Industrie-Archäologie bis in die unmittelbare Gegenwart vorzutreiben. Die schnelle Entwicklung im Radioröhren-Bau beispielsweise, so erläuterte der RCA-Veteran Wallace Crawford, ist kaum noch zu rekonstruieren; wie Rundfunkempfänger um 1930 zum billigen Massenprodukt und üblichen Haushaltsgerät wurden, werde bald nicht mehr zu verstehen sein.

„Wir sind nun in der vierten Computer-Generation", erklärte auch Paul B. Daitch vom Rensselaer Polytechnic Institute in Troy (New York), die erste Generation der als Elektronengehirne beargwöhnten Rechenautomaten aber sei schon praktisch „ausgestorben".

Und als „Archäologie des Raumfahrtzeitalters" beschrieb der Publizist Anthony Haden-Guest einen Rundgang auf Cape Canaveral, wo die Startrampen der Fahrt zum Mond schon verödet sind. Haden-Guest: „Wir haben vielleicht zu schnell zuviel Geschichte gemacht." ◆

---

* Neil Cossons: „The BP Book of Industrial Archaeology". David & Charles, Newton Abbot; 496 Seiten; 4.95 Pfund. — Rainer Slotta: „Technische Denkmäler in der Bundesrepublik Deutschland". Bergbau-Museum Bochum; 648 Seiten; 48 Mark.



Wer nicht, wie alle, vom Wetter redet.
Wen Regen nicht in Rage bringt.
Wer das Dach über dem Kopf
mit Verstand verdichtet.
Wer das Echte liebt – der raucht Gauloises.
Die Echten aus Frankreich. Würzig und unverwechselbar im Tabak. Gauloises 20 Stück DM 2,20.
Gauloises mit Filter in der blauen und in der weißen Packung 20 Stück DM 2,30.
GAULOISES
GAULOISES
CAPORAL
20 CIGARETTES
BLEU
Die Echten
aus Frankreich
GL 513

Eifer am Bauch

An westdeutschen Krankenhäusern, so kritisiert ein Konstanzer Kliniker, wären vier von fünf Blinddarmoperationen überflüssig, wenn moderne Diagnosehilfen benutzt würden.

Das Diagnoseverfahren gilt als erprobt und weithin ungefährlich: Durch Mund, Nase oder After des Patienten, oft aber auch durch eine etwa knopflochgroße Operationsöffnung wird eine Art Teleskop ins Körperinnere geschoben — zur Inspektion der Leber und Gallenblase, der Darm- und Magenwände, der Lunge oder auch der Gebärmutter.

Patienten und Ärzten bietet die sogenannte Endoskopie inzwischen anerkannte Vorteile, so etwa schnellere und exaktere Diagnosen und häufig eine Verkürzung des Klinikaufenthalts, verbunden mit geringeren Krankheitskosten — doch bei Westdeutschlands Medizinern findet die Methode bis heute nur wenig Anklang.

„Ein Großteil der Schulmediziner", klagte Anfang Oktober die Ärztezeitschrift „Medical Tribune", habe bislang den Wert der Endoskopie „für die Diagnostik und Operations-Indikationsstellung in weiten Bereichen der Medizin . . nicht erkannt"; und das, so das Blatt, gelte besonders für „unsere Universitätskliniken".

Die möglichen Ursachen und die Folgen dieser Unkenntnis erläuterte in der „Medical Tribune" Dr. Hans Frangenheim, Chef der Gynäkologischen Abteilung der Krankenanstalten Konstanz: „Eine gewisse Komplikationshäufigkeit" in der Frühzeit der Endoskopie-Entwicklung, vor rund 15 Jahren, habe „in manchen Universitäten dieser Methode den Hals gebrochen"; in den medizinischen Lehrbüchern, so Frangenheim, komme die Endoskopie seither nur am Rande vor.

Vernachlässigt, meint Frangenheim, werde vor allem die Laparoskopie, die endoskopische Untersuchung der Bauchhöhle. Anstatt einen Patienten mit unklaren Beschwerden im Bauchraum zunächst einmal mit dem Endoskop zu inspizieren, bevorzuge es die Mehrheit der Ärzte, ihn gleich zu operieren — obwohl auch ein größerer Eingriff kaum mehr zur Diagnose beitragen könne als eine Endoskopie.

So hält es Frangenheim für unbestreitbar, daß in westdeutschen Kliniken „heute zu viele Bäuche aufgemacht werden", davon besonders viele unter der Verlegenheitsdiagnose „Blinddarmentzündung": Mindestens 80 Prozent aller Blinddarmoperationen, glaubt Frangenheim, dürften sich als überflüssig erweisen, würde der angebliche Befund vorher endoskopisch überprüft.

Daß deutsche Mediziner bei der Beseitigung von Blinddärmen seit je speziellen Eifer an den Tag legen, hatte vor einigen Jahren schon der Hannoveraner Sozialmediziner Professor Manfred Pflanz ermittelt. Er entdeckte die „erstaunliche Tatsache", daß sowohl in der DDR wie in der BRD Blinddarmentzündungen zwei- bis dreimal häufiger vorkommen als anderswo auf der Welt und entsprechend öfter operativ behandelt werden. Allerdings, fand Pflanz, „überflüssige Operationen sind weniger riskant als zu späte".

Demgegenüber konnte Gynäkologe Frangenheim die schlimmen Folgen unnötiger Blinddarmoperationen „bei sehr vielen Frauen" feststellen, die „gar keine Blinddarmentzündung, sondern



Blinddarmoperation
Bei vielen Frauen schlimme Folgen

eine Eileiterentzündung hatten". Wären die Patientinnen endoskopisch untersucht worden, so hätten sie nicht nur auf die Operation verzichten, sondern auch richtig behandelt werden können — nun aber, so Frangenheim, „sind diese Frauen steril".

Doch nicht nur viele Blinddarmoperationen, auch zahlreiche andere chirurgische Eingriffe könnten laut Frangenheim unterbleiben, würde mehr Endoskopie getrieben. So werde bislang, lehrbuchgemäß, bei Frauen in den Wechseljahren ein Unterleibstumor in aller Regel operativ entfernt. Wirklich nötig sei das aber nur bei bösartigen Geschwülsten, die jedoch höchstens ein Drittel aller Fälle ausmachen. Mit Hilfe der Endoskopie, meint Frangenheim, lasse sich vorab entscheiden, ob eine Operation erforderlich sei oder nicht.

Impulse für einen verstärkten Einsatz der Endoskopie erwartet der Konstanzer Frauenarzt weniger von den

Unikliniken — dort, meint er, „trennt man sich nur schwerfällig von sogenannten Lehrbuchweisheiten". Das falle den „Routine-Klinikchefs" außerhalb der Hochschulen leichter. Denn, so Frangenheim, „wir können ganz offen sagen: ‚Was kümmert mich mein dummes Geschwätz von gestern?'"

FRAUEN

Zustand der Furcht

Feministinnen in Westdeutschland und in den USA greifen das Thema Vergewaltigung auf. These: Notzucht ist nicht die Tat einzelner Krimineller, sondern Waffe im Unterdrükkungskampf der Geschlechter.

Sie sprechen von einem Dokumentarbericht", schrieb ein Zuschauer an die „sehr geehrten Herrschaften" im Süddeutschen Rundfunk, „und merken nicht, wie die Weiber lügen."

Elf Frauen, alle Opfer von Vergewaltigungen, hatten der Fernseh-Autorin Sabine Brüning über das Erlittene berichtet: über die Brutalität der Täter, über den lüstern-rüden Ton mancher Polizeibeamter, über die entwürdigenden Fragen trickreicher Anwälte vor Gericht.

Die Fernsehsendung, vorletzten Montag ausgestrahlt, war beim Publikum heftig umstritten. Die Zuschauermeinungen reichten von „unglaubwürdig" über „tief betroffen" und „Ihr Pißnelken!" bis zu „mutiger Beitrag".

Acht der elf Frauen, die vor den Südfunk-Kameras auspackten, waren Angehörige von Frauengruppen. Damit griffen auch westdeutsche Feministinnen ein Thema auf, das ihre amerikanischen Schwestern schon seit etwa fünf Jahren engagiert diskutieren.

Derzeitiger Höhepunkt der amerikanischen Vergewaltigungsdebatte ist



TV-Autorin Sabine Brüning
Elf Frauen packten aus

eine Monographie zum Thema, die jetzt erschien und sogleich Furore machte. Das Werk, in fünfjähriger Arbeit verfaßt von der Journalistin Susan Brownmiller, 40, wurde in vier Magazinen auszugsweise abgedruckt und vom größten amerikanischen Buchclub zum Buch des Monats bestimmt**. Das Kritikerurteil ist so zweigeteilt wie die Reaktion auf die Stuttgarter Sendung. Hauptthese des Buchs: Vergewaltigung sei ein allgegenwärtiges Herrschaftsinstrument der Unterdrückung im Kampf des Mannes gegen die Frau.

In den USA, wo nach offiziellen Schätzungen jede dritte Frau damit rechnen muß, einmal während ihres Lebens vergewaltigt zu werden, hat das Problem noch größere Brisanz. 7000 Vergewaltigungen pro Jahr werden in der Bundesrepublik angezeigt, in Amerika sind es (bei etwa dreimal so großer

* Szene aus „Ein Mann sieht rot".
** Susan Brownmiller: „Against our Will — Men, Women and Rape". Simon and Schuster, New York; 472 Seiten; 10,95 Dollar.



Vergewaltigung im Film*: Glaubwürdig nur mit Würgemalen?

Holiday Inns in Europa: DEUTSCHLAND: Augsburg, Frankfurt-Main-Taunus-Zentrum, Hannover, Heidelberg-Walldorf, Ingolstadt, Kassel, Köln-Bonn-Flughafen, Mönchengladbach, München-Leopoldstraße, München-Olympic, Stuttgart-Münchingen, Stuttgart-Sindelfingen, Viernheim, Wolfsburg. SCHWEIZ: Zürich-Flughafen, Zürich-Regensdorf. BELGIEN: Brügge, Brüssel, Charleroi-Gosselies, Gent, Lüttich. ENGLAND: Birmingham, Bristol, Dover, Leicester, Liverpool, London (3), Newcastle-Upon-Tyne, Plymouth, Slough. FRANKREICH: Avignon, Lille (2), Lyon, Paris-Orly, Strasbourg. GIBRALTAR: Governor's Parade. ITALIEN: Rom, Taormina. LUXEMBURG: Luxemburg. MONACO: Monte Carlo. NIEDERLANDE: Eindhoven, Leiden, Utrecht. ÖSTERREICH: Innsbruck. SCHWEDEN: Stockholm. SPANIEN: Malaga. LIBANON: Beirut. Demnächst eröffnet: Paris-Porte de Versailles, Rom No. 2, Krakau.

Sie sollen sich auch unterwegs in Ihren vier Wänden wohlfühlen können. Überall in Europa.

Wir haben dafür gesorgt mit großen behaglichen Räumen, bequemen Betten und Fernseher in jedem Zimmer. Eine Hotelkette kann nur so groß sein wie das Vertrauen, das ihr die Gäste entgegenbringen. Holiday Inn ist die größte Hotelkette der Welt.

Woran das liegt?

Ganz einfach: das Konzept sämtlicher Holiday Inns entspricht der grundlegenden Erkenntnis, daß sich Menschen auch unterwegs wohlfühlen wollen.

Deshalb sind die Holiday Inns eben ein bißchen anders als andere Hotels. Ein bißchen fröhlicher, ein bißchen unbeschwerter, ein bißchen weniger förmlich und steif.

Bei Holiday Inn sind im Preis inbegriffen: ✽ Schwimmbadbenützung (z. T. mit Sauna) ✽ Farb- oder Schwarzweiß-TV in jedem Zimmer ✽ Parkplätze ✽ Übernachtung für Kinder unter 12 Jahren im Zimmer der Eltern. Holiday Inn – das bedeutet auch: ✽ behagliche, 29 qm große Zimmer ✽ Klimaanlage ✽ meist in Autobahn- oder Flughafennähe ✽ Reservierungssystem Holidex für 1700 Holiday Inns in aller Welt ✽ Tagungs- und Seminarräume ✽ 16-Stunden-Restaurantservice.

Holiday Inn® HOTEL

WIRZ

Fühlen Sie sich auch unterwegs wie zuhause. Rufen Sie uns an.



Auskünfte und Reservierungen über Tel. 29 50 65, Telex 412617 in Frankfurt oder Tel. 70 00 46, Telex 58580 in Zürich, sowie über jedes andere Holiday Inn.

Holiday Inn · weltweit unübertroffene Gastlichkeit



Bevölkerung) 55 000. Und hier wie dort wird die Dunkelziffer auf das Drei- bis Sechsfache geschätzt.

Mehr als 150 Beratungsstellen für vergewaltigte Frauen hat Women's Lib in den letzten Jahren eingerichtet. In den sogenannten Rape Crisis Centers wird Karate gelehrt, juristisch bewanderte Helferinnen begleiten die Opfer auf dem Weg zur Polizei und zum Ermittlungsrichter.

Auf mehr als 400 Seiten sucht nun die feministische Autorin Brownmiller zu beweisen, daß Notzucht als Mittel der Männerherrschaft (und der Herrschaft überhaupt) gezielt und bewußt eingesetzt worden sei und werde. Brownmiller: „Vergewaltigung ist keine sexuelle Handlung, sondern ein politischer Akt."

Ein Großteil unserer gesellschaftlichen Ordnung, meint die Autorin, sei auf Vergewaltigung aufgebaut: „Von prähistorischen Zeiten bis zur Gegenwart ... ging es darum, daß alle Männer alle Frauen unaufhörlich in einem Zustand der Furcht zu halten suchten."

Bei ihrem Streifzug durch die Geschichte, auf den Spuren vergewaltigter Frauen, stieß Susan Brownmiller immer wieder auf den Zusammenhang zwischen Vergewaltigung und Krieg. Und durchweg erscheint ihr Vergewaltigung nicht als der kriminelle Akt von einzelnen, von Außenseitern der Gesellschaft; vielmehr versteht sie Notzuchttäter „als männliche Elitetruppe, als terroristische Guerillas in der längstdauernden Schlacht der Weltgeschichte".

Kein Wunder, meinen die Feministinnen, daß in einer Welt, deren Gesetze von Männern gemacht werden, die Täter oft so milde, die Opfer schlecht wegkommen. Schon bei den Babyloniern wurde das Opfer einer Notzucht gemeinsam mit dem Täter hingerichtet. Die Juden des Altertums steinigten eine Jungfrau, die innerhalb der Stadtmauern vergewaltigt wurde, mit der Begründung: Hätte sie es nicht gewollt, hätte sie geschrien und wäre gerettet worden.

Das Grundmuster ist noch dasselbe, auch im 20. Jahrhundert. Viele Vergewaltigungen bleiben ungesühnt, weil die Opfer das peinliche Verhör fürchten, das allzuoft noch von dem Vorurteil bestimmt ist, die Betroffenen hätten es „wohl selbst gewollt".

So klang es auch in der Fernseh-Dokumentation des Stuttgarter Senders an. Die Rede kam auf den Widerspruch, daß einerseits den Frauen von Kriminologen empfohlen wird, sich nicht zu wehren, daß andrerseits Richter und Polizisten die Glaubwürdigkeit eines Opfers von Kratzspuren und Würgemalen abhängig machen.

„Die glauben uns erst, daß wir's nicht wollten", sagte eine der Betroffenen vor der Kamera, „wenn wir uns abmurksen lassen."

Immer auf der falschen Hochzeit

SPIEGEL-Redakteurin Marie-Luise Scherer über die Internationale Buchmesse in Frankfurt

Während der Frankfurter Buchmesse lernte ich die Frau eines Schriftstellers kennen. Fünfzehn Jahre mit ihm verheiratet, weiß sie außer den Titeln seiner Bücher hauptsächlich, daß ihm nach Alkohol der Bohnenkaffee zu sehr säuert, daß er mit doppeltem Kopfkeil nach Westen schlafen und bei heruntergezogenem Schnapprollo nach Süden arbeiten muß.

Die Einkünfte aus ihrem Beruf sind das Netz, über dem ihm seit fünfzehn Jahren seine selbstverwirklichenden Saltos gelingen. Er produziert Literatur. Sein Echo aus den kennerischen Kreisen der Branche ist überdurchschnittlich. Hinz und Kunz, Leute wie seine Frau, profitieren von diesem Echo nur, indem der Schriftsteller hin und wieder gut gelaunt ist. Der exklusive Anteil der Frau am Leben ihres kreativen Mannes beschränkt sich auf die Gebrauchsanweisung seiner Person.

Sie ist still anwesend und rufbereit abwesend, ein Schäfchen im trocknen wie unser Oma ihr klein Häuschen. Wenn er säuft, holt sie ihn nachts mit dem Auto ab. Vorher hat sie sich das Bett auf dem Sofa gemacht, weil ihr Wecker um sieben Uhr klingelt.

Für Literatur, sagt sie, wagt sie sich nicht zu interessieren. Sie würde aber nie den „Schimmelreiter" mit dem „Erlkönig" verwechseln, obwohl in beiden Produkten ein schnelles Pferd vorkommt. „Ich bin wahrscheinlich mehr praktisch." Ihr Mann, als Schriftsteller eine schmerzbereite, nie vernarbende Wunde, jemand, der über die Entschiedenheit des Knicks in einer Zigarettenkippe ein Gedicht zu schreiben imstande ist, findet das in Ordnung.



Buchmessen-Buffet in Frankfurt: Im Knieholz der Idioten ...

Tägliche Informationszettel geben die Anwesenheit von Schriftstellern in den Verlagskojen bekannt. Man konnte sie ansprechen, wenn die Angst nicht wäre, ihnen dumm zu kommen, weil ein Band nicht „Verstörungen", sondern „Verwehungen" heißt. An schreibende Bambi-Preisträger und Personen, die mit signierten T-Shirts das gleiche Geld verdienen würden wie mit Büchern, denke ich dabei nicht.

Da mein Interesse an Literatur größer ist als mein Wissen darüber, empfinde ich einem Schriftsteller gegenüber eine ähnliche Unsicherheit wie vor einem alten Gasbackofen. Spreche ich ihn an — um im Bild zu bleiben, halte ich ein Zündholz in die Röhre —, muß ich mich auf zweierlei gefaßt machen: Der Gasbackofen nimmt das Feuer an, die Flamme bildet durch kleine, sich knackend fortpflanzende Flämmchen den gewünschten Hitzestrang. Der Gasbackofen kann aber auch explodieren.

Die Befürchtung, nach einer freundlich gemeinten Aussage wie „Ich lese alles, was Sie schreiben" dazustehen, als sei man eine Erscheinung in einer Hemdhose, als würde man dabei ertappt, wie man die Behaarung eines Artischockenbodens mit ißt, muß allgemein sein. Denn die meisten Schriftsteller sitzen unangesprochen in den Verlagskulissen. Sie gehen, wenn der Lektor keine Zeit hat, um sie aus ihrer zoohaften Verfügbarkeit durch ein Schwätzchen zu erlösen, panisch Kaffee trinken.

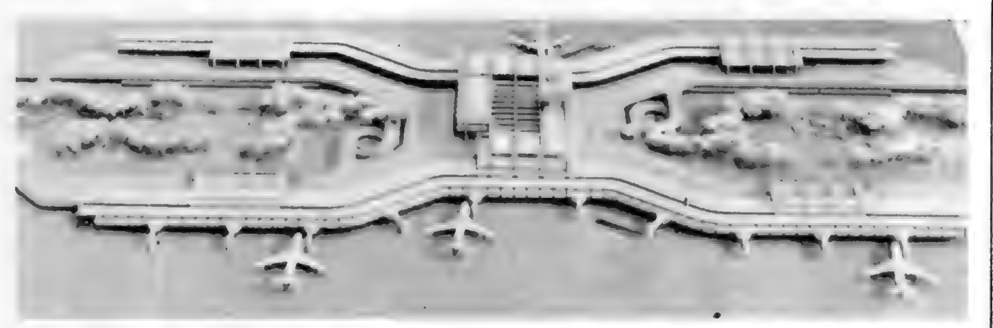
Ich war das erstemal auf der Buchmesse. Im Frankfurter Hof, auf einer Pressekonferenz mit Hildegard Knef, lernte ich die tollwütige Natürlichkeit von Karin Struck kennen. Ihr Grundgefühl, alles, was ihr fremd ist, nicht als Versäumnis zu empfinden, sondern als Vorwurf gegen die umzukehren, denen es geläufig ist, war unheimlich.

Sie stand auf und nannte die Zurückhaltung der Journalisten „lahmarschig", weil Hildegard Knef („Ich bin



... ein frisch geschossener Pilz: **Autoren Lenz, Bieler, Messe-Besucher**

Tailliertes „H" im Erdinger Moos



Die Suche nach der besten architektonischen Lösung für den neuen Münchner Großflughafen scheint ebenso schwierig wie die nach dem geeigneten Standort. Bei der Entscheidung des Preisgerichts im Architektenwettbewerb Mitte letzter Woche wurde kein erster Preis vergeben. Die Jury vergab nur zwei zweite und den dritten Preis, und alle prämiierten Entwürfe sollen nochmals überarbeitet werden. Fest steht bislang nur die Konzeption für das Zwei-Milliarden-Projekt: Zwei parallele, je 600 Meter lange Abfertigungsgebäude werden durch ein Zentralgebäude verbunden. Das H-förmige Konzept war den zwölf Architektengruppen vorgegeben. Während die anderen Preisträger rein rechtwinklige H-Konstruktionen wählten, entschloß sich die Architektengemeinschaft Gerkan, Marg und Partner zu einem taillierten „H" (siehe Photo). Diesem Entwurf bescheinigte die Jury „großzügigen Schwung", bezweifelte aber die Wirtschaftlichkeit der Konstruktion.

Nach Rostock ohne Visum

DDR-Reisen ohne Genehmigungszwang, ohne Formalitäten, ohne Geldumtausch und fast ohne jede Kontrolle — auch das gibt's. Das Hamburger Reisebüro Berbig unternimmt jeden Sonnabend eintägige Bus-Touren nach Rostock (75 Mark) und Schwerin (48 Mark), Mittag- und Abendessen inklusive, Reisepaß genügt. Berbig erreicht diese Freizügigkeit, indem er seine Fahrten als Transit deklariert: Die Rückreise führt (per Fähre von Warnemünde aus) über Dänemark, also handelt es sich offiziell um internationalen Durchreiseverkehr. Berbigs Busse sind von Verwandtenbesuchern stets auf Wochen im voraus ausgebucht. Und wenn die Fähre mal wegen schlechten Wetters nicht ablegt, dann rollt der Verkehr ganz innerdeutsch zurück — auch das ohne Beanstandung.



Pocket-Kamera mit zwei Objektiven

Auf der immer noch rollenden Welle der Kleinkameras kommt von Kodak, dem Erfinder des Pocket-Systems, eine erste elektronische Pocket-Kamera (Tele-Instamatic 430) mit zwei eingebauten Objektiven. Die beiden Brennweiten (Normal- und Porträt-Optik) werden per Knopfdruck gewechselt, zugleich ändert sich im Sucher der Leuchtrahmen, so daß der Benutzer stets den erfaßten Bildausschnitt sieht. (Hersteller: Kodak; Preis: 250 Mark.)

Schutzbleche aus Alu und Kunststoff

Kaum teurer, doch leichter, flexibler und stabiler, dazu nicht scharfkantig und absolut rostfrei sind die Fahrrad-Schutzbleche, die bereits auf einige höherwertige Sporträder montiert werden. Sie bestehen aus einer Aluminiumfolie, die mit transparentem Kunststoff ummantelt ist. Nebeneffekt: Die Folie kann zugleich als elektrischer Leiter für Lampe und Rücklicht dienen. (Hersteller: Esge-Marby; Bielefeld.)

Erste Frauen-Bank in New York

Bankräuberinnen gibt es schon — und weibliche Bank-Direktoren nun auch. Noch in diesem Jahr soll die erste Frauen-Bank der Welt, die „First Women's Bank", im eleganten Ritz Tower an der New Yorker Park Avenue ihre Schalter öffnen. Anteilscheine im Gesamtwert von drei Millionen Dollar wurden schon ausgegeben, zu 81 Prozent an Frauen. An der Spitze des Unternehmens wirken Präsidentin Madeline McWhinney und ein 15köpfiges gemischtes Direktorium — darunter neben der Women's-Lib-Pionierin Betty Friedan auch fünf Männer vom Fach. Die Unternehmensziele sind weniger feministisch als geschäftlich: Vor allem sollen jene 45 Prozent der US-Frauen zwischen 18 und 65 Jahren als Kundinnen gewonnen werden, die — zum Teil hohe — eigene Einkünfte erzielen. Ähnliche Frauen-Banken sollen demnächst noch in sieben weiteren US-Bundesstaaten eröffnet werden.

Puppen — auch für Privatleute



Imans-Puppen

„Revolution der Puppen" nannte René Fery, Chef der Pariser Firma „Design Pierre Imans", seine neueste Kreation: Schaufenster-Puppen aus einer Kunststoffmasse, die besonders lebensecht wirken und sich widerstandslos in jede Haltung bringen lassen. Die Puppen, männlich oder weiblich (jeweils sechs verschiedene Gesichter zur Auswahl) oder auch Kinder jeden Alters, kosten rund 750 Mark. Zu den Abnehmern gehören die Couturiers Cardin und Cacharel, doch wird auch mit Aufträgen von Kaufhäusern und Privatpersonen gerechnet. Fery: „Wir liefern in jeder Menge — auch einzeln."

kein Mannequin für Krebs“) von niemandem nach der Angst vor dem Tod gefragt wurde.

Die Schriftstellerin Karin Struck, die den Frauen mehr Gastlichkeit für Monatsschmerzen abverlangt, die sich das weibliche Verhältnis zur Gebärmutter bewußter wünscht, als handele es sich um einen scheuernden Gallapfel unter der Kittelschürze, erwartete auf der Pressekonferenz mehr Engagement. Sie reckte sich wie ein frisch geschossener Pilz zwischen dem Knieholz von Idioten, sie spielte den Rasputin auf einem Lemuren-Cocktail. Dafür wurde sie von Hildegard Knef geküßt.

Auf die körperlichen Strapazen des Tages in den Bücherhallen folgen abends sich überschneidende Empfänge. Diese Konstellation ist sadistisch, denn sie erzeugt die Unruhe, immer auf der falschen Hochzeit zu tanzen.

Eine typische Abfolge: Jemand verläßt die Party bei Siegfried Unseld, weil beim „Literaturzirkus“ in den Frankfurter Römerhallen Johannes Mario Simmel, Manfred Köhnlechner und Jean Marais auf einem Elefanten reiten sollen. Er ist schon im Mantel auf der Treppe, da steigt Peter Handke aus dem Taxi, um an der Party bei Siegfried Unseld teilzunehmen.

Vor den Römerhallen sagt der Türschließer: „Voll! Morgen wieder!“ In der Tür hört der hakenschlagende Allesfresser die lyrische Zeile „Deine Schenkel sind wie ein Gespann von Schimmeln“, ohne den Kopf dessen zu sehen, der sie erdacht hat. Danach bleibt dem Allesfresser aber immer noch die Souterrain-Feier bei Hanser. Da er kurz vor dem Servieren des warmen Zwiebelkuchens bei Unseld wegging, für die Römerhallen Zeit verschwendete, kommt er hungrig auch bei Hanser zu spät. Es bleiben die alkoholischen Getränke, deren Wirkung ihn schließlich auch sättigt.

Die Pointe dieses äußerst gedehnten Tages ist die Beschimpfung des Kulturredakteurs Dieter Hasselblatt. Der Schriftsteller Hans Christoph Buch lockt den Redakteur, ihn harmlos beim Namen nennend, an den Tisch und fragt: „Herr Hasselblatt, sind Sie beknackt?“

Beim „traditionellen S. Fischer-Abend“ im Künstlerkeller des Karmeliter-Klosters mußte der Wiener Autor Peter Henisch, ohne die geringste Möglichkeit, gehört zu werden, aus seiner Erzählung „Die kleine Figur meines Vaters“ lesen und Chansons singen. Die Luft zwischen den Gewölben war schlecht wie unter einem startenden Lastkraftwagen, und die Tatsache, daß Literatur gelesen und Chansons gesungen wurden, konnte nur an dem Zwischenruf „Ruhe“ erkannt werden. Mit dem gleichen Effekt, sagte der Schriftsteller Arnfried Astel, hätte Peter Henisch auch gleich in einer Mülltonne sitzen können und sein Verleger auf dem Deckel. ◆

Das bin ich

Der Künstlerstammtisch. ARD-Unterhaltungssendung mit Gustav Knuth.

Ab und an verlegt das deutsche Fernsehen seine Kindersendungen in die schönste Abendstunde. „Schnickschnack" etwa zählt dazu, das „ZDF Magazin" und, vor allem, der „Künstlerstammtisch".

Das ist eine Sendung, in der ein bekannter Menschendarsteller, Gustav Knuth, in einer nachgemachten Stampe beim Bier sitzt; um ihn herum sitzen andere bekannte Kunstschaffende, und so froh vereint befreien sie sich von eigenen Texten.

Letzten Dienstag hatte Knuth wieder ein buntes, teilweise vielleicht nur blaues Völkchen zu Gast: die Komikerin



TV-Sendung „Der Künstlerstammtisch"*: Auch

Hanne Wieder, das Schätzchen Uschi Glas, den Klavierspieler Peter Kreuder, den Kommissar-Gehilfen Günther Schramm und, Hallo Sacher, den Wiener Maxi Böhm. Schön.

Stammtische, weiß man, sind eine urdeutsche Institution. Alte Kameraden schwärmen da vom Donez-Bogen und vom schönen Polenkind, Kicker-Fans von Fallrückziehern, und wovon schwärmen Schauspieler? Meist von sich.

Im Fach der Selbst-Liebhaber ist Knuth der Größte. „Nanu, Herr Knuth", wunderten sich „Leute auf der Straße", „wieder mal in Berlin? Da machen Sie sicher wieder was Schönes im ‚Künstlerstammtisch'!" Knuth: „Diese Popularität ist es, die einem manchmal große Freude bereitet."

Denn als solche erkannt zu werden versetzt unsere großen Lieblinge immer

* Maxi Böhm, Peter Kreuder, Uschi Glas, Gustav Knuth, Hanne Wieder, Günther Schramm.

wieder in Entzücken. Die Wieder und der Schramm, beispielsweise, hatten in der U-Bahn einschlägige Erlebnisse, aber Knuths Ruf sprengt alle Grenzen: Sogar einem „sächsischen Touristen“ war er vertraut.

Nach diesem „Das bin ich“-Quiz und gegenseitiger Salbung (Knuth über Kreuder: „Ein Klassiker“) schritt man zum heiteren Teil des Abends: Schnurren und Schnokus aus der geheimnisvollen Welt der Bühne gingen nun auf den schon mehr gebeugten als geneigten Zuschauer nieder.

Da konnten vor allem die Herren in die vollen greifen und in, zumeist fremden, Erinnerungen kramen. „Lohengrin“ in Teplitz-Schönau, Hans Moser und sein Geiz, Pola Negri und ihre Liebhaber, Max Reinhardt und seine Schwäne: Haben die gelacht, am Künstlerstammtisch.

Aber auch das eigene Künstlerleben ist reich an unvergeßlichen Anekdoten.



ohne teure Texter trostlos

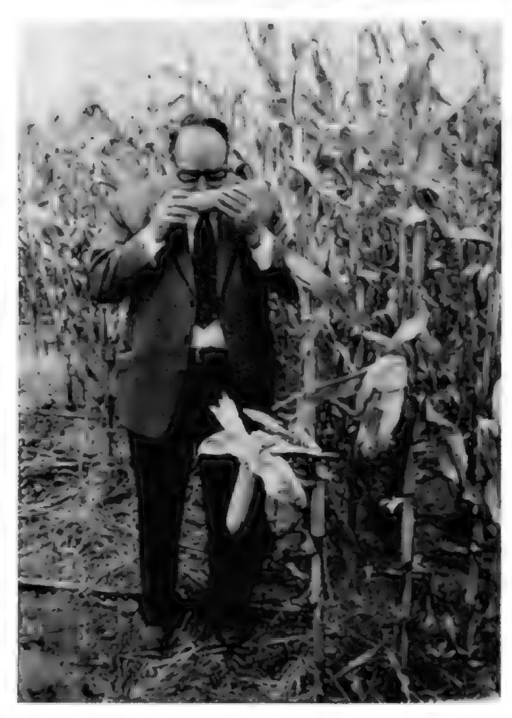
Da war die Geschichte mit dem Knattermimen, der vor dem Auftritt in die Hosen machte, oder die von dem schweren Helden, der, weil voll, auf lichter Bühne einschlief. Gustav Knuth hingegen wurde vom „größten deutschen Schauspieler“, Werner Krauß, gekitzelt.

So war es ein rechter PR-Markt der Eitelkeiten, Gustav Knuth in der Rolle des beliebten Gustav Knuth, und es zeigte sich, ganz sonderbar: Unsere Lieblinge sind imstande, auch ohne teure Texter eine typische, also trostlose TV-Show auf die Beine zu stellen. Weiß das der Peter Alexander?

Die Show wird weitergehen. Wolfgang Rademann, der „Künstlerstammtisch“-Produzent und Betreuer Peter Alexanders („Treffpunkt Herz“), kennt noch „viele alte Hasen, die was zu erzählen haben“. Die Sendung, sagt er, „kann meine Rente werden“. Keine dynamische.

Fritz Rumler

PERSONALIEN



Josef Ertl, 50, Bonner Landwirtschaftsminister, lobte auf einer Farm in Woodstock bei Chicago höflich den Anbau von Mais, obwohl „ich als Bayer zu diesen Früchten kein rechtes Verhältnis habe". Der Bonner mußte in der vorletzten Woche während seines Besuchsprogramms in den USA die Mais-Farm besichtigen und gab sich „so gut es eben ging" fachkundig (Photo). Tags zuvor war er bereits über eine Art der Mais-Verwertung aufgeklärt worden: US-Landwirtschaftsminister Earl Butz hatte Ertls Gastgeschenk (eine Kiste Rheinwein, Jahrgang 1913) nichts Passendes entgegenzusetzen und nahm als Gegengabe kurzerhand einen Maiskolben von seinem Schreibtisch. Butz entschuldigend: „Ich habe nichts anderes für Sie hier, aber daraus kann man auch Schnaps machen."

Heinz Schwarz, 47, Innenminister von Rheinland-Pfalz, will die „Disziplin innerhalb des Polizeivollzugsdienstes stärken". Laut interner Dienstanweisung an die Regierungspräsidenten und die Direktionen der Bereitschaftspolizei in Rheinland-Pfalz sollen die Beamten mit „straffer Dienstaufsicht", „unnachsichtigem Einschreiten" sowie Kontrollen bei Tag und Nacht zur Ordnung gerufen werden. Unangenehm aufgefallen waren dem Minister vor allem „vermehrter Alkoholgenuß", „leichtsinniger Umgang mit Waffen" sowie „ansteigende Tendenz der schuldhaft verursachten Verkehrsunfälle mit Dienstkraftfahrzeugen". Verärgert war Schwarz auch über das „ungepflegte Erscheinungsbild — z. B. bei Haar- und Barttracht", über fehlende Dienstmützen und offene Uniformröcke. Mitschuldig am Schlendrian laut Schwarz: die „nachlässige Dienstaufsicht durch die Polizeiführung".

Margaret („Queen Maggie") Thatcher, 50, Führerin der britischen Konservativen, zog sich nach ihrem Triumph auf dem Tory-Parteitag in Blackpool in ein viktorianisches Haus nahe der Ruine von Scotney Castle zurück, um Ehemann Denis beim Tapezieren zu helfen (Photo). Die Thatchers haben kürzlich in dem alten Gemäuer eine Sechs-Zimmer-Wohnung bezogen (Monatsmiete: 350 Mark), weil ihnen ihre zweieinhalb Kilometer entfernt gelegene alte Wochenend-Behausung in Lamberhurst (Grafschaft Kent) zu klein wurde. Margaret Thatcher: „Wir hatten nur einen Wohnraum; wenn ich arbeitete, durfte niemand fernsehen." Zum Heimwerken sieht die Tory-Chefin (Jahreseinkommen: 65 000 Mark) allen Grund: „Wir können uns niemand leisten, der uns die Arbeit abnimmt." Die Renovierung der Wohnung wird dadurch freilich länger dauern — die Hausherrin macht meist Politik, und der Ehemann, unlängst pensionierter Direktor einer Ölgesellschaft (Jahreseinkommen: 80 000 Mark), läßt die ungewohnte Hausarbeit ruhig angehen: Er hält sich ab und an im Golfclub auf, wenn seine Frau in London ist.



Baedengar Dessande, 39, neuer Botschafter des Tschad bei der Uno, verärgerte durch heimisches Tamtam seine Nachbarn im exklusiven New Yorker Viertel Riverdale. Für die musikalische Untermalung seiner Einstands-Fete hatte der afrikanische Diplomat kulturbewußt auf ein paar Bongo-Spieler zurückgegriffen, die denn auch die Partybesucher — und die Bewohner der angrenzenden Häuser — bis morgens um halb acht mit dröhnendem Getrommel unterhielten. Polizisten, die von den unfreiwilligen Ohrenzeugen afrikanischer Gastlichkeit mobilisiert worden waren, konnten nicht eingreifen: Dessande genießt diplomatische Immunität.

Jane Fonda, 37 (Photo), amerikanische Filmschauspielerin, soll sich demnächst im Gefängnis auf eine neue Rolle vorbereiten. Der Hollywood-Star unterzeichnete jetzt einen Vertrag für einen Film über die Entführung der amerikanischen Verlegertochter Patricia Hearst, 21, die sich nach der Entführung ihren Kidnappern anschloß und als Untergrund-Kämpferin „Tania" Schlagzeilen machte. Um die Motive für den Rollenwechsel der Millionärs-Tochter Patricia zu studieren, will sich der Filmstar mit seinem Vorbild im Untersuchungsgefängnis treffen. Revolutionäre Ideen sind auch Jane Fonda nicht ganz fremd. In den letzten Jahren erreichte die Tochter Henry Fondas weitaus mehr Publicity durch ihre Proteste gegen den Vietnam-Krieg und für eine bessere Indianer-Politik als durch ihre Filme.



Gerhard Reddemann, 43, Fraktionsgeschäftsführer der Union im Bundestag, beschwerte sich beim amtierenden Bundestagspräsidenten über das „rüpelhafte Benehmen" des SPD-Fraktionschefs Herbert Wehner: „Der hat den Vogel gezeigt." Wehner mochte sich nicht entschuldigen und schnauzte statt dessen den Petzer an: „Das kann doch für Sie nicht diskriminierend sein."

Richard Nixon, 62, Ex-Präsident der USA, der sich seit seinem Sturz im August 1974 kaum außerhalb seines Landsitzes in San Clemente hatte sehen lassen, zeigte sich jetzt bei einem Wohltätigkeits-Golfturnier in Kalifornien — von Pressephotographen verfolgt und

Ein großer Tag

Der neue Muret-Sanders, das größte zweisprachige Wörterbuch der Welt, ist vollendet. Lesen Sie hier, wem er was zu bieten hat. Von A-Z. Von Außenminister bis Zauberkünstler.

A **Ärzte.** Weil die Medizin keine Grenzen kennt.

Amerikanisten. Weil das amerikanische Englisch in diesem Werk genauso stark vertreten ist wie das britische Englisch.

Anglisten. Denn endlich haben sie ihre „Bibel". Mit etwa 400000 Stichwörtern auf 4000 Seiten.

Außenminister, die Gespräche unter 4 Augen wirklich unter vier Augen führen wollen.

Auslandskorrespondenten, die jetzt richtig glücklich sein können. Dieses Wörterbuch erleichtert ihre Arbeit auf jedem Gebiet.

B **Ballonfahrer.** Weil man nie so genau weiß, wo man landet.

Bankfachleute, denn im Muret-Sanders finden sie alle wesentlichen Ausdrücke der Finanzsprache.

Betriebswirtschaftler, – besonders jene, die bei Multis arbeiten.

Bibliothekare, für die dieses Werk gleichzeitig ein Muß und eine wahre Freude ist.

Botaniker. Weil ihr Fachgebiet überdurchschnittlich stark im Muret-Sanders berücksichtigt wurde und selbstverständlich auch die lateinischen Namen angegeben sind.

Botschafter, denn der Muret-Sanders ist ein Beitrag zur besseren internationalen Verständigung.

Buchhändler, denn sicher wird diese Anzeige eine höchst erfreuliche Nachfrage auslösen.

Bundestagsabgeordnete, die sich mit internationalen Problemen beschäftigen.

C **Chemiker.** Weil der Muret-Sanders so ganz nebenbei auch eine Art von Chemie-Wörterbuch ist und sogar die wesentlichen Formeln mit aufgenommen hat.

D **Diplomaten.** Weil es diplomatisch ist, mehr als eine Wendung im „Repertoire" zu haben.

Dolmetscher, denn in keinem anderen Wörterbuch finden sie so viele Übersetzungen.

E **EDV-Fachleute,** denn Englisch ist ihre Fachsprache.

Einkäufer, deren Markt international ist. Denn wer seine Handelspartner besser versteht, macht auch die besseren Geschäfte.

Exportkaufleute. Wer den englischsprachigen Markt beliefert, kann seine Exportchancen durch besseres sprachliches Know-how vergrößern.

F **Fabrikanten,** die über den nationalen Markt hinaus produzieren.

Fremdsprachenkorrespondenten, denen der Muret-Sanders ganz schnell unentbehrlich sein wird.

G **Germanisten.** Sie lesen richtig. Selbst für Germanisten ist der Muret-Sanders eine gute Investition. Er ist nämlich auch ein ganz großes Rechtschreibe- und Aussprachewörterbuch der deutschen Sprache.

H **Handelsschullehrer,** denn der Muret-Sanders ist das Standardwerk für kaufmännisches Englisch.

Handelsvertreter – die Produkte aus dem englischsprachigen Raum vertreiben.

Hotels – mit Niveau haben den Muret-Sanders – als Service und „unbezahlbares Medium" im Umgang mit englischsprechenden Gästen.

IJ **Ingenieure.** Denn der Muret-Sanders bietet in allen technischen Sachgebieten ein umfassendes Vokabular.

Journalisten. Ein längst ersehntes Arbeitsmittel ist endlich fertig. Jetzt können sie noch etwas fundierter recherchieren, schreiben und agieren.

K **Korrektoren.** Wenn sie in Englisch arbeiten, ist dieses Werk die langersehnte Arbeitserleichterung.

Konstrukteure. Den internationalen Standard zu halten, ist oft eine Frage der Terminologie.

Konsulate. Dieses Werk brauchen sie einfach – jeden Tag. Verständigung ist eine Frage des Verstehens.

L **Lehrer,** insbesondere Englischlehrer, die jetzt ihr „Buch der Bücher" haben.

Lektoren. Hier brauchen wir nicht lange zu argumentieren.

Literarisch Interessierte. Jetzt können sie endlich ihre Lieblingsbücher im Original lesen.

M **Makler.** Weil sie sich jetzt auch bei internationalen Geschäften auf sicherem Boden bewegen können.

Meteorologen. Der Muret-Sanders ist da. Ein neues sprachliches „Hoch" für sie. Denn auch ihr Fachgebiet ist im Wortschatz fundiert berücksichtigt.

Manager. Je weiter sie nach oben kommen – desto dünner wird die Luft. Der Muret-Sanders hilft ihnen, die „Höhenluft" besser zu vertragen.

Marktforscher. Weil deren Metier mit Englisch eng verbunden ist.

N **Naturwissenschaftler.** Entsprechend der heutigen Bedeutung der Naturwissenschaften, ist der Fachwortschatz im neuen Muret-Sanders besonders ausführlich behandelt.

Notare. Internationale Verträge haben jetzt einige Tücken weniger.

OPQ **Österreicher.** Der Muret-Sanders geht auf regionale Sprach-Nuancen ein.

Parapsychologen, denn nachweislich sprechen die meisten Geister Englisch.

Patentanwälte. Endlich haben sie ein Werk, das ihren Ansprüchen genügt.

Phonetiker. Der Muret-Sanders ist so nebenbei ein Meilenstein der Phonetik.

400000 Stichwörter
4000 Seiten
4 Bände

Teil I Englisch/Deutsch 230 DM
Teil II Deutsch/Englisch 330 DM

R **Rechtsanwälte,** mit internationalen Aufgaben, weil Englisch ihre Sprache ist.

S **Sprachschüler.** Der Muret-Sanders ist wirklich eine Anschaffung fürs Leben.

Sprachwissenschaftler, ein beispielhaftes Werk, um das sie nicht herumkommen.

T **Techniker.** Zahlreiche technische Spezialisten arbeiteten am Muret-Sanders mit.

UVW **Übersetzer.** Jetzt können sie sich ihren Lebensunterhalt leichter verdienen.

Werbeschaffende. Damit sie besser aus den Annuals kupfern können.

XYZ **Zauberkünstler.** Auch ihr Beruf orientiert sich an englischsprachiger Fachliteratur.

Und alle anderen,
die die englische Sprache lieben, mit ihr umgehen oder arbeiten.



Der neue Muret-Sanders. Langenscheidts Enzyklopädisches Wörterbuch Englisch/Deutsch, Deutsch/Englisch.

in wenig vertrauenerweckender Gesellschaft. Auf den Greens des La Costa Country Club traf der Ex-Präsident mit Bossen und Funktionären der amerikanischen Transportarbeiter-Gewerkschaft Teamsters Union zusammen, die — nicht erst seit dem mysteriösen Verschwinden ihres letzten Präsidenten James Hoffa — im Verdacht steht, kriminell unterwandert zu sein. Unter Nixons Golfpartnern auf dem aus Pensionsgeldern der Gewerkschaft angelegten La-Costa-Club-Gelände: Hoffa-Nachfolger und Mafia-Freund **Frank Fitzsimmons**, 68 (Photo l. mit Nixon), Anthony („Tony Pro") Provenzano, 58, einer der Vize-Präsidenten der Gewerkschaft (dreimal wegen Erpressung verurteilt, der Mafia-Kontakte und Korruption verdächtig und kürzlich im Zusammenhang mit dem



Verschwinden Hoffas von der Polizei verhört), und Allen Dorfman, ein ehemaliger Teamster-Berater, der 1972 wegen einer Bestechungsaffäre im Zusammenhang mit Teamster-Pensionsgeldern zu acht Monaten Gefängnis verurteilt wurde.

Dang Van Quang, 52, seit dem Fall Saigons im kanadischen Exil lebender südvietnamesischer Ex-General, muß jetzt damit rechnen, von seinen Gastgebern ausgewiesen zu werden. Schon im Juli hatte das kanadische Einwanderungsministerium die Deportation Quangs beschlossen, weil Nachforschungen ergeben hatten, daß sich der ehemalige Sicherheitschef Saigons in seiner Heimat durch Bestechungsgelder und Heroinschmuggel eine ansehnliche „Pension" zusammengetragen und dieses Geld mit nach Kanada gebracht hatte. Dennoch konnte Quang bislang weiterhin in seiner Nobel-Wohnung auf Montreals Nonneninsel residieren, weil sich kein anderes Land bereit fand, den Ex-General aufzunehmen. Jetzt wurde in dieser Angelegenheit in Ottawa vorgesprochen — von Truong Dan, dem Sonderbotschafter der Provisorischen Revolutionsregierung Südvietnams. ◆

Aus erster Hand

Informationen aus erster Hand – NRZ-Redakteure informieren sich an Ort und Stelle

U.a.: Kurt Gehrmann untersucht die Situation in Portugal. Herbert Straeten berichtet nach einer erneuten UdSSR-Reise über das Verhältnis Bonn-Moskau. Norbert Schulz sieht sich in den großen Industrieunternehmen Südafrikas um. Arnold Gehlen prüft, was aus dem hochgelobten Sozialstaat Schweden geworden ist. Jens Feddersen bereist die USA – ein Jahr vor der Präsidentenwahl – und informiert sich in Südamerika über den „Markt der Zukunft".

Die NRZ-Redaktion unter Leitung von Chefredakteur Jens Feddersen – ein Begriff für informative Berichterstattung, kritische Kommentare und sorgfältige Analysen

Zum redaktionellen Stil der NRZ gehört es, die Breite des Informationsangebotes aus Politik, Wirtschaft, Wissenschaft, Kultur und vom Sport, überregional wie lokal, in besonderer Weise zu ergänzen und zu vertiefen.

Informationen aus erster Hand – ein Teil des umfangreichen NRZ-Redaktionsprogramms Herbst '75, das mit einer Vielzahl von Aktionen und Veranstaltungen, Serien und Reports die NRZ noch interessanter macht. U.a.:

Zu Gast bei der NRZ – Die politische Prominenz von Regierung und Opposition aus Bonn und Düsseldorf ist wieder „Zu Gast bei der NRZ", aber auch Persönlichkeiten aus Wirtschaft, Kultur und vom Sport werden sich den Fragen der NRZ-Redakteure stellen.

Heißer Draht für Bürger – NRZ-Leser in direktem Telefonkontakt mit Gästen im NRZ-Pressehaus.

Treffpunkt Pressehaus – Das NRZ-Pressehaus als Treffpunkt für Prominente aus Politik, Wirtschaft, Kultur und vom Sport.

Serien, Reports und „heiße Eisen"

Veranstaltungen und Aktionen auf lokaler Ebene

Hintergrundberichte vom Sport

Das Verbreitungsgebiet der NRZ ist der Wirtschaftsraum an Rhein und Ruhr. Die NRZ erscheint mit ausführlichem Lokalteil in Essen, Düsseldorf, Krefeld, Duisburg, Moers, Dinslaken, Wesel, Kleve, Wuppertal, Velbert, Mülheim/Ruhr und Oberhausen.

Im Verbreitungsgebiet erhalten Sie die NRZ an jedem Kiosk und im Zeitschriftenhandel. Im Abonnement kommt die NRZ jeden Morgen zu Ihnen ins Haus.

Die NRZ – Regionalzeitung für das Rhein/Ruhr-Gebiet
Unabhängig
Meinungsfreudig



NEUE RUHR ZEITUNG/NEUE RHEIN ZEITUNG
PRESSEHAUS NRZ · ESSEN

REGISTER

BERUFLICHES

Karl Schiller, 64, ehemaliger Superminister im Kabinett Brandt, hat am vergangenen Mittwoch in Hamburg die Leitung der „Volkswirtschaftlichen Abteilung der Axel Springer Verlag AG“ übernommen (Personalstärke: ein Assistent, eine Sekretärin). Der Wirtschaftsprofessor, der trotz des Fulltimejobs an der Alster weiterhin als Verwaltungsrats-Chef der Luxemburger Finanzierungsgesellschaft „Economic Development of Equatorial and Southern Africa“ („Edesa“) in Afrika nach gewinnträchtigen Investitionsmöglichkeiten Ausschau hält, soll freilich nicht nur Springers Finanzmanagement dienen, sondern sich auch um die Springer-Blätter kümmern. So wird er „den Redaktionen des Hauses mit Berichten, Analysen und Kommentaren zu internationalen Wirtschaftsfragen informierend und beratend zur Seite stehen“ („Welt“). Schiller weiß, was auf ihn zukommt: Einen Beratervertrag mit dem Pressekonzern hatte er bereits seit Jahren, und auch als Kolumnist gegen die Bonner Koalition tat sich der Ex-Minister in Springers Blättern bereits hervor.

Manfred „Cassius“ Manglitz, 35, ehemaliger Torwart der deutschen Nationalmannschaft und Diskotheken-Besitzer in Köln, darf als letzter der am Bundesliga-Skandal beteiligten Spieler zum Fußball-Betrieb zurückkehren — für 600 Mark Monatsgehalt beim Zweit-Bundesligisten 1. FC Mülheim. Vor dem Skandal, bei dem auch Manglitz 1971 abstiegsbedrohten Bundesliga-Vereinen für Bargeld gegen seine Mannschaft siegen half, verdiente er beim 1. FC Köln monatlich bis zu 10 000 Mark. Der Deutsche Fußball-Bund sperrte den Berufskicker später auf Dauer. Um wieder spielen zu dürfen, beglich Manglitz jetzt 17 300 Mark ausstehende DFB-Verfahrenskosten. Außerdem zahlte er seinen neuen Mannschaftskameraden die September-Gehälter (rund 10 000 Mark) — der 1. FC Mülheim, seit Wochen in akuter finanzieller Not und in Abstiegsgefahr, ist nicht in der Lage, die laufenden Kosten zu tragen. Manglitz: „Die haben mir geholfen, also helfe ich ihnen.“

John Dennis Profumo, 60, ehemaliger britischer Heeresminister, der vor zwölf Jahren nach einer Affäre mit dem Callgirl Christine Keeler zurücktrat und seitdem im Londoner Osten „Arme und Unterprivilegierte“ („Daily Express“) betreute, hat am vergangenen Mittwoch „nach langem Zögern“ (Profumo) wieder einen High-Society-Posten angenommen — als Direktor der Versicherungsgesellschaft „Provident Life Association of London“. Großaktionär des Unternehmens ist der Ex-Minister bereits — das Unternehmen war bis 1961 ausschließlich Familienbesitz und wurde von seinem Großvater gegründet. Ausschlaggebend für Profumos Entscheidung: Im Juni hatte Königin Elizabeth II. den lange gesellschaftlich geächteten Ex-Politiker für seine „Verdienste in der Sozialarbeit“ in den Rang eines „Commander of the Order of the British Empire“ erhoben und damit endgültig rehabilitiert.

Dietrich Scheid, 59, Berliner Rechtsanwalt mit gestreuter Klientel (von der einstigen Salon-Wirtin Gerda Baetge bis zum Verleger Axel Springer), soll 1. Vorsitzender der „Vereinigung der Berliner Strafverteidiger e. V.“ werden. Der Posten ist vakant, weil Vereinigungschef Gerd Joachim Roos vor zwei Wochen nicht wiedergewählt wurde, nachdem er gegen seinen Stellvertreter, den Ensslin-Verteidiger Otto Schily, „nicht aus persönlichen, sondern rechtspolitischen Gründen“ Stimmung gemacht hatte. Die zunächst trotz Abwesenheit und ohne ihr Wissen ersatzweise gekürte Rechtsanwältin Helene Bode fiel „beinahe rückwärts vom Stuhl“, als sie von ihrer Wahl erfuhr, und lehnte rundweg ab. Während nun der eher rechtsorientierte Sozialdemokrat Scheid die leicht linkslastige „Vereinigung“ führen soll, etabliert sein Parteigenosse Roos einen Konkurrenz-„Verband Berliner Verteidiger“.

Neckermann-*Komfort*fertighäuser

Solide gebaut und außergewöhnlich preiswert



»Compact«, 67–186 qm Wohnfläche, ab DM **61.032,–**



»Tessin«, 117–135 qm Wohnfläche, ab DM **97.995,–**



»Studio«, 149 qm Wohnfläche, DM **153.290,–**



»Donau«, 63–67 qm Wohnfläche, ab DM **49.995,–**



»Buchenrain«, 99–179 qm Wohnfläche, ab DM **80.095,–**



»Avenue«, 130–224 qm Wohnfläche, ab DM **102.860,–**



»Consul«, 107–143 qm Wohnfläche, ab DM **101.445,–**



»Wunschhaus«, 69–178 qm Wohnfläche, ab DM **65.885,–**



»Birkenweg«, 78–150 qm Wohnfläche, ab DM **66.620,–**



»Meran«, 132–156 qm Wohnfläche, ab DM **116.950,–**



»Wunschhaus«, 69–178 qm Wohnfläche, ab DM **65.885,–**



»Birkenweg«, 117–202 qm Wohnfläche, ab DM **98.945,–**



Das größte deutsche Fertighaus-Programm. Mit Festpreis-Garantie und allen Sicherheiten.

Sie bauen sicher nur einmal im Leben. Wir haben schon 20.000 Häuser gebaut. 100.000 zufriedene Menschen, unsere Bauherrn und ihre Familien, wohnen in NECKERMANN-Fertighäusern.

Über 50 Grundtypen, die meisten schon für weniger als 100.000,– Mark, gibt es in diesem umfangreichen Bauprogramm. Wir bauen ein Haus in 1–3 Wochen komplett schlüsselfertig, ohne jedes Risiko, ohne Anzahlungen und ohne Vorauszahlungen. Informieren Sie sich einmal ganz genau über die NECKERMANN-Fertighäuser. Lassen Sie sich gleich den neuen großen Fertighaus-Katalog schicken. Oder besuchen Sie eine unserer Musterhaus-Niederlassungen, wo Sie unsere Häuser ungestört auf „Herz und Nieren" prüfen können.

Musterhäuser und Beratungsbüros:

235 Neumünster-Einfeld, Stover Weg · **31 Celle,** Burgstraße 110–112 · **3503 Lohfelden bei Kassel,** Kiefernweg 1 + 3 (Ecke Salzpfad) · **4273 Wulfen bei Marl,** Alt Wulfen, Erwiger Weg 2/Ecke Hervester Straße · **4451 Lingen-Altenlingen,** Vogelsang 11 · **46 Dortmund-Solde,** Wiedenweg 3–7 · **475 Unna,** Industriepark Max Planck Straße 9 · **51 Aachen-Haaren,** Würselener Str. 48a (ehemals Burgstr.) · **5461 Vettelschoß bei Linz/Rhein,** Erlenweg · **5540 Prüm/Eifel,** Am roten Sandberg · **5600 Wuppertal-Oberbarmen,** Fertighaus- und Schwimmbad-Ausstellung Eichenhofer Weg · **6 Frankfurt am Main,** Hanauer Landstraße 360–400 · **6483 Salmünster/Hessen,** Waldstraße 10 · **6619 Losheim/Saar,** Am Schlüssel · **6800 Mannheim,** Theodor Heuss Anlage 36 · **7012 Fellbach bei Stuttgart,** Fertighaus- und Schwimmbad-Ausstellung, Hohenstraße 21 · **7031 Gärtringen bei Böblingen,** Rosenstraße 13–15 · **7900 Ulm,** Thalfinger Straße, Ausstellungsgelände an den Donauhallen · **8070 Ingolstadt-Mailing,** Niederaltaicher Straße · **Beratungsbüro Berlin, 1 Berlin 30-Wilmersdorf,** Prager Platz 6 (Samstag/Sonntag geschlossen)

Öffnungszeiten: Mo.–Fr. 9.00–18.30 Uhr, in Aachen und Lingen. Mo.–Fr. 9.00–18.30 Uhr, in Fellbach, Ulm, Wuppertal und Mannheim täglich 9.00–18.00 Uhr. Sonntag Besichtigung

KATALOG-COUPON



NECKERMANN EIGENHEIM GMBH

Das bekannteste Fertighausunternehmen in Deutschland

Schicken Sie mir den neuen, großen Komforthaus-Katalog. Schutzgebühr DM 6,50 + Porto und Nachnahme.

Ausschneiden und einsenden an: NECKERMANN EIGENHEIM GMBH, Abt. EM A 42, 6 Frankfurt/Main, Hanauer Landstr. 360–400, Tel. (06 11) 4 04 85 00.

DIESE WOCHE IM FERNSEHEN

Montag, 20. 10.

20.15 Uhr. ARD. Monitor
Geplant sind ein Gespräch mit Herbert Wehner über „die Macht der Kanalarbeiter“ und ein „Kreuzfeuer“-Interview mit Albrecht Hasinger, Hauptgeschäftsführer der CDU-Sozialausschüsse. Das Magazin läßt außerdem „drei Opfer der Anarchisten-Hysterie“ zu Wort kommen und berichtet über Untersuchungen, wonach Trockenmilch die Säuglingssterblichkeit in den Entwicklungsländern vergrößert.

20.15 Uhr. ZDF. Querschnitt
Wissenschaftsmagazin mit Hoimar von Ditfurth.

20.15 Uhr. Nord III. Der Rowdy auf der Treppe (Wh.)
Der englische Dramatiker Joe Orton, der 1967 von einem homosexuellen Freund erschlagen wurde, schrieb Farcen voll Angst und Gewalt. In seinem selten aufgeführten Bühnenstück provoziert ein todessüchtiger Outcast den Killer seines Bruders, bis der ihn erschießt.

21.15 Uhr. ZDF. Josse
Der französische TV-Film, nach einer Erzählung des Romanciers Marcel Aymé („Ein Mann geht durch die Wand“), zeigt ein Milieu voll Frustration und Verbitterung: Der pensionierte Berufssoldat Josse, der es in den Kolonien nur bis zum Unteroffizier gebracht hat, nimmt bei seiner zänkischen Schwester Quartier und ermordet sie schließlich, als sie ihm seine Freundschaft zu einem Nachbarkind zerstört. Der konventionell gedrehte Film (Regie: Guy Jorré) wurde 1974 mit dem Prix Italia ausgezeichnet.

21.45 Uhr. ARD. Manès Sperber (Wh.)
Das Porträt des Ex-Kommunisten, Romanciers und diesjährigen Büchnerpreisträgers wird statt einer kurzfristig abgesetzten Dokumentation über das Saarland gezeigt, in der Saar-Intendant Mai „massenweise historische Fehler, emotional überheizte Formulierungen und chauvinistische Denkansätze“ entdeckt hatte (SPIEGEL 42/1975). Die Ausstrahlung der „zur historischen Wahrheit hin“ korrigierten Fassung (Mai) verhinderte der Autor, Jung-Historiker Heribert Schwan, indem er seinen Namen durch einstweilige Verfügung zurückzog.

Dienstag, 21. 10.

19.30 Uhr. ZDF. Spione unter sich
Dem von vier Regisseuren mit Stars (Henry Fonda, Robert Hossein, Robert Ryan, Peter van Eyck, Bourvil, Vittorio Gassmann) inszenierten Agententhriller (1965) wurde von der Kritik eine „reichlich schwache Story“ bescheinigt.

21.00 Uhr. ARD. Zahnschmerzen
Dreißig Jahre nach dem II. Weltkrieg, den Nazi-Deutschland gewonnen hat, steht Großbritannien geschlossen hinter dem Reich, ehemalige KZler sind fanatische Parteigenossen. Der englisch-polnische Drehbuchschreiber Leo Lehman malt sich die „schreckliche Vorstellung“ eines Hitler-Sieges aus und kommt zu der Erkenntnis, „daß Deutschland nur eine Niederlage überleben konnte, an einem Sieg aber zugrunde gegangen wäre“.

21.15 Uhr. ZDF. Kennzeichen D
Moderator: Joachim Jauer. In einer Analyse des Londoner Instituts für strategische Studien sollen Behauptungen widerlegt werden, der Warschauer Pakt könne einen „Blitzkrieg“ gegen die Nato in Europa gewinnen. Weitere Themen: der zweite Welt-Frauenkongreß in Ost-Berlin, zu dem keine offizielle westdeutsche Delegation entsandt wird, und ein Regierungserlaß in Baden-Württemberg, der den Besuch von Berufsschulen nicht mehr obligatorisch macht.

22.00 Uhr. ZDF. Aspekte
Peter Scholl-Latour vergleicht in einer Analyse Frankreichs Porno-Welle (Photo aus „Die Geschichte der O“) mit „der Libertinage des 18. Jahrhunderts“ und bringt Statements von KP-Führer Marchais und dem Pariser Kardinal Marty. Außerdem eine Reportage über die diesjährigen Preisträger der Deutschen Akademie für Sprache und Dichtung: Ernst Bloch, Walter Höllerer und Manès Sperber, für den Böll die Laudatio hält.



Mittwoch, 22. 10.

20.15 Uhr. ARD. Franz Josef Strauß
Die „Mär vom bösen Strauß“ will Henric L. Wuermeling, politischer „und parteiloser“ Redakteur beim Bayerischen Rundfunk, mit seinem „FJS-Psychogramm entkräften“. Sein Strauß: ein „durch und durch ehrliches, wenn auch nicht immer gradliniges Mannsbild“, ein aufrechter Demokrat („Wenn man ihn in die Nähe von Faschisten rückt, das tut ihm weh“), ein „Mensch, der Aristoteles und Cicero liest“ und wohl „die verkannteste Persönlichkeit dieser Generation ist“. Gefilmt wurde — vom 1. September bis 8. Oktober — beim „Gespräch mit Christen und Chinesen“, in „der Kirche und im Cockpit“, auf „der Alm und im Aufsichtsrat“, bei Freunden und Feinden.



20.15 Uhr. ZDF. Bilanz
Angekündigt sind ein Live-Interview mit Hermann Josef Abs zur „Weltwirtschaft am Wendepunkt“ und ein Gespräch mit dem Vizepräsidenten des Bauernverbands, Baron Feury, über „die Neuordnung des EG-Agrarmarkts“.

20.15 Uhr. Nord III und Hessen III, 20.30 Uhr. West III. Kameradschaft (sw)
G. W. Pabsts Proletkult-Film, in dem optimistisch Völker- und Klassenverbrüderung beschworen wird, entstand 1931 mit deutschen und französischen



Schauspielern in Bergwerken bei Gelsenkirchen. Bei einem Grubenunglück will die Werksleitung verhindern, daß deutsche Arbeiter eingeschlossenen französischen Kumpeln helfen.

21.45 Uhr. ZDF. Fußball-Europacup, 2. Runde
Zwei Stunden Übertragung der Spiele Borussia Mönchengladbach — Juventus Turin, Atletico Madrid — Eintracht Frankfurt und Hertha BSC — Ajax Amsterdam.

22.00 Uhr. ARD. Je später der Abend
Gäste in Hansjürgen Rosenbauers Talkshow: Marie Schlei, Staatssekretärin im Kanzleramt, Regisseur Volker Schlöndorff („Die verlorene Ehre der Katharina Blum") und die Sängerin Joy Fleming.

Donnerstag, 23. 10.

20.15 Uhr. ARD. Pro und Contra: Privatisierung der öffentlichen Dienste
Streitgespräch zwischen Sprechern vom Bund der Steuerzahler, des Zentralverbandes des Deutschen Handwerks und des Städtetages.

20.30 Uhr. ZDF. Tegtmeiers Reisen
Jürgen von Mangers „Reisetips", seit drei Jahren Dauerbrenner beim ZDF.

21.15 Uhr. ZDF. Kontrovers: Ratlose Rathäuser?
Über „moderne Kommunalpolitik" diskutieren die Oberbürgermeister Rudi Arndt (SPD, Frankfurt) und Manfred Rommel (CDU, Stuttgart) sowie Rudolf Baum, Staatssekretär im Bundesinnenministerium, mit ZDF-Redakteuren.

22.00 Uhr. ARD. Kontraste
Moderator: Peter Pechel. Geplant sind eine Analyse der Berichterstattung des Bonner DDR-Fernsehkorrespondenten, ein Bericht über die Schwierigkeiten bei den Vorbereitungen für eine Gipfelkonferenz der europäischen KPs sowie Beiträge über Landflucht in Polen und über den jugoslawischen Konzern Energoinvest.

22.00 Uhr. ZDF. Im Schweiße ihres Angesichts
In dem TV-Film des englischen Regisseurs Mike Leigh, mal wieder „ein Beitrag zum Jahr der Frau", wird „eigentlich nur gebrüllt und geschimpft". Im Mittelpunkt: eine Kleinbürgersfrau, die ihre „Sklavenstellung" bei ihrem beruflich frustrierten Ehemann „als Fügung Gottes akzeptiert".

Freitag, 24. 10.

20.15 Uhr. ARD. Solange ein Herz schlägt (sw)
Amerikanische Erfolgs-Schnulze (1945) um eine Karrierefrau (Joan Crawford), die sich mit ihrer Tochter um einen Playboy streitet. Regie: Michael Curtiz.

20.15 Uhr. Nord III und West III. Berufswahl und Jugendarbeitslosigkeit
Drittes der „Entscheidungsspiele aus der Arbeitswelt", in denen Zuschauer und Kandidaten „zielbezogenes Handeln im Betrieb" trainieren sollen. Im Anschluß diskutieren Bildungsminister Rohde sowie Sprecher des DGB und des Deutschen Industrie- und Handelstages.

21.40 Uhr. Bayern III. Schieß, solang du kannst (sw)
Lino-Ventura-Krimi (1965) von Claude Sautet.

23.00 Uhr. ZDF. Danach
Einen „sehr traurigen Film" und „eine Art nostalgischen Rückblick auf jene Tage, als wir noch gewohnt waren, vor der Bombe zu erschauern", nennt Richard Lester („Wie ich den Krieg gewann") seine surreale Weltuntergangs-Phantasie (1968). In einer Kraterlandschaft leben 20 Engländer, die den Atomkrieg überlebten (darunter Marty Feldman und Rita Tushingham).

Samstag, 25. 10.

21.00 Uhr. West III. Im Banne von Schanghai
Josef von Sternbergs Hollywood-Melodram (1941) über finstere Umtriebe in einer chinesischen Spielhölle.

22.05 Uhr. ARD. Die Comancheros
Hollywood-Western (1961) mit John Wayne, der gegen marodierende Indianer und Banditen kämpft. Regie: Michael Curtiz.

22.10 Uhr. Bayern III. Zeit für Zärtlichkeiten — Liebe nach Sechzig
Dokumentation von Wilma Kottusch über Alters-Sex.

Sonntag, 26. 10.

13.45 Uhr. ARD. Glashaus — TV intern: Fernsehen und Werbung — wer braucht wen?
Obwohl „bei einem Furz in der ‚Glashaus'-Sendung gleich der Kopf des Redakteurs wackelt" („Funk-Korrespondenz"), macht sich das innerhalb der ARD attackierte medienkritische Magazin wieder an „ein heißes Eisen": die Vorschläge der SPD-Medienkommission, die Fernseh-Werbung abzuschaffen.

20.15 Uhr. ARD. Amphitryon
Nachdem er vor vier Jahren „respektabel scheiternd" („SZ") Kleists Version der antiken Komödie fürs Stuttgarter Theater inszenierte, versucht sich der langjährige Basler Oberspielleiter Niels-Peter Rudolph jetzt mit einer TV-Bearbeitung. In den Hauptrollen:



Helmut Griem und Rudolph-Ehefrau Hildegard Schmahl (Photo).

20.15 Uhr. ZDF. Ein Fall für Sie!
Zweite Folge des faden Mörderspiels, bei dem Zuschauer mitraten sollen. Dietmar Schönherr, Kommissar der Startsendung (Februar 1975), wurde für die Sendung trotz seiner „erwiesenen Begabung für Improvisation und freie Rede" von Alexander May abgelöst.

20.30 Uhr. Nord III. You'll never get rich (sw)
Das Hollywood-Musical (1941) mit Fred Astaire, Rita Hayworth und Songs von Cole Porter war einer der ersten Filme für die US-Heimatfront.

22.30 Uhr. ZDF. Was kostet uns die Pressefreiheit?
45-Minuten-Bericht von den Mainzer Tagen der Fernsehkritik. Thema: Werbung im Fernsehen.

HOHLSPIEGEL

„Frau im Spiegel“-Chefredakteur Jochen Seelhoff im Branchendienst „text intern“ über die Konzeption seines Blattes: „Ich nehme die Leserin ernst. Ich versuche sie nicht für dumm zu verkaufen. Da ich Realist bin, versuche ich gleichzeitig, dem Inserenten ein Umfeld zu schaffen, dessen er sich nicht zu schämen braucht.“

△

> Stud. med., CDU, sucht
> **Zimmer**
> Zuschriften unter ST 6478 an die Geschäftsstelle

Aus der Ulmer „Südwestpresse“.

△

Hermann Henselmann, 70, ehemals Chef-Architekt und Erbauer der Ost-Berliner Stalinallee, kritisiert im DDR-Kultur-Blatt „Sonntag“ die gegenwärtige DDR-Architektur: „Allerdings sollte man nicht impotente Leute zur Zeugung auffordern oder potente junge Leute durch verfehlte Studienmethoden impotent machen.“

△

Um einen „sowjetisch-amerikanischen Atomkampf“ in Würzburg geht es in einem amerikanischen Gesellschaftsspiel, das jetzt auf den deutschen Markt kommen soll. Bei dem „Taktikspiel“ werden (als „eine von vielen Möglichkeiten“) die Würzburger Festung, die alte Mainbrücke und die Löwenbrücke von Amerikanern bombardiert, ehe eine sowjetische Atombombe auf die Würzburger Innenstadt Kampfgeschehen und Spiel entscheidet.

△

> Welcher stramme und kameradschaftliche frühere RAD-Dienstgrad könnte samstags im Oktober deutschem Urlauber, der einem früheren ländlichen Dienstherrn zum Ehrentag Posten stehen will, das Klopfen der **Ehrungsgriffe am Spaten** beibringen? Zuschriften unter „Nr. 3166“ an die SZ.

Aus der Gmundener „Salzkammergut-Zeitung“.

△

Nina Grunenberg in einer „Zeit“-Reportage über Bundeskanzler Helmut Schmidt: „Ich sitze nun immerhin so nah dran, daß ich sehen kann: der Kanzler hat nicht — wie oft behauptet wird — den Hosenbund aufgeknöpft, sondern die beiden untersten Knöpfe der Weste.“

RÜCKSPIEGEL

Zitate

Die „Süddeutsche Zeitung“ über den Frankfurter Oberbürgermeister und SPD-Chef von Hessen-Süd Rudi Arndt:

Ein Meisterstück an Taktik sehen viele auch in der Operation Leber — Voigt. Um sich, so lautet die verkürzte Formel, Karsten Voigt, der für ihn in der Frankfurter SPD als „Brücke“ zum linken Parteiflügel unentbehrlich sei, als Partner zu erhalten, habe Arndt den ehemaligen Juso-Bundesvorsitzenden als Kandidaten in den Frankfurter Wahlkreis 140 manövriert und dabei den mißliebigen, da zum rechten Parteiflügel zählenden Georg Leber abserviert. Die Formel von der Arbeitsüberlastung des Bundesverteidigungsministers sei dabei ein schönes Mäntelchen gewesen, das sich durch das Leber-Interview im SPIEGEL schnell als rissig erwiesen habe.

△

Titelseite des japanischen Magazins „Shûkan Yomiuri“ zu einer Titelgeschichte über das französische „Lust-Kino“:



△

Die in Johannesburg (Südafrika) erscheinende „Rand Daily Mail“:

Oppositionspolitiker warnten, daß die Episode um die „Verlorenen Geheimnisse“ aus der Bonner Botschaft „die Voraussetzungen für einen Riesenskandal“ böte, den sich Südafrika kaum leisten könne. Das südafrikanische Verteidigungsministerium hat alle Hinweise auf die letzten Enthüllungen von Verteidigungsangelegenheiten aus den angeblich gestohlenen Dokumenten — im westdeutschen Wochenmagazin SPIEGEL veröffentlicht — verboten.

△

Psychologie-Professor Fritz Stemme in der Bonner „Welt“ über Franz Beckenbauers „Einer wie ich“:

Nur da, wo Beckenbauer seine Informationen aus dem Nachrichtenmagazin SPIEGEL nimmt, erwähnt er diese Quelle, weil es ihm offensichtlich zweckmäßig erscheint, sich den Rücken freizuhalten. Denn dort hat man ein großes Archiv, in dem manches verborgen sein könnte.


Whiskyzeit -
BLACK & WHITE
Mit Freunden beisammen sein. Sich angeregt unterhalten.
Den Gedanken freien Lauf lassen. Und dazu den richtigen Scotch genießen: Black & White.
Golden schimmert er im Glas. Rauchig mild entfaltet er sein volles, in langen Jahren gereiftes Aroma. Seinen unvergleichlichen Geschmack.
It's whisky time.
BLACK & WHITE
BLACK & WHITE
BY APPOINTMENT TO HER MAJESTY THE QUEEN
SCOTCH WHISKY DISTILLERS
JAMES BUCHANAN & CO. LTD. LONDON
SPECIAL BLEND OF
BUCHANAN'S
OLD SCOTCH WHISKY
DISTILLERS


Wir haben schon vieles verändert.
Die Stuyvesant-Generation geht ihren Weg.
Peter Stuyvesant
AROMATISCH 20
FILTER
TOP INTERNATIONAL QUALITY
Peter Stuyvesant
EXTRA LEICHT
20
FILTER
IM RAUCH NIKOTINARM
Echter Stuyvesant-Geschmack mit Tabaken aus vier Kontinenten.